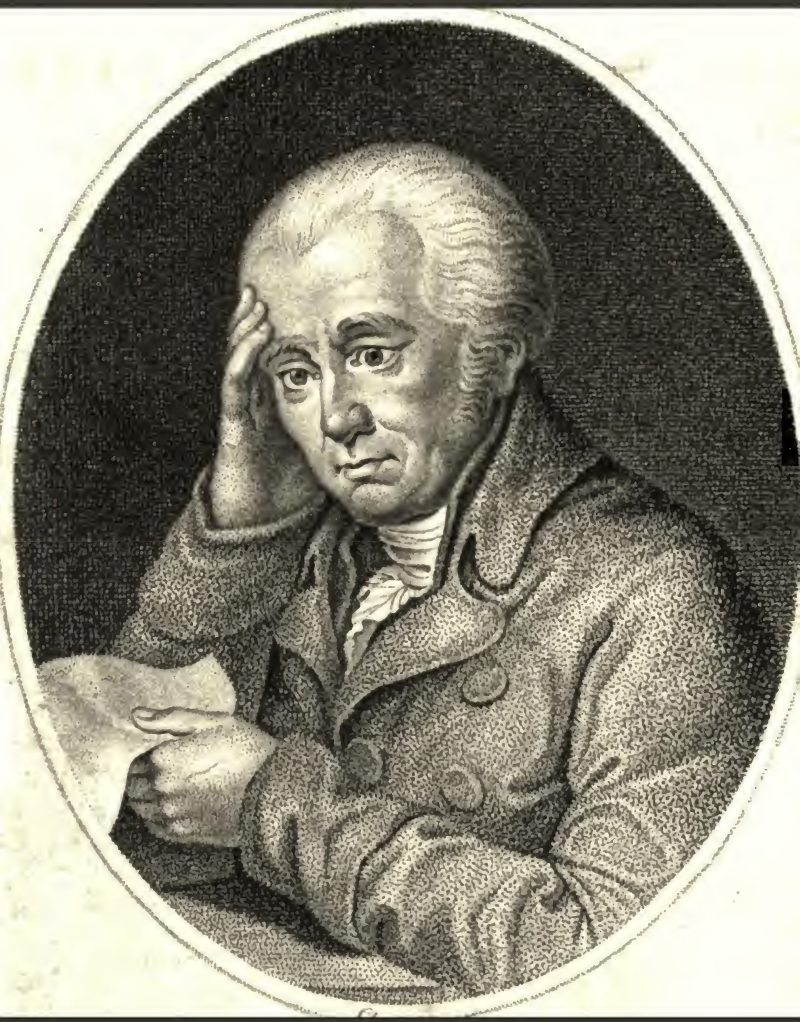


Lebensbeschreibungen beruehmter und ...

Carl Nicolai, Johann Christian
Ludwig Niemeyer, Johann Friedrich Krueger

Digitized by Google

Lebensbeschreibung

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

REINHARD

Digitized by Google

Lebensbeschreibungen

berühmter und

merkwürdiger Personen

unserer Zeit.

Herausgegeben

von

C. Nicolai, Ch. Niemeyer, J. F. Krüger

u. a. m.

In fünf Bänden

mit Kupfern.

Dritter Band.

Quedlinburg und Leipzig, 1823,

bei Gottfried Basse.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

Digitized by Google

Magazin

der

Biographien

denkwürdiger Personen

der

neuern und neuesten Zeit.

Ein

historisches Journal in zwanglosen Heften.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Dritten Bandes erstes Heft.

Mit Reinhards Bildniß.

Quedlinburg 1817,

bei Gottfried Basse.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

1. Carl Theodor Anton Maria, Reichsfreiherr v. Dalberg. 9.

2. Dr. Franz Volkmar Reinhard. (Mit dessen Bildniß.) . 45.

3. Ludwig, Prinz von Preußen. . . . . 117.

4. Gottfried Christoph Beireis. . . . . 171.

5. Leopold Friedrich Franz, Herzog zu Anhalt-Dessau. . 239.

6. Johann Wilhelm Ludwig Gleim. . . . . 273.

Digitized by Google

Seite

7. Massena. . . . . 341.

8. Berthier. . . . . 381.

9. W. A. Mozart. . . . . 409.

Digitized by Google

I.

Karl Theodor Anton Maria Reichsfreiherr von Dalberg.

Thue Dir selbst genug; im mißurtheilenden Volke
Wird Dich ein anderer schlecht nennen, ein anderer gut!

Voß.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Theodor Anton Maria, Reichsfreiherr von Dalberg.

Das Geschlecht der Dalberg, auch Dalburg genannt (wahrscheinlich nach den Familienurkunden von Thalburg herkommend), ist eines der ältesten in Deutschland. Der eigentliche Geschlechtsname der Dalberge ist „Kämmerer von Worms." Schon im Jahr 969 erscheint ein Freiherr (Baron) von Dalburg, und als das Haus Habsburg sich erhob, waren die Dalbergs die ersten Stützen und Beschützer der neuen Herrschaft. Die Auszeichnung der Familie Dalberg ging bald so weit, daß bei jeder Kaiserkrönung, womit der Ritterschlag verbunden war, der Kaiserliche Herold, wenn der Ritterschlag gegeben werden sollte, laut ausrief: „ist kein Dalberg da?" — und war ein Dalberg zugegen, so erhielt dieser den Vorzug zum Ritterschlag, und war der erste, der vor Kaiserlicher Majestät das Knie beugte, und den Ritter-

Digitized by Google

schlag empfing. Auf diese Art belohnte das Haus Habsburg die Verdienste der Dalberge um dessen Erhebung auf den deutschen Kaiserthron. Eine Ehrenbezeugung, die der Erwähnung verdient, weil sie dauernd wurde in der Folge der Geschlechter!

— Dem Dietrich oder Dietherr von Dalberg dedicirte schon 1514 der Stadtschreiber Jakob Koebel zu Oppenheim sein Rechtsbüchlein. Eine Predigt des Bischoff Gregorius, verdeutscht, Mainz 1521, dedicirte der Uebersetzer Georg Spalatin dem Johann Skott, Dietrich von Dalberg (Kämmerer) und Hartmuth von Cronberg.

Zu der Dalbergschen, auf die bedeutende Familie forterbenden Bibliothek legte der Bischoff von Nazianz den Grund. — Johann von Dalberg, gestorben 1503, hinterließ auch als Schriftsteller Zeugnisse seines Fleißes und seiner Talente, wovon aber viel verloren gegangen. Er war Bischoff und Kämmerer von Worms, stiftete auf Veranlassung des Conrad Celtes die societas litteraria rhenana s. sodalitas celtica, welche zu Heidelberg ihren Hauptsitz hatte, und deren Vorsitz er war. Dieser Bischoff muß ein grundgelehrter Mann gewesen seyn. Johann Tritem dedicirte ihm seine scriptores classici, Reuchlin sein Werk de verbo mirifico, Sebastian Murrho, Matthäus Herben u. a. m. ihre Arbeiten. Adolph, Freiherr von Dalberg gründete 1734 die katholische Universität zu Fulda, welche im Jahr 1804 wieder aufgehoben ist. Ein Bruder des Karl Theodor, nämlich Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr von Dalberg wurde vom Kaiser Leopold bei der Kaiserkrönung zu Frankfurth zum ersten Reichsritter geschlagen, und war

Digitized by Google

ein sehr großer Beschützer der Wissenschaften und Künste. So lange die deutsche Gesellschaft in Mannheim sich erhielt, war er Präsident derselben, und bis zum Jahr 1803 Intendant des dortigen Theaters, welches er gründete und bildete, und welches bald eine Pflanzschule für bessere dramatische Kunst unter seiner Aufsicht geworden war. Als Schriftsteller ist er bekannt und bewährt, besonders durch seine Cora (ein dramatisches Gedicht) und durch den Mönch von Carmel. — Ein anderer Bruder des Karl Theodor, nämlich der 1813 verstorbene Friedrich Hugo, Freiherr von Dalberg, Domkapitular zu Mainz, Trier und Worms, war von vieler Tiefe des Geistes. Er war besonders großer Alterthumsforscher; dies beweisen — seine Abhandlung über die Musik der Indier; — über den Ursprung der Harmonie, — über die Aeolsharfe — über den Meteorcultus der Alten — u. s. w. — Wir führen dieses besonders um deswillen auf, weil beide Brüder von Leuten, die keine genaue Kunde in der neuern Literatur haben, oft mit dem Karl Theodor Dalberg zusammengeworfen werden.

Die Familie Dalberg theilt sich in zwei Linien, nämlich in die Germsheimer, und in die Dalberg-Dalbergische Linie. Karl Theodor gehört zu der erstern Linie. Er ist, besonders in den vorletzten Jahren seines Lebens sehr verschieden in Hinsicht seiner politischen Meinungen und Methoden, und in Hinsicht seiner literarischen Arbeiten beurtheilt worden, und es ist in der That ein sehr schwieriges Geschäft, über ihn, der in dem südlichen Deutschland, als das neuere Frankreich seinen drückenden Arm darüber ausstreckte, von großer

Digitized by Google

Bedeutung wurde, --- die rein-historische Wahrheit aufzufinden. ---

Napoleon, als er die deutsche Kaiserwürde, die Krone Karls des Großen zu erringen strebte, zog damals (1809) die Formen der alten Deutschheit wieder hervor, und dekretirte daher, „daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der französischen Kaiserwürde seyn, und vor dem französischen Throne gefragt werden solle, „ist kein Dalberg da?" --- Formen aus politischen Ansichten suchend, und Formen liebend, war Napoleon für diese deutsche Ceremonie des Ritterschlages eingenommen, und die Ansicht für den ehrenwerthen, durch viele Jahrhunderte festgestellten Namen der achtbaren Familie war die erste Veranlassung, daß der französische Kaiser jetzt, wo alle frühere Verhältnisse umstürzten, den Karl Theodor, Freiherr von Dalberg, hoch erhob. Durch Napoleons schirmenden, emporhebenden Arm wurde Karl Theodor, Freierr von Dalberg, Großherzog von Frankfurt, dann Fürst Primas des Rheinbundes, ferner Erzbischoff von Regensburg, Bischoff von Konstanz ꝛc. --- Um aber die Würde des denkenden Mannes sogleich anzudeuten, so bemerken wir sogleich: er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, eben so der Gesellschaft der Alterthümer zu Cassel, Mitglied des Instituts der Künste und Wissenschaften zu Paris, (seit 14. December 1804) des holländischen Instituts der Wissenschaften (seit 1809) u. s. f.

Karl Theodor Anton Maria, Reichsfreiherr von Dalberg wurde am 8. Februar 1744 zu Herrnsheim bei Worms, dem uralten Stammgute der

Mannheimer Linie des Geschlechts geboren. Die Natur hatte nicht stiefmütterlich für ihn gesorgt. Schon als Knabe hatte er ein sehr ansprechendes Aeußere, und viel Gewandtheit und Lebendigkeit in Rede und Bewegung. Eine sehr fleißige Erziehung kam dazu; denn sein Vater, Franz Heinrich von Dalberg, Kurfürstlich-Mainzischer Geheimerath und Statthalter von Worms, dann Burggraf zu Friedberg, sorgte eifrig und fleißig für die Bildung des Sohnes, der schon in frühen Jahren den Erwartungen, die man sich von ihm, der zum Stande der Weltgeistlichen bestimmt war, machte, voraneilte. Er wurde sehr bald Domicellar bei dem Erzstift Mainz und den Hochstiftern Worms und Würzburg, dann Kapitularherr in Mainz und Domherr zu Worms und und Würzburg. Rechnet man die mit diesen Pfründen verknüpften Einnahmen zusammen, so hatte mancher deutsche Fürst nicht mehr frei zu verzehren, als Dalberg in dieser Zeitperiode seines jungen Lebens zu verzehren hatte. Seine reichen Einnahmen verwendete er aber schon damals mehrentheils zu den Zwecken stiller, unbemerkter Wohlthätigkeit; er unterstützte damit Künstler und Gelehrte, und sammelte selbst, oft mit großem Kostenaufwand, für Kunst und Wissenschaft. Im Jahr 1772 ernannte ihn der Churfürst von Mainz, Emmerich Joseph, zum wirklichen Geheimerath und zum Statthalter von dem mit dem Churfürstenthum Mainz verbundenen Stift Erfurt, und hier beginnt eigentlich sein öffentliches Leben und Wirken. Diesem Posten stand er mit einer nennenswerthen Treue, Fleiß und Rechtlichkeit vor. Sein Name wird dort noch lange Zeit ruhmwürdig genannt werden, und die stillen Wohlthaten, welche er hier manchem Nothleidenden gewährte,

Digitized by Google

könnte man beinahe Schwäche des Gemüths nennen, wenn der Genuß dafür, im Stillen wohlthätig gewesen zu seyn, übrigens eine Schwäche zu nennen wäre. In Erfurt, sagt ein genauer Beurtheiler von ihm, widmete er sich den mit dieser Würde verbundenen vielfachen Geschäften mit musterhaftem Fleiß, anhaltender Arbeitsamkeit und pünktlichen Ordnung, und wohnte den Sitzungen der Regierung, der Kammer und des geistlichen Gerichts regelmäßig, nicht wie so manche seines Standes, als Ehrenpräsident, sondern als wirklicher Vorsitzender bei, der den Geschäftsgang mit hellem Blick und steter Beziehung auf die rechten Zwecke, auf das gemeine Beste, auf Wahrheit und Recht selbst zu lenken strebte. Seine hohe Liebe zu den Wissenschaften und Künsten fand hier ein weites Feld, das er rastlos anbauete, und die gerechte Nachwelt wird ihm dieses Verdienst zuerkennen — wo er einen wirksamern und ausgebreitetern Einfluß auf die Fortschreitung und Aufklärung mehrerer Fächer des Wissens in seinem Zeitalter erlangte, als seine immer beschränkte Lage erwarten ließ. — In Erfurt war er zugleich Präsident der churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften, und mit sehr reger Thätigkeit, ohne alle Anmaßung suchte er, dieses sehr die Kultur erhebende Institut gehaltvoller zu machen. Er schrieb selbst gelehrte Abhandlungen für das Institut, die er in den Sitzungen auch vorlas, und deren mehrere durch den Druck der Vergessenheit entzogen sind. Was er vermogte, that er zur Beförderung der Universität, und sehr vieles aus eigenen Mitteln. Wo er ein in der Verborgenheit verkümmertes Talent erblickte, zog er es hervor in seine genußreiche Nähe und er konnte hier bei seiner rastlosen, anspruch-

losen Thätigkeit für einen Vater der Gelehrten gelten. Sein Haus wurde ein Sammelplatz der Priester aller neun Musen, und an seiner Tafel sah man Gelehrte und Künstler von nah und fern mit den besternten und bebänderten hohen Beamten in traulichem Verein. Durch die Liebe und Menschenfreundlichkeit, womit er den Einwohnern des Gebietes Erfurt entgegen kam, mußte er hohe Achtung sich bald gewinnen. Lebendiges Wesen und Regsamkeit brachte er in alle Zweige des Geschäftstriebes, seine Unpartheilichkeit zwang selbst dem Neide Bewunderung ab, und besonders gewann er sich eine große Parthei dadurch, daß er keinen Unterschied zwischen den katholischen und den evangelisch-lutherischen Einwohnern machte. Die damals noch sehr herrschenden Vorurtheile der Geburt und des Ranges waren ihm fremd. In seinen Gesellschaftszimmern sah man an den wöchentlich bestimmten Tagen zur Abendzeit Männer und Frauen jeden Ranges und Standes bunt unter einander. Es glückte aber Dalberg hier nicht, die Verbindung der verschiedenen Kasten unter einander, — was seiner kosmopolitischen Ansicht vorlag — zu bewirken.

Die Regierung über Mainz oder Würzburg konnte bei der nächsten Vakanz ihm nicht entstehn, und darum schien er die Statthalterschaft von Erfurt als eine Vorübung, als eine Regentenschule zu betrachten. — Unter dieser geraumen Zeit war ihm mit Männern von Erfahrung und scharfem Anschauen die liebste Unterhaltung über den Gegenstand: Mittel aufzufinden, wodurch die Verbindung der Menschen in Staaten ihrem höhern Zwecke, der fortschreitenden sitt-

lichen und geistigen Veredlung des Menschengeschlechts immer näher gebracht werden könne; wie das Erforderniß des bürgerlichen Vereins, äußere und innere Staatssicherheit, ohne solche Erschöpfung der Staatskräfte wie bisher, zu erreichen und der Genuß des Einzelnen mit dem Gemeinwohl zu vereinigen sey.

Als Kurfürst von Mainz (26. Jul. 1802) hatte er die Stadt Mainz mit ihrem Gebiet nicht mehr in Besitz. Der größte Theil des Erzstiftes war schon an Frankreich abgetreten. Dieser Umstand war vielleicht der erste Grund der Annäherung Dalbergs an Frankreich. — Seine ersten Regentenhandlungen bestanden darin, daß er den erschöpften Landeskassen die Kosten der Trauer um den verstorbenen Kurfürst, welche bei dem geistlichen Pomp sehr bedeutend waren, ersparte, und daß er in Aschaffenburg, dem nunmehrigen Sitz der Regierung eine Kommission zu Wiederherstellung und Beförderung des Wohls der Gesammtheit der Unterthanen festsetzte.

Bald stieg er nun immer weiter von Würde zu Würde empor. Denn schon im Jahr 1787 wurde er Coadjutor des hohen Erzstiftes und Churfürstenthums Mainz und des Hochstifts Worms; im Jahr 1738 wurde er Coadjutor von Konstanz und Erzbischoff von Tarsus; am 15. October 1797 wurde er zum Probst des Domkapitels zu Würzburg erwählt, wodurch er die bedeutende jährliche Einnahme von 30,000 Fl. mehr erhielt; hiernächst im Jahr 1799 ward er regierender Fürst-Bischoff von Konstanz und Kreis-ausschreibender

Fürst in Schwaben, wobei er ausdrücklich und ganz freiwillig die Bedingung sich selbst auferlegte, daß er während seiner Lebenszeit den fürstbischöflichen Einkünften von Konstanz entsagen wolle, damit der Ertrag dieser Pfründe zu Tilgung der Landesschulden verwendet werde — und im Jahr 1802, nach dem Tode Friedrich Karl Josephs erhielt er die Würde eines Churfürst von Mainz und Erzkanzler des heil. Römischen Reichs, mit dem Besitz von Regensburg und Aschaffenburg. Es geschah dieses 1802 den 26. Juli. Hier scheint eine Linie in Hinsicht seiner Meinungen und politischen Ansichten gezogen werden zu müssen.

Denn jetzt hatte die französische Revolution bereits eine wichtige politische, Deutschland bedrohende Wendung genommen, und die geistlichen Stifter am Rhein waren in nicht geringer Verlegenheit. Karl Theodor hielt es aus politischer Hinsicht, und wie man aus manchen seiner Aeußerungen annehmen darf, auch aus wahrer Ueberzeugung am vortheilhaftesten und angemessensten, sich dem Schutz des Stärkern anzuvertrauen. Das übrige Deutschland hatte noch keine Einheit, war nach alter Sitte und Ordnung in Factionen zerrissen; er, der Aufgeklärte, hing daher jetzt laut und entschieden dem französischen Interesse an, und zwar um so mehr, je mehr Frankreich nach den wilden Stürmen der Revolution zu einer geregelten, monarchischen Regierung sich consolidirte. Uebel empfand man dies schon damals, und noch übler späterhin, wo Karl Theodor, aller Einladungen ohngeachtet dem einmal erwählten und lange geprüften System treu blieb, durch ganz Deutschland, — und wenn der Erfolg eine große,

Digitized by Google

gewagte Sache rechtfertigt, so hätte allerdings Karl Theodor späterhin klüglicher für sein Interesse handeln können. Wir aber sind der Meinung, daß der Werth des Mannes dadurch gewinnt, wenn er ein einmal gegebenes Wort unerschütterlich treu hält, und sollte er auch selbst darüber zu Grunde gehn. Der falschen, doppelseitigen Politik des Verraths in derselben gegen einander, der verrätherischen Auflösung des Treubundes, wenn die Sachen eine andere Gestalt annahmen, giebt es in der neuern Zeit so viele, daß es dem moralischen Menschen wenigstens erlabend seyn muß, ein hohes Haupt zu finden, welches mit Aufopferung irdischen Besitzes seinem redlich gegebenen Wort getreu blieb: so erscheint uns Dalberg! —

Karl Theodor war zunächst, als der preußische Hof den Basler Separatfrieden mit Frankreich geschlossen gehabt, dadurch in nähere Verbindung mit der französischen Regierung gekommen, daß die deutschen Reichsfürsten nach und nach auch dem Beispiel Preussens folgten, um Oestreich fast allein auf dem Kriegsschauplatz stehn zu lassen, und so hatte der schwäbische Kreis am 27. Juli 1796 den Separatfrieden mit Frankreich abgeschlossen, worauf bald Hessen-Cassel, Baden, Wirtemberg und Baiern folgten. Man macht dem Karl Theodor v. Dalberg den Vorwurf, daß, wenn er nicht zunächst für die süddeutschen Länder den Frieden auszuwirken gesucht hätte, der Abfall der andern Fürsten von dem östreichischen System nicht erfolgt seyn würde, und daß alsdann nach Moreau's meisterhaftem Rückzuge Oestreich mit seinen Verbündeten in das Herz von Frankreich hätte eindringen können. — Allein der Lü-

Digitized by Google

neviller Frieden vom 9. Februar 1801 mußte Karl Theodor schon noch mehr an das französische Interesse ziehn, und späterhin drängten sich dazu die reißenden Fortschritte der französischen Macht in Deutschland, welche durch die Schlacht bei Austerlitz (am 2. December 1805) einen entschiedenen Gehalt bekam. *) — Napoleon, dessen Ausbreiten in dem südlichen Deutschland immer bedeutender wurde, ließ am 1. Aug. 1806 erklären, daß er den deutschen Reichsverband als aufgelöst betrachte, und die Souveränität der deutschen Fürsten bestimmen wolle. — Karl Theodor, in damaligen Verhandlungen unter dem öffentlichen Charakter als „Chur-Erzkanzler" bezeichnet, wählte die Parthei der Besonnenheit, und reisete eiligst nach Paris. Andere Fürsten des südlichen Deutschlands machten es eben so. Dadurch entstand durch französische Einleitung am 12. Julius 1806 unter völliger Trennung der Rei-

*) Schon in Regensburg im Jahr 1803 hatte er als Erzbischoff daselbst den Schirmvoigt derselben mit großem Nachdruck abgegeben. Er that hier alles, der Stadt den Verlust früherer Rechte und Vortheile zu ersetzen. Er begann hier seine Regierung mit der Ausführung eines Stadtschulden-Tilgungsplans, wodurch bald die Schuldverschreibungen wieder vollgültig wurden, indem jährlich 75000 Rthlr. zur Amortisation von Dalberg ausgemittelt und angewiesen wurden. Verbesserung des Polizeiwesens, der Schulen, Versorgungsanstalten, Beförderung des Gewerbfleißes, Verschönerung der Umgebungen der Stadt, das alles folgte schnell hinter einander durch Dalbergs rastlose, weise Fürsorge.

Digitized by Google

che deutscher Union der Rheinbund, über welchen der französische Kaiser sich als Protector erklärte, und der Chur-Erzkanzler stand fortan an der Spitze dieser antideutschen Verbindung. Aber auch ein Baden, Wirtemberg, Baiern, selbst Churſachsen und die kleinern Fürsten durch ganz Deutschland bis an die Elbe hin gehörten offenkundig zu diesem Bunde; und den Vorfechter im Drang der Nothwendigkeit zu Zeiten veränderter Sache verunglimpfen zu wollen: das ist unedel. Selbst in öffentlichen Schriften ist Dalberg sehr darüber verunglimpft, daß er durch seine Unterzeichnung der Bundesacte, und späterhin als Fürst Primas den Umsturz der deutschen Verfassung und der deutschen Freiheit wesentlich befördert habe. Er hat es nicht der Mühe werth gehalten, darauf zu antworten und sich auszuweisen. Zu seiner Rechtfertigung hier nur so viel. Noch am 8. Novbr. 1805 erließ er eine rührende Ermahnung an die Reichsversammlung in seiner Eigenschaft als Kurfürst-Erzkanzler, zu Erhaltung der alten, ehrwürdigen Reichsverfassung Deutschlands durch Einigkeit und Gemeinsinn. Nachher täuschte ihn Napoleons Schlauheit und begeisterte ihn durch Vorlegung der idealen Weltverbesserungsplane. Es war aber bei Dalberg ein Grundzug in seinem Charakter, daß er von einer einmal geschenkten Zuneigung nicht leicht zurückweichen mogte. —, Wenn nun Dalberg in jener schweren, zermalmenden Zeit nicht die Besonnenheit gehabt hätte, mit weiser Mäßigung dem Andrang der Zeiten nachzugeben, wenn nun das südliche Deutschland sich nicht schnell an das französische Interesse, welchem bei der Neuheit der Entwicklung französischer Kraft das damals verrostete Deutschland nicht stehen konnte, sich anzunähern vermieden hätte, —

Digitized by Google

was würde Deutschland jetzt seyn? Würde es die großen Kraftanstrengungen späterhin haben entwickeln können, wenn nicht schon früherhin Männer von hoher Berechnung — und dazu gehörte Dalberg — dafür gesorgt hätten, durch Unterhandlung mit dem Nationalfeinde sowohl, als durch Ostentation und eine kraftvolle Darstellung der Ephoren des Volkes theils für den Augenblick die Ruhe und Mäßigung zu erhalten, theils den Nationalen, den Patrioten die Hoffnung zu beleben?

Zur Belohnung für diese thätige Förderung des Rheinbundes wurde Karl Theodor in demselben Jahr 1806 des heiligen Stuhls zu Regensburg Erzbischoff und Fürst Primas des rheinischen Bundes, souverainer Fürst von Regensburg mit dessen Gebiet, so wie von Frankfurt am Main, Aschaffenburg und Wetzlar mit deren Bannmeilen. —

Es ist nicht zu leugnen, und bedarf es auch einer Verheimlichung nicht, daß er fortan das französische Interesse wahrnahm, und ihm entschieden sich anlehnte, denn die Dankbarkeit fordert bei edlen Charakteren auch ihre Rechte!! — Aus Dankbarkeit, welche wahrscheinlich motivirt war, ernannte der Fürst Primas noch in demselben Jahr den Erzbischoff von Paris, nämlich den Kardinal Fesch (Fecé) Mutterbruder Napoleons, zu seinem Coadjutor und Nachfolger. Kardinal Fesch entsagte indessen dieser Anwartschaft späterhin, denn am 1. März 1810 decretirte Napoleon, „daß die Ernennung des Kardinal Fesch zum Coadjutor des Fürsten Primas als nicht geschehen zu betrachten sey; daß dagegen die Staaten desselben zum Großherzogthum Frank-

Digitized by Google

furt constituirt seyn, und nach dem Tode des jetzigen Großherzogs auf den Vizekönig von Italien (Eugen Beauharnois, Napoleons Stiefsohn) in erblicher Nachfolge übergehen sollten."

Diese dictatorische Despotie war allerdings eine Verwegenheit, welche nur dem Glück der Waffen zugeschrieben werden kann, und welche an Attila, den Hunnenfürsten erinnert. So war denn der Fürst Primas durch seine nur allzu treuen Aufopferungen getäuscht, und trug die schmerzlichen Empfindungen davon, daß er von der deutschen Sache abgegangen, und einem Fremdling auf heimischen Boden getrauet hatte, und daß er ein Vorbild für Nachbarn, die nicht selbst prüfen, gewesen war!! —

Dieses neue Großherzogthum Frankfurt, welchem Karl Theodor vorstand, enthielt die bisherigen Primatischen Staaten (mit Ausnahme des an Baiern abgetretene Regensburg sammt dessen Bezirk) und aus den Fürstenthümern Hanau und Fulda (mit Ausnahme einiger Aemter). Es war in vier bedeutende Departements, Frankfurt, Aschaffenburg, Hanau und Fulda, getheilt, und es begreift in den gesegnetsten Landstrichen Deutschlands 96 Quadratmeilen; es zählte 302,092 Einwohner. Die gesammten Einkünfte des Großherzog betrugen 2,575,529 Reichsgulden, und man muß gestehn, daß Napoleon nach dieser Ansicht den ersten deutschen Machthaber, der zu ihm übergegangen war, auch fürstlich belohnt hatte. Die Einnahme des Großherzog von Frankfurt würde noch ungleich bedeutender gewesen seyn, wenn es nicht als ausdrückliche Bedingung Napo-

Digitized by Google

leon festgestellt gehabt hätte, daß die Halbschied der so bedeutenden Rheinzölle nunmehr Frankreich zufiel. —

Karl Theodor, Freiherr von Dalberg, nahm nach seiner Erhebung zu der genannten Würde den Titel an: „Von Gottes Gnaden, Fürst Primas des Rheinischen Bundes, Großherzog von Frankfurt, Erzbischoff von Regensburg, u. s. w. Königliche Hoheit."

Das Land selbst war, nach Art Napoleons, in seine Gewalt geschlichen. So kam am 24. Juli 1807 Napoleon durch Frankfurt, trat im Primatischen Pallast ab, nachdem er die Ehrenpforte passirt hatte, und verweilte hier von 6 --- 10 Uhr Abends. Nach einer kurzen Ruhe nahm er die Besuche der anwesenden Fürsten an, worunter der König von Wirtemberg, der Erbgroßherzog von Baden mit seiner Gemahlin, der Prinz Friedrich von Hessen u. s. w. sich befanden. Der Großherzog von Würzburg kam erst nach der Abreise des Kaisers an. Der Hofmarschall des Fürst Primas, Ferret, hatte geschmackvoll diesen Durchzug des Kaisers geordnet. Der Fürst Primas hatte sich zurückgezogen gehabt. ---

Trotz der entschiedenen Anhänglichkeit, welche Karl Theodor für die Sache Napoleons laut zeigte, hatte er doch durch ganz Deutschland allgemeine Achtung. Man mußte in ihm den milden, wohlwollenden, weisen, gerechten, menschenfreundlichen Fürsten anerkennen, und in der Dependenz, in welcher er als Fürst von dem französischen Kaiser war, suchte er doch seinem Lande eine gewisse Unabhängigkeit zu gewähren, und ihm deutschen Nationalsinn zu erhal-

Digitized by Google

ten. In letzterer Hinsicht war er besonders bemüht für Aufrechthaltung der deutschen Sprache und für Unterdrückung der damals, besonders in Süddeutschland überhand nehmenden Gallomanie. Er betrachtete Napoleon als französischen Kaiser als den Schirmvoigt des rheinischen Bundes, dessen erster Plan eine Volksfreiheit bezielte, die in der Ausführung beglückend gewesen seyn würde; — er lebte mehr in dem romantischen der Politik, die Wahrheit des Betrugs nicht erkennend, die Netze des feinen Betruges der großen Staatskünstler nicht durchschauend. Sein redliches Herz gab sich der Wahrheit hin, die, von dem großen Gaukler Frankreichs vorgespiegelt, ihn begeistert gehabt, und mehr Mensch, mehr Gelehrter und politischer Schwärmer, als praktischer, handwerksmäßiger, kaltherziger Staatsmann, machte er denn auch bald bei der Umgestaltung der Dinge Mißgriffe, die ihm aber, wenn man den wahren Menschen allein in ihm betrachtet, zur Ehre gereichen.

Man belächelte im Stillen durch ganz Deutschland und an den fremden Fürstenhöfen die arglose Gutmüthigkeit des Fürsten, als er zu Anfang des Jahrs 1813 die von Napoleon vorgespiegelte Abschließung des Concordats in der Freude seines Herzens durch die Stiftung eines Ordens verewigen wollte. Eben diese arglose Gutmüthigkeit bekundet aber auch den reinen Wahrheitssinn des Fürst Primas, und man muß gestehen, daß das französische System Napoleons in den ersten Perioden seiner vorherrschenden Macht einer Idealisirung ähnlich sah, die einen Mann, wie Dalberg war, ansprechen mußte.

Digitized by Google

Allerdings mußte dem gewöhnlichen Menschen das Benehmen des Großherzog gegen Ende des Jahrs 1813 auffallend seyn. Die Zeit war in einem lodernden Feuer entzündet für Deutschlands wohlgestellte Sache; der Erfolg rechtfertigte das lange vorbereitete Beginnen, und nichts desto weniger war der Fürst Primas, auf welchen die deutsche Sache immer noch ein so bedeutendes Vertraun hätte setzen können, ein strenger Anhänger des französischen Kaiserhofes!

Statt die stürmischen, oft abentheuerlichen Zeiten zu bestehen, und auszudauern, und die Pflicht, die er als Regent und Fürst hatte, zu erfüllen, verließ er in den letzten Tagen des September 1813 seine Residenz und begab sich nach Konstanz in sein Bißthum. Von hier ab legte er die Regierung nieder zu Gunsten des Vize-König von Italien, Eugen Beauharnois. Es ist ihm hierüber ein bedeutender Vorwurf gemacht worden. Allein er hielt treulich sein Wort, und er hatte das Großherzogthum Frankfurt unter der geheimen Bedingung angetreten, daß nach seinem Ableben die Succession so und nicht anders seyn solle. — Er that diesen Schritt wider die einstimmige Meinung seiner Räthe; indeß er setzte seinen Willen mit der Aeußerung durch, „wie er die jetzige Gestaltung der politischen Dinge als einen Wink der Vorsehung ansehe, daß er als siebenzigjähriger Greis dem Fürstenstande entsagen, und den Ueberrest seiner Tage den Pflichten seiner geistlichen Würden allein widmen solle."

Das Großherzogthum Frankfurt wurde indessen von den verbündeten Mächten, welche von den Vorli-

Digitized by Google

nien Frankreichs Besitz errungen hatten, provisorisch verwaltet, und in jener enthusiastisch-stürmischen Zeit beurtheilten die Stürmer einen Mann, der viele, sehr viele Verdienste um Vaterland und Literatur hat, sehr falsch. Daß er an der Spitze des Rheinbundes gestanden, hatte ihn den nordischen Fürsten und den Hinzukömmlingen des ehemaligen Rheinbundes zum Feinde gemacht. Ein Märtyrer seines Glaubens verzichtete er auf die politische Intrigue und knüpfte mit den neuen Herrn der nördlichen Hemisphäre kein Freundschaftsverhältniß, welches man dem hochbedeutenden, hochbegabten Mann gewiß gern gewährt hätte, wieder an. Eine solche Resignation, ein so edel-stolzes Verzichten ist zu beachten, zu bewundern! *)

Mit einer Ausdauer, welche Bewunderung dem Unpartheiischen einflößen muß, hatte Karl Theodor bis zu den letzten Momenten, wo nach der Leipziger Schlacht eine andere Gestaltung der Dinge sich entwikkelte, dem Herrscher Frankreichs, dem 28 Millionen Menschen gehuldigt hatten, das erfüllt, was er ihm als Fürst Primas des Rheinbundes nach deutscher Treue

---

*) Diese Exclamation erinnert den Verfasser an eine Kritik über „Schillers historische Werke," wo ihm der Vorwurf gemacht wird, daß er zu enthusiastisch schreibe. Allein sobald der Biograph nicht in das Romaneske fällt, ist eine lebhafte, aus der Wahrheit genommene Schilderung ansprechender, als ein Kompendienbuch. —

Digitized by Google

und Redlichkeit zu erfüllen verpflichtet war, und der Regent, welcher die strenge Erfüllung eines solchen Wortes tadelt, sammelt glühende Kohlen auf das Haupt der Monarchie. Söldner werden erzogen, aber die Männer der Wahrheit schärfen ein feindliches Geschoß. — Der Fürst Primas allein hatte von allen deutschen Fürsten bis zu dem letzten Moment eine unerschütterliche Ausdauer für die Sache Napoleons gehabt, und man ist ungewiß, ob man diese Ausdauer tadeln oder loben soll. Als Deutscher wird man zu ersterm, als Mensch zu letzterm hingezogen. — Die Allirten der großen, nordischen Konföderation scheinen vergebens eine Annäherung seinerseits erwartet zu haben. — Konsequenz lag in seinem Charakter, wie sie eigentlich in einem jeden Manne, der auf dauernden Werth Anspruch machen will, liegen sollte. — Auch von Konstanz durch die Verhältnisse und Ereignisse der neuern Zeit gestört, hatte sich Karl Theodor nach Regensburg begeben, wo er das Ziel seines gewiß nicht ruhigen Lebenswandels in einer sehr ruhigen Ablösung des Ewigen von dem Irdischen fand. Der Sterbende fühlte, daß er mit seinem Gott versöhnt seyn müsse, und er schied, ohne einen Haß gegen die Menschen, die ihn so oft gekränkt hatten, zurückzulassen.

Rein, wie der Kristall der Bergquelle, war sein Wandel. Kein Falsch lag in seiner Seele. Arglos, vertrauend war sein Gemüth; dem offnen Vertrauen gab er sich hin, und eine Wohlthätigkeit, die an unmännliche Weichherzigkeit gränzte, war fast seine Schwäche. Mit Recht nennt ihn ein genauer Kenner seiner Lebensweise den allerchristlichsten Philosophen.

Digitized by Google

Wenige Fürsten Deutschlands haben so viele Umwälzungen erlebt, wie Dalberg; keiner von allen starb so in Armuth, wie Dalberg; und keiner ertrug seine glücklichen und traurigen Geschicke mit so vielem Heldenmuth, wie Dalberg. Er war ächter Christ nach dem Evangelium, großer Fürst, fähig, Königreiche in Friedenszeiten herrlich zu regieren, und sehr großmüthiger Wohlthäter der leidenden Menschheit. — Der letzte Hirtenbrief, den der ehrwürdige, von widrigen Schicksalen im Greisenalter verfolgte, und für so viele Handlungen der Wohlthätigkeit mit Undank belohnte Mann als Erzbischoff von Regensburg und Bischoff von Konstanz kurz vor seinem Tode unterzeichnet hat, war der Fastenindult für Konstanz. Er warnt in diesem Hirtenbriefe vor falschen Göttern, vor böser Begierlichkeit des Herzens und vor der Heuchelei, welche die Religion zu dem Deckmantel der Ruchlosigkeit macht. —

Doch, von einem Manne, wie Dalberg, ist nicht genug anzuführen, und daher mögen noch folgende Bemerkungen über ihn und seinen Wandel hier ihren Platz finden.

Der Kaiser von Oestreich, welcher als Vermittler zwischen Frankreich und der nordischen Koalition aufgetreten, und den Waffenstillstand zwischen den streitenden großen Gewalten zu Poischwitz in Schlesien am 4. Junius 1813 bewirkt gehabt, überzeugte sich bald von der Unbeugsamkeit seines Kaiserlichen Eidams Napoleon, und ging mittelst Manifestes vom 9. August 1813 zu den Verbündeten der nordischen Koalition über. Dies war ein Signal für alle deutschen Fürsten, welche bis

Digitized by Google

dahin noch Napoleons Sache angehangen hatten, ein Gleiches zu thun. Nur zwei wurden ihm bis zu dem letzten Moment nicht abtrünnig, nämlich der Fürst Primas, von dem wir hier reden, und der König von Sachsen. Beide vielleicht hielten es für fromme Gewissenspflicht, das einmal gegebene Wort auch in Zeiten dringender Gefahr zu halten und zu erfüllen. Kein Wort verlor er späterhin, als die Heere des Nordens auch die Besitzthümer des Großherzogs überschwemmten, darum, in den Genuß wohlerworbener Rechte zurückkehren zu dürfen. Länderlos suchte er den Schutz der Kirche allein auf, und die geistliche Pfründe mußte ihm gewährt werden. Man sieht hieraus, wie wenig er an dem Weltlichen hing, wie wenig er die weltlichen Besitzthümer, die ihm zugefallen waren, als Grundsteine eines Herrscherstolzes betrachtete, und diese Ansicht rechtfertigt seinen oft getadelten, politischen Charakter. —

In Frankfurt wird Karl Theodor unvergeßlichen Andenkens bleiben müssen. Er war souverainer Fürst der Stadt mit ihrem Bann geworden. Nichts desto weniger ließ er, als er im Anfang Mai 1807 nach Frankfurt zurückkehrte, es eines seiner ersten Geschäfte seyn, den Rath der Achtundzwanziger, die man gewissermaßen die Volkstribunen nennen kann, wieder herzustellen, — eine Einrichtung, welche seit der französischen Gewalthabung nicht mehr war. Jedes der vierzehn Stadtquartiere wählt zwei solche Volksrepräsentanten durch Stimmenmehrheit; die Wahlen währten diesesmal vierzehn Tage und der Großherzog war dabei immer gegenwärtig. Mit großer Entsagung auf die unbedingte Monarchie suchte er schon damals, in den Zei-

Digitized by Google

ten, wo von Frankreich ab die reine Monarchie den Völkern spielend, trügerisch aufgedrungen werden sollte, die Volksrepräsentation geltend zu machen, wenn auch in seiner Ansicht desfalls nicht sowohl die Beachtung der Zukunft, als die Würdignng des dauernden Werthes klassischer Völker des Alterthums liegen mogte. Doch, er hat durch jene Entsagung der fürstlichen Alleingewalt so viel wenigstens bewirkt, daß die glänzende Stadt Frankfurt auch in neuern Zeiten ihre Bürgerrechte geltend zu machen suchte. — Karl Theodor ging nach seinen Aeußerungen bei Förderung jener Repräsentation von dem Grundsatz aus, daß — was er auch in seinen Schriften oft bemerkt — jedes Geschöpf nach Freiheit ringe, und daß die Souverains daher nicht wohlthätiger für ihre Völker und für sich selbst handeln könnten, als wenn sie jenen eine gemäßigte Freiheit geben. Vielleicht ist in dieser Ansicht des Fürst Primas auch der Grund zu suchen, warum er mit Ueberzeugung dem französischen System bis zu dem letzten Augenblick anhing. Denn Napoleon mußte im Lande selbst wenigstens sich immer noch einer, wie der Erfolg zeigte, sehr wichtigen ständischen Konstitution unterwerfen, während die übrigen Fürsten Europa's, welche sich mit ihm nicht verbunden hatten, immer mehr dahin strebten, sich independent von dem Volk zu machen. Karl Theodor hing also der guten Sache an, wurde aber von der Person des Verfechters derselben getäuscht.

Ein sehr richtiger Beurtheiler sagt über ihn: „der Geschichte bleibt es vorbehalten, das Urtheil der Alltäglichkeit zu zerstören, welche den Geist und den Plan der Handelnden allein nach dem Gelingen beurtheilt,

und nach der Wendung, welche der Zufall und des Schicksals Macht der Unternehmung geben. Wie leicht hätte der Verewigte sich rechtfertigen können; er wollte es nicht, und duldete die Anklage, ohne sie zu erwiedern. — — „Ich habe in der Wahl der Mittel geirrt, als selbst die Berechnung der Wahrscheinlichkeit unmöglich war; aber mein Zweck war stets rein, dem Wohl des Ganzen gewidmet.“ So urtheilte er selbst über sich, und als man ihn aufforderte, die Erfahrungen seines Lebens, so merkwürdig durch die Verhältnisse, in welchen er sich befand, durch die Ideen und Empfindungen, welche sie in ihm geweckt, wenigstens der Nachwelt zu überliefern, so wollte er diese Arbeit „Karls Verirrungen“ überschreiben. In diesem so originellen, in starken Zügen sich aussprechenden Charakter war mit dem Bewußtseyn dessen, was er war, eine ächt christliche Demuth verschwistert. Wenig Hoffnung ist vorhanden, daß er jene Arbeit vollendet, oder auch nur fortgesetzt; denn mehr auf die Zukunft, auf das, was er noch zu wirken, hat er seinen Blick hingeheftet.“ —

Dalberg war, wenn wir sein Aeußeres schildern sollen, ein Mann, der auf den ersten Blick einnahm, ohne die Absicht zu haben, die Ansprechenden sich gewinnen zu wollen. Ganz natürlich in seiner Rede, verstand er die Kunst, einen jeden befriedigt zu entlassen, und die Leidenschaftlosigkeit, welche ihm eigenthümlich war, konnte nur das Resultat seines Studiums der Philosophie seyn. Seine nächsten Umgebungen, seine Dienerschaft liebten ihn, wie selten ein Fürst geliebt wird, und selbst anspruchslos liebte er doch das Große

um der Kunst willen, deren eifriger Verehrer er war. Er selbst, auch in seinem Alter noch blühend und munter, begnügte sich mit wenigem, hielt auch noch streng seine Fasten, indeß sein Hofstaat den nothwendigen Glanz haben mußte. Man hat nie eine Schwelgerei irgend einer Art bei ihm wahrgenommen. Unbekannt in einer, auch nicht zahlreichen Gesellschaft, würde man ihn nicht als den Fürst Primas, Großherzog von Frankfurt herausgeschieden haben; so anspruchslos war sein Aeußeres. Ueber Politik sprach er nie, oder wenn er darüber sprechen mußte, so waren seine Aeußerungen bestimmt, mehr kosmopolitisch als von lokalen Verhältnissen entnommen. Frommer Geistlicher war er im reinen Sinne des Worts bis zu dem letzten Augenblick des Lebens, ohne deshalb Schwärmer aus Schwachheit oder aus Politik jemals seyn zu können. In letzterer Hinsicht wurden ihm von dem französischen Kaiser, als dieser durch die Erhebung des Kultus sein Haus zu fördern glaubte, bedeutende Vorschläge gemacht; der Fürst Primas lehnte aber alles ab, was seinem hellen, freien Sinn nicht ansprach, und wäre darüber, trotz seiner großen Anhänglichkeit beinahe in Ungnade gefallen. — Er war ein fein gebildeter, einnehmender, hagerer Mann; er sprach wenig, und gewählt, aber man mußte Vertrauen zu ihm fassen. Es ist uns keine Leidenschaft, welche in dem Menschen wühlen, und sein Edelstes oft zerstören, bekannt, die ihn beherrscht gehabt hätte. Ein Jünger des Plato, war er mäßig in allem, und, wenn wir wollen, Literatur und Kunst galten ihm eigentlich mehr, als die Regierung des ihm zugefallenen Landes. — Daher vielleicht, weil er mehr Gelehrter als Staatsmann und Politiker war, hing er auch so

fest bis zu dem letzten Moment an der Sache Napoleons, und daher auch ging er sorglos, ohne eine Beute mitzunehmen, wie andere kluge Rechner es gethan hatten, in sein Bißthum. Man muß hier sehr wohl den Charakter des tiefdenkenden Gelehrten und des politischen Schlaukopfs unterscheiden. Letzteres war der edle Dalberg nicht. — Neuerungssüchtig war er durchaus nicht; die Regeln des Clerus, Treue, Gehorsam und Mäßigkeit galten ihm; ohne Freigeist zu seyn, war er doch aber Freidenker, und nichts weniger als stolz auf das Alter seines hoch berühmten Geschlechts, oder auf den hohen Rang, den er in der vorletzten Periode seines Lebens einnahm. Dies bewies er besonders durch seine diplomatischen Verhandlungen, die mehr einem freundschaftlichen Briefwechsel glichen. — Er liebte die Einsamkeit und die stille Meditation. — Das Schöne liebte er im Idealen; im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht war er angenehm, aber nie vertraulich oder zudringlich. — Die Morgenstunden nahm er wohl in Acht, und er rühmte es als eine Gewöhnung sorgfältiger, vielleicht etwas strenger Erziehung, daß er von Jugend auf das aurora musis est amica, sich zu eigen gemacht habe. — Er schlief eigentlich wenig; auch noch in den spätesten Jahren arbeitete er alles gern selbst aus, und wenn er bei starken Anstrengungen zuweilen ermüdete, war der Trank der Levante allein sein Aufmunterungsmittel. — Er wollte allen Menschen wohl, und ihm selbst wollten doch zuletzt so wenige wohl! —

Der verstorbene Fürst Primas hatte den Grundsatz: die freie Seele gebietet dem Körper, die Kraft des Willens genügt, selbst um jenem Gesundheit wieder zu

geben. Nach diesem Grundsatz handelte er nicht nur in rüstigen Jahren, sondern er blieb ihm noch im späten Alter bei hinsinkenden Kräften treu. — Schon im Gefühl seiner letzten Krankheit erfüllte er noch seine bischöflichen Pflichten, hielt zwei Hochämter, und wohnte noch am 4ten einer Konsistorialsitzung bei. Den Tod auf den Lippen brachte er noch die Gesundheit aus: „Leben und lieben!" und seine letzten Worte waren: „Gottes Wille!"

Nachdem er arm in den Privatstand zurückgetreten war, lebte er in Kostanz mit den Lehrern des Seminariums. Als er sich nach Regensburg begab, und es ihm an einem Bette gebrach, versah ihn eine wackere Bürgersfrau damit, und ruhete nicht eher, bis er es ohne Bezahlung annahm. Nach seinem Tode wurde es ihr zurückgegeben, und soll nach ihrem Willen ein Familienfideikommiß bleiben; eine nicht rühmliche, dauernde Erinnerung für die Großen der Erde, welche es zugeben konnten, daß Dalberg überhaupt, und auf diese Art in den Privatstand zurückkehren mußte. Als er letzteres that, behielt er bloß den bischöflichen Titel — Eminenz — bei.

Nach den Instituten des formellen Katholicismus, worüber der jetzige Pabst nach seiner vollständigen Wiederherstellung mit großer Strenge von Neuem zu wachen begann, darf ein katholischer Geistlicher (ein Religiose) nicht in andere Verbindungen eintreten, und also auch nicht in den Freimaurerorden. Dalberg, als Weltgeistlicher, wäre streng genommen, von jenem Verbot wohl entbunden gewesen; allein nach den kanonischen Gesetzen

Digitized by Google

gehörte er späterhin, wo er im Rang von Stufe zu Stufe stieg, zu der strengen Regel; --- und dennoch war Dalberg Freimaurer, und zwar in den höchsten Graden. In den gedruckten Verzeichnissen der Brüder ist, wie das häufig ist, sein Name bloß mit * * * bezeichnet. Man sieht hieraus, wie frei Dalberg von aller engbrüstigen Kleinigkeitskrämerei, von allem Formenwesen war, und wie er nach Wahrheit strebte. Zu bemerken ist, daß er schon früher in die Loge getreten war, als zu jener Zeit, wo er in das politische System des französischen Kaiserhofes eingriff. —

Seine Neigung zur Wohlthätigkeit war unbegränzt. Als die Nachricht von seinem Tode erscholl, wurden besonders die Armen in tiefe Trauer versetzt, und für diese hatte er so gesorgt, daß der Polizeidirector bei jener Nachricht ausrief: „ach! was soll ich nun mit meinen Armen anfangen!"

Am 2. Februar 1817 war der Großherzog von Frankfurt bei Tische noch sehr munter, wie gewöhnlich; nur klagte er schon seit einiger Zeit über einen sehr hartnäckigen, mit leichtem Flußfieber verbundenen Schnupfen. Am folgenden Tage mußte dieser Katharr eine bösartige Gestalt angenommen haben; denn es erfolgte ein heftiges Erbrechen, worauf Dalberg an sich wenig zu achten schien, denn seine Arbeiten setzte er in den Zwischenpausen immer noch fort. Sonnabends den

8. machte er dem Graf von Westerhold noch einen Besuch, kam aber krank Abends um neun Uhr nach Hause. — Er las auch im späten Alter noch gewöhnlich Sonntags die feierliche Messe, und jetzt am 9ten Morgens erschienen die ihn bei dem Hochamt bedienenden Pfarrer, Regens und Wildmann, ihm nach der Kirche zu folgen. Allein diesesmal trat ein anderer feierlicher Akt für die Erschienenen ein. Dalberg, zwar schon mit dem Tode ringend, aber freien Geistes, begehrte von den Erschienenen die heiligen Sacramente. Es geschah, und alle Anwesende waren bei dieser großen Resignation, bei dem frommen Vertraun, bei dem allen, was den Tod eines großen Sterbenden bezeichnet und beklagenswerth macht, zu Thränen gerührt. Nachmittages überfiel ihn ein Schlummer, von welchem alles zu befürchten zu seyn schien. Am 10. Februar, Morgens 7 Uhr war er wieder erwacht, fühlte sich ganz frei, und nahm etwas Suppe ein. Ohne Schmerzenszeichen, seiner selbst aber auch nicht mehr bewußt, schlief er an demselben Tage, 2 Uhr Nachmittages ein, um für immer von dieser Zeitlichkeit Abschied zu nehmen. Es war dies zwei Tage nach seinem 73sten Geburtstage.

Er hatte kein Testament gemacht und über nichts disponirt, denn er hatte nichts. Er schloß gewöhnlich monatlich seine Rechnung, und während seines letzten Aufenthalts in Regensburg verschenkte er dann den Ueberschuß seiner Pension. Zu der Almosenkasse zahlte er außerdem monatlich 600 Gulden, und an verschämte Arme gab er unter der Hand, ohne daß sein Name bekannt werden durfte, noch einmal so viel.

Digitized by Google

Seit er alle seine weltlichen Besitzungen verloren hatte, lebte er in Regensburg sehr einfach und streng in Erfüllung der Pflichten als Bischoff von Regensburg, Kostanz und Speyer. — Er hatte, sehr natürlich, einen starken Briefwechsel, und dennoch las und schrieb er das mehreste selbst, obschon er in den letzten Jahren seines sehr thätigen und angestrengten Lebens das eine Auge ganz verloren hatte, und mit dem andern auch sehr kurzsichtig geworden war. — Das Privatleben Dalbergs war außerdem auch in Regensburg sehr einfach. Nicht einmal eigne Pferde hielt er, sondern in einer Miethskutsche fuhr der hochbetagte Mann in seinen letzten Jahren aus. Er hatte kein eignes Haus, sondern wohnte zur Miethe in dem sogenannten Domherrnhof. Seine Tafel war äußerst einfach, und höchst selten sah man den Tisch mit mehr als zehn Couverts besetzt. Bei seinem Tode war seine Garderobe so einfach, ärmlich und gering, daß sie an den Nachlaß des großen Friedrich von Preußen erinnerte, und seine Bücher waren kaum so viel werth, daß man sie hätte aufschreiben und verzeichnen mögen.

Als Statthalter von Erfurt hatte er eine kostbare Bücher- und Kunstsammlung. Im Jahr 1801, wo Preußen dieses Stiftsland in Besitz nahm, mußte er Erfurt verlassen, und hinterließ seine sehr bedeutende Bibliothek und Kunstsammlung den beiden dortigen Gymnasien, nämlich dem evangelisch-lutherischen und dem katholischen zum Geschenk. Die Bibliothek enthielt 5500 Bände, worunter Werke der seltensten Art. Die Vertheilung unter die beiden Gymnasien geschah durch Verloosung, und außerdem vertheilte Dalberg bei

Digitized by Google

seiner Abreise seine seltenen Münzen, Kunstschätze und Handschriften an seine gelehrten Freunde in und um Erfurt. Freigebig, wie er immer war, zog er auch hier wieder eben so einfach fort, als er hingekommen war, gleichsam, als wenn das dritte Gelübde des Franziskaner-Ordens, das votum paupertatis das erste Gelübde seiner Ordensregel sey. Als Herr von Aschaffenburg hatte er in dem vormals kurfürstlich-Mainzischen Schloß eine kostbare Bücher- Gemälde- und Kupferstichsammlung. Baiern nahm von diesem Lande Besitz, und Dalberg verließ dieses ihm zugewiesene Eigenthum, ohne nur des Geringsten etwas mitzunehmen. Arm, fast ganz arm kam er in Regensburg an, und konnte mit Wahrheit sagen: omnia mea mecum porto; denn das ganze Vermögen des Fürst Primas enthielt der einzige Reisewagen, in welchem er ankam. Als Fremder war er in dem Gasthof zu den drei Helmen abgestiegen. Der Baron Neuenstein vermogte ihn endlich, in seinem, des Barons Hotel, es sich gefallen zu lassen, und hier endete Dalberg, ein in mehrern Perioden seines Lebens von politischen Stürmern sehr verkannter, aber gewiß sehr edler Mann, sein einfach-reines Leben. „Nach hundert Jahren," sagt ein Sammler für den Biographen Dalbergs, „wohl noch früher, wenn man wird lernen sein Verdienst schätzen, werden Fremde in Regensburg nach diesem Hause fragen, so wie man sich zur Zeit um das hiesige Domgebäude, die steinerne Brücke, den Sitz des alten Reichstages und nach Kepplers Grabstätte erkundigt."

Auch in Frankfurt wurde am 28. Februar 1817 der Trauergottesdienst zum Andenken des Fürst Primas

begangen. Nachdem zuvor in allen katholischen Kirchen gelautet, versammelten sich gegen zehn Uhr die Gesandten des Bundes, und die Senatoren, auch andere Hausdiener des Hochseligen, eben so auch der Katholische Clerus in dem hohen Dom der Kathedrale, worauf das feierliche Gepränge seinen Anfang nahm. Der Hochaltar und der ganze Chor war mit schwarzem Tuch umhangen und mit den Wappen des Fürst-Erzbischoff geziert. In der Mitte des Chors erhob sich ein großer Katafalk mit vielen Leuchtern und Wappen umgeben. Unter demselben stand der Sarg, oder das sogenannte Castrum Doloris, mit der einfachen Einschrift: Carolus D. G. Archiepiscopus Ratibonnensis et Primas Germaniae; Episcopus Wermatiensis et Constantiensis etc. natus — denatus etc. Auf diesem lagen die Erzbischöflichen und Fürstlichen Insignien. — — Mit dem Vortritt des Stadtpfarrer und geistlichen Rathes Orth am Altar begann Mozarts Requiem von dem Orchester, den vorzüglichsten Sängern und Sängerinnen. — Am Ende der Seelenmesse traten die sämmtlichen Geistlichen an den Katafalk, um den Sarg einzusegnen. Während ihres Gebets wurde vom hohen Chor herab mit voller Musik das „er ruhe in Frieden ꝛc." ergreifend schön aufgeführt.

Das einbalsamirte Herz des Fürsten ist in silberner Kapsel in dem Familienbegräbniß beigesetzt. Auch in den protestantischen Hauptkirchen, sowohl in Regensburg als in Frankfurt war großer Trauergottesdienst um den Mann, dessen Werth man erst, wie es das Schicksal aller anspruchslos-großen Männer ist, erst

Digitized by Google

nach seinem Tode erkannte. — In Aschaffenburg wurden gleichfalls die Exequien drei Tage festlich begangen.

Karl Theodor von Dalberg als Schriftsteller ist nicht unbedeutend geblieben. Wir nennen von ihm 1) Betrachtungen über das Universum (5te Aufl. 1805). Es sind darin, heißt es, Betrachtungen eines scharfsinnigen Denkers über die Welt, den Schöpfer der Menschen, die Religion und das Band zwischen allen, nicht nach angenommenen Schulgesetzen, sondern aus der eignen Fülle des Nachdenkens geschöpft, und in einer blühenden, oft hinreißenden Sprache vorgetragen. „Worin besteht der Zusammenhang aller Wesen? Wohin trachtet, zweckt ihr Bestreben, Wirken, Daseyn? Wo liegt der einzige Knoten, der alles, Welt, Körper, Geister, Zeit und Traum in ein Ganzes zusammen knüpft; das ist's, was ich aufzufinden, was ich darzustellen trachte," sagt Dalberg in dieser Schrift, welche die Grundlinien eines größern Systems enthalten soll. Das Ganze ist in drei Abschnitte getheilt, von denen der erste „Schöpfung" der zweite „Schöpfer" der dritte „Schöpfer und Schöpfung" überschrieben ist. 2) Gedanken von der Bestimmung des moralischen Werths. 1792. 3) Verhältnisse zwischen Moral und Staatskunst 1786. 4) Grundsätze der Aesthetik. 1791. 5) Von dem Bewußtseyn als allgemeinen Grunde der Weltweisheit. 1793. 6) Von dem Einflusse der Wissenschaften und schönen Künste, in Beziehung auf öffentliche Ruhe.

Digitized by Google

1793. 7) Von Erhaltung der Staatsverfassung. 1795. 8) Betrachtungen über den Charakter Karls des Großen. 1806. 9) Perikles, über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück. 1806. Viele von diesen Schriften erschienen zugleich in französischer und in deutscher Sprache. ---

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

D. Franz Volkmar Reinhard.

Exegi monumentum aere perennius; —
— Non omnis moriar!

Hor. Carm. III. Od. 30.

Digitized by Google

Digitized by Google

D. Franz Volkmar Reinhard.

Franz Volkmar Reinhard wurde am 12. März 1753 zu Bohnenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthum Sulzbach geboren. Sein Vater, Johann Stephan Mathias Reinhard war Prediger des Orts, und muß ein vorzüglicher Vater und aufgeklärter Erzieher gewesen seyn. Reinhard sagte späterhin oft, daß er die Grundlagen von dem, was sein Herz vielleicht veredelt und seinen Geist vielleicht gebildet habe, der ersten, sehr sorgfältigen Erziehung seines Vaters verdanke. Der sorgfältigen Erziehung seines Vaters, und des sehr gründlichen Unterrichts in den Schulstudien erfreute er sich bis in sein sechzehntes Jahr. Welchen Werth er nach langen Jahren noch auf jene Erinnerungen legte, das mag die Stelle eines Trostschreibens von ihm vom 24. April 1809 an einen Freund beweisen. Reinhard sagt darin: „Sie haben große Veranlassung, den Ver-

Digitized by Google

luſt Ihres Vaters mit Faſſung zu ertragen. Ihr Herr Vater hat ein anſehnliches Alter erreicht; Sie haben ſein väterliches Wohlwollen bis in Ihr männliches Alter genoſſen; Sie haben beſonders den Troſt, ihm viel Freude gemacht zu haben. Mir iſt dies alles ſo gut nicht worden. Mein Vater ſtarb, ohne ſo alt zu ſeyn, wie ich jetzt bin. Ich war ein Jüngling von 15 Jahren, als ich ihn verlor. Gelegenheit zu manchen ſchönen Hoffnungen habe ich ihm zwar gegeben; aber erfüllt hat er keine derſelben geſehen; und kaum waren ſeine Augen geſchloſſen, ſo wurde der arme, unerfahrne junge Menſch in die Welt hinaus geſchleudert, von der er noch nichts wußte, und ſich ſelbſt überlaſſen. Sie, wie geſagt, waren weit glücklicher, und haben eine Wohlthat genoſſen, die verhältnißmäßig nur wenigen zu Theil wird."

Schon in ſeinem ſechſten Jahr hatte er angefangen, die Bibel mit Bedacht ſelbſt zu leſen, und er nannte ſie ſtets das Buch aller Bücher. Sein Vater, in den Schriften der Alten wohl bewandert, und mit Gefühl und Begeiſterung ſie leſend, verſtand es, dem Sohn auch bald dieſes Studium des Alterthums genußreich zu machen. Der junge Reinhard war kaum neun Jahr alt, als die Dichter ihn hinriſſen, und als er ſelbſt die erſten Verſuche in der Verskunſt machte. Sein Vater hatte eine, ſeinen Umſtänden nach bedeutende Bücherſammlung, und ließ den Sohn, den lernbegierigen Knaben darin umſuchen. Eine Feuersbrunſt beraubte Reinhards Vater der Bibliothek, und fortan war des Knaben Dichterlectüre faſt nur auf das Geſangbuch, auf Canitz Gedichte, und auf Pope beſchränkt.

Digitized by Google

In seinem dreizehnten Jahre kamen ihm Hallers poetische Werke in die Hände, und diese hatten, wie er selbst in seinen Geständnissen sagt, einen bedeutenden Einfluß auf seine fernere Bildung. Eben weil Haller — wenn nicht ein Widerspruch darin liegt — ein philosophischer Dichter ist, und doch das ganze Gemüth des Jünglings ergriffen hatte, zog er ihn von der poetischen Schwärmerei, welcher Reinhard sich schon ergeben wollte, zu den philosophischen Schlußfolgen und zu der Konsequenz zurück. — Besonders eine gedrängte Kürze, welche Reinhards Ausarbeitungen, die uns übrig sind, eigen ist, behauptet er selbst, dem Vorbilde Hallers, nächst dem aber auch der fleißigen Lektüre der Alten zu verdanken.

Reinhards Vater galt im weiten Umkreise für einen ganz vorzüglichen Prediger, und man schätzte an seinen Predigten ganz vorzüglich die logische Ordnung, das Systematische der Disposition und die Reinheit der Sprache. Der heranwachsende Jüngling versäumte nicht leicht einen Kanzelvortrag seines Vaters, und nachher daheim brachte er aus der Erinnerung die Disposition der Predigt zu Papiere, und legte sie seinem Vater vor. Diese Anordnung war folgereich für Reinhards ganze Zukunft, und gewöhnte ihn früh an das scharfe Auffassen, an die Auswahl der Hauptgedanken, und überhaupt an das, was man philosophische Ordnung und Konsequenz in Rede und Schrift nennt. — Reinhards Vater, der immer gewünscht hatte, seinem Liebling, von dem er oft sagte — es kann etwas aus Dir werden! — auf dem Gymnasium poeticum in Regensburg, welcher Anstalt er selbst seine Bildung verdankte, eine Stelle

zu verschaffen; dieser Vater erreichte kurz vor seinem Tode seinen Wunsch. „Nie — schreibt Reinhard selbst darüber — „werde ich den unaussprechlich ernsten und doch durch die innigste Zärtlichkeit gemilderten Blick vergessen, womit er mir dies ankündigte; womit er mich eine Zeit lang stillschweigend betrachtete, und gleichsam mein Innerstes erspähete; womit er mir unendlich mehr sagte, als Worte ausdrücken können. Ich wurde bestürzt, und stammelte endlich die Versicherung, daß ich mein Möglichstes thun würde, seinen Erwartungen zu entsprechen. Daß er Erwartungen von mir hatte, wußte ich; er verbarg es nicht, daß er mich vorzüglich liebte, und die Meinung habe, es könne, dies war sein gewöhnlicher Ausdruck, etwas aus mir werden. Er nahm mein Versprechen mit einer sich erheiternden Miene an, entließ mich, ohne ein Wort weiter zu sagen, und einige Tage nachher lag er auf der Bahre."

Von diesem Verlust eines zärtlich geliebten Vaters war der junge Reinhard schmerzlich ergriffen, und zwar um so mehr, da er diesen Verlust in den Jahren erlitt, wo die Gefühle im ersten Aufblühen, in voller Lebendigkeit sind. Den Schmerz des Jünglings zu vermehren, dazu kam noch, daß seine Mutter bald darauf auch hinüber ging. Einsam, von den sorgsamen Pflegern der Jugend verlassen, war er nun, wie er selbst sagt, fremd hinaus gestoßen in eine fremde Welt. — Mit einigen Gulden in der Tasche kam er im Herbst 1768 in Regensburg an. Der Vorsteher der Schule, Rector Martini, setzte ihn in die zweite Klasse, wo der junge Reinhard an dem Conrector Töpfer einen Mann fand, der es verstand, mit Geschmack die Alten zu

Digitized by Google

lesen, und der Jugend Lust zu Ueberwindung der Schwierigkeiten bei den Studien zu machen. Außerdem öffnete er den vorzüglichern Schülern seine Bibliothek, und er gewann den jungen Reinhard bald so lieb, daß dieser noch in spätern Jahren mit der größten Freudigkeit dieses Lehrers sich erinnerte, und ihn als sehr einflußreich für sein ganzes Leben betrachtete. — Das wenige Taschengeld, welches Reinhard mit auf die Schule gebracht hatte, wandte er zu dem Ankauf deutscher Dichter an, und besonders ergriff ihn Klopstock, von dessen Messiade bereits zehn Gesänge im Druck erschienen waren. — Nach zwei Jahren kam er in die erste Klasse, wo der Rector Martini die Bildung der Jugend leitete; nichts desto weniger aber hing Reinhard immer noch mit Vertraun und Liebe an seinem frühern Lehrer, Töpfer; Martini soll bei vielleicht größerer Gelehrsamkeit nicht die Humanität besessen haben, welche den sanften, gemüthlichen jungen Reinhard zu Töpfer hinzog.

Bis Ostern 1773 lebte Reinhard auf dem Institut in Regensburg. Sein Fleiß war unermüdbar. Außer dem, was in dem allgemeinen Unterricht gelesen wurde, hatte er für sich den ganzen Homer, Xenophon, Cicero, Livius, Horaz, Virgil, Ovid, Curtius, Terenz, Plinius u. s. w. durchgelesen, und außerdem den Hesiodus, den Sophokles und die andern griechischen Tragiker, den Plutarch, Sueton, Tacitus, Juvenal, Seneka; eine Arbeit, welche mancher Gelehrte gar nicht, oder oft erst in spätern Jahren vollbringt. Reinhard hatte aber übrigens die Bücher nicht durchflogen; er hatte mit Nutzen gelesen, und im spätern Alter hatte er die Hauptstellen und die ganze Uebersicht jedes gelesenen

Werkes immer noch, wie man zu sagen pflegt, in recenti memoria. Wem aber auch das Lesen der griechischen und römischen Klassiker keine dauernde Begeisterung giebt, der ist einer Begeisterung unfähig. Außerdem las der junge Reinhard in dieser Zeitperiode das neue Testament sehr sorgfältig in der Ursprache, und zu dem geistlichen Stande bestimmt, besuchte er zwar regelmäßig die dem Gottesdienst geweihten Stunden; allein er sagte nachher oft selbst, daß ihn das alles kalt gelassen habe. Dazu kam, daß man ihm von vielen Seiten her es mißrieth, dem geistlichen Stande sich widmen zu wollen, indem seine kränkliche, schwächliche Natur und seine leise Stimme stets ihn hindern würden, einen bedeutenden Beifall als Kanzelredner zu finden. Ueberdem aber hatte er während dieses Schulcursus zweimal am hitzigen Fieber sehr krank darnieder gelegen, und er schien fortan dem Schicksal sich überlassen zu wollen. Sein Genius riß ihn mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder zu dem Studium der Alten hin, welchen er die gedrängte Kürze abgewann, die den Neuern oft so sehr fehlt.

Im Winter 1773 wurde er Mitglied des Auditoriums, eines Instituts, welches ohngefähr dem Karolinum in Braunschweig vergleichbar ist, und zwischen Schule und Academie die Mitte hält. Er hörte nun hier Kollegia über Theologie, Philosophie u. s. w. und wurde besonders von dem Vortrag des Professor der Theologie, Grimm, der zugleich beliebter Prediger war, eingenommen. Er kam mit diesem, dort allgemein beliebten und geachteten Mann in nähere wissenschaftliche Bekanntschaft, und als Reinhard hiernächst

Digitized by Google

die Universität Wittenberg bezog, bewirkte Grimm die dringenden Empfehlungen für den jungen, hoffnungsvollen Mann an den bekannten Theologen Crusius, der zu seiner Zeit bedeutende Epoche machte. — Ganz fremde Männer nahmen sich des jungen Reinhard an, und suchten, die Vollendung seiner Studien zu befördern. Dahin gehörte unter andern der churfächsische Legationssecretär Mirus in Regensburg, der es wünschte und unterstützen wollte, daß Reinhard, nachdem er zwei Jahr in Wittenberg die Kollegien gehört, in Leipzig seinen Kursus vollenden könne; er strebte, diesen bedeutenden Kopf, in welchem große Anlagen sich zu entwickeln schienen, für Sachsen zu gewinnen.

In Wittenberg lebte Reinhard als Studierender in einer sehr beschränkten Lage. Aber sein Fleiß und sein Streben nach höherer Vollendung ersetzten ihm das, was dem Genuß nicht gewährt werden konnte. Er wollte einen Versuch machen, zu predigen, um sich selbst davon zu überzeugen, ob er, was ihm früherhin gesagt war, für den Kanzelvortrag nicht geeignet sey. Es geschah. Er predigte in dem Pfarrdorf Dietrichsdorf, und zwar so, daß er mit seinem ersten Versuche zufrieden war. Er selbst fühlte sich nicht erschöpft, und der Bauer, bei dem er, wie das nicht ausgeschlagen werden darf, zu Mittag essen mußte, versicherte ihn, daß er der Gemeine wohl gefallen, und sehr vernehmlich und einigemal auch mit Beziehungen auf Einzelne (woran Reinhard freilich nicht gedacht hatte) gesprochen habe. Nichts desto weniger aber gab Reinhard nach diesem ersten, gelungenen Versuch dennoch vor der Hand auf, als Kanzelredner sich üben zu wollen.

Digitized by Google

Mit großem Eifer, oder vielmehr mit dem Berufseifer wandte er sich jetzt zu den orientalischen Sprachen, besonders zu der Hebräischen, worin vorhin der Unterricht sehr vernachlässigt gewesen war. Professor Dresde war hierin sein Lehrer. — Mit gleichem Eifer suchte er in dem Gebiet der theoretischen Philosophie sich zu vervollkommnen; — und sie ergriff ihn! D. Schmid war hierin sein Lehrer, schien aber nicht dazu geeignet zu seyn, junge Gemüther zu einem sehr anstrengenden Studium beleben zu können. — Die Historie vernachlässigte er fast ganz, was er späterhin laut und öffentlich bereuete. Aber eben in dieser Vernachlässigung der Historie liegt gerade bei ihm ein bemerkbarer, psychologische Würdigung verdienender Zug. Denn, wer aus der Fülle des eigenen Gemüths eine Welt sich bauen kann, der bedarf der Historie nicht. Daher findet man bei lebendigen Gemüthern die Anneigung dazu auch erst in der Annäherung zum Greisenalter. — Reinhard versäumte es, durch die Gegenparthei, (wie man sie auf allen Academien, und überhaupt in der Gelehrtenwelt findet) dazu verleitet, den Historiker Schröckh, welcher damals allgemeines Aufsehn machte, zu hören, und zwar um so mehr, da er späterhin mit Schröckh persönlich genau bekannt wurde, mit ihm in freundschaftliches Verhältniß trat, woraus unter beiden Gelehrten ein sehr lebhafter Briefwechsel entstand, der viele Jahre lang dauerte. Jene nähere Bekanntschaft mit Schröckh entspann sich dadurch, weil Reinhard endlich im dritten Jahre seiner academischen Laufbahn mit seinem Freunde Nitzsch bei dem Professor Schröckh die Kirchengeschichte privatissime hörte. — Es würde zu weit führen, wenn wir hier angeben wollten,

Digitized by Google

welche Kollegien und in welcher Ordnung Reinhard während seiner academischen Laufbahn hörte. Nur so viel sey darüber bemerkt, daß Reinhard in seinen Geständnissen selbst sagt, wie er nicht in der gehörigen Ordnung die Studien verfolgt habe. —

Nur sehr selten predigte er unterdeß, und diese Kanzelvorträge hielten ihn nicht von dem raschen Verfolgen seines Zieles, sich wissenschaftlich möglichst auszubilden, ab. Es war sein Grundsatz, Predigtsammlungen nicht zu lesen, weil er ein Feind der Nachahmung war, und Kraft genug, selbst Original seyn zu können, in sich fühlte. Erst im letzten Jahre seiner Studien fielen ihm Saurins Passionspredigten in die Hände, und sie gefielen ihm so, daß er sie sich zum Muster nahm. Er schätzte daran besonders das reine, klare System und das Blumenreiche eines glänzenden Vortrags. Den ersten Versuch der Nachahmung machte er bei einer Predigt, die er mit Beifall am Tage Mariä Heimsuchung über die gewöhnliche Epistel in Wittenberg hielt.

So war denn die Zeit vorüber, welche für die academischen Studien bestimmt werden konnte. Reinhards Vormund schickte den ganzen Rest des geringen Vermögens seinem Pflegebefohlnen, damit derselbe etwanige Schulden dort noch berichtigen, und nunmehr in sein Vaterland zurückkehren möge, um als Kandidat den gewöhnlichen Weg zu einer Pfarrey zu gehen. Allein Reinhard ging nicht. Die Professoren Schmid, Schröckh und Dresde vermogten ihn, sich dahin zu entscheiden, daß er auf der Universität dem Lehramt sich

Digitized by Google

widme. — Das ihm überschickte Reisegeld wandte er nun stracks dazu an, am 26. Februar 1777 sich zu habilitiren, d. h. durch schriftliches und mündliches Examen die Erlaubniß, als academischer Lehrer auftreten zu dürfen, zu gewinnen, und er sagt selbst: daß er hierdurch eine Laufbahn betreten habe, wo er nichts anders erwarten konnte, als Schwierigkeiten und Beschwerden aller Art. Die Disputation, welche er bei dieser Prüfung schrieb, handelte de versionis Alexandrinae auctoritate et usu in constituenda librorum hebraicorum lectione genuina, und er disputirte darüber unter dem Vorsitz des D. Dresde.

So war denn nun Reinhard academischer Lehrer geworden; aber den größten Theil seiner an sich schon schwächlichen Gesundheit hatte er noch zugesetzt gehabt, um es zu werden. Mit einer Unermüdlichkeit, wie nur wenige sie begreifen mögen, hatte er gearbeitet, den Cyklus der für ihn nothwendigen Wissenschaften und Kenntnisse aller Art zu durchwandern; diese Anstrengungen so wohl, als die armselige Lebensweise, zu welcher er gezwungen war, ermüdeten die Kräfte eines schon schwachen Körpers, und er litt in Wittenberg an einem Schwindel, welcher die Folge der Geistesanstrengungen seyn sollte, und von dem sich Nervenschläge befürchten ließen. Erst in spätern Jahren verließ ihn dieser periodische Schwindel.

Er las philosophische und philologische Kollegia. Sein Auditorium füllte sich, und er konnte mit der Wahl seines Standes bald zufrieden seyn. Nachdem er ein Jahr als Privatdocent vorgetragen hatte, wurde er

Digitized by Google

am 6. April 1778 Adjunct der philosophischen Facultät. Die Disputation, welche er, diesen Grad zu erlangen, schrieb, war de morte voluntaria quid et quam clare praecipiat philosophia, ad locum Platonis in Phaed. Sect. IV. Um den Grad eines Baccalaureus der Theologie zu erhalten, disputirte er zu Ende des Jahres 1778 vor der theologischen Facultät de symbolis ad interpretationem psalmi sexagesimi octavi, und, zu diesem academischen Grade gelangt, las er nun Dogmatik mit einem ungetheilten Beifall. — Aufsehn erregte in der pädagogischen und literarischen Welt eine gelehrte Gesellschaft, deren Gründer Reinhard war, und die nicht Weniges zu Förderung der Wissenschaft auf der Universität beitrug. In dieser Gesellschaft wurden ganz nach der Form Theses und Disputationen durchgeführt, gemeiniglich unter Reinhards Präsidio.

Im Jahr 1780 wurde Reinhard professor extraordinarius der Philosophie, und hielt bei seiner Einführung eine Rede de revocanda latine de philosophia scribendi consuetudine. Außer den philosophischen Vorlesungen hielt er aber doch noch, auf ausdrücklich geäußerten Wunsch seiner Zuhörer theologische. — Im Sommer-Halbjahr 1780 traf ihn die Reihe als Decan der philosophischen Facultät, und mit dieser Würde bekleidet, creirte er an einem Tage 24 Gelehrte zu Doctoren der Philosophie und Magistern der freien Künste, nachdem er zuvor eine gehaltvolle Rede de conjungenda cum tradendis philosophiae placitis eorundem historia gesprochen gehabt.

Bald darauf verheirathete er sich mit der Witwe

des Professor Schmid, und des Stiefsohnes, welchen seine Gattin ihm zubrachte, pflegte er mit der Zärtlichkeit eines wahren Vaters. Späterhin starb dieser Stiefsohn, und ein nicht unbedeutendes Vermögen, welches Reinhard mit der Witwe Schmid erheirathet hatte, gewährte ihm manche Gemächlichkeiten des Lebens, welche er vorhin hatte entbehren müssen; außerdem aber überkam ihm hierdurch auch die ausgesuchte Büchersammlung des verstorbenen Schmid, welche seinen Meditationen und Lucubrationen sehr förderlich war. — Noch folgereicher für Reinhards öffentliches Leben war jener Todesfall dadurch geworden, daß derselbe nunmehr theologischer Professor (quarto loco) wurde, wobei er jedoch seine philosophischen Vorlesungen beibehielt; die Philologie schien er aufzugeben. Er mußte bei jener Erhebung in Doctorem promoviren, und die Inauguraldisputation, welche er am 15. November 1782 in dieser Hinsicht hielt, war pro licentia summorum in theologia honorum rite consequendorum. — Das theologische Lehramt selbst trat er erst am 11. December 1782 an, nachdem er vorher eine gehaltvolle Dissertation de prudentia theologi, in comparanda et augenda eruditione theologica aetatis suae rationem habentis — geschrieben, und seine Meinung beweisend, mit der Ueberlegenheit eines vorherrschenden Geistes öffentlich ausgeführt hatte.

Ein genauer Kenner Reinhards und sehr richtiger Beurtheiler desselben sagt bei Anführung jener Rede: „Wer sie mit Aufmerksamkeit lieset, wird sich überzeugen, daß Reinhard bereits in einem Alter von 29 Jahren darüber mit sich einig war, welche Rücksicht ein

Theolog auf den Geist seines Zeitalters zu nehmen habe, und bis wie weit er den Einflüssen dieses Geistes folgen dürfe. Es gehört zu der Consequenz des Verewigten, daß er, als er diese Rede in seinem 56sten Jahre abdrucken ließ, in derselben kein Wort veränderte, und keines zu verändern nöthig hatte, weil er den im Jahr 1782 auf dem theologischen Katheder öffentlich aufgestellten Grundsätzen während seines Lebens treu geblieben war, ob er gleich die mannigfaltig sich verändernden Formen des Zeitgeistes ununterbrochen beobachtet hatte. Das an patristischer Gelehrsamkeit reiche Programm, das er bei dieser Gelegenheit schrieb, ist unvollendet geblieben, denn es enthält bloß den ersten Theil der Beantwortung der Frage: utrum et quando possint oratores divini in administrando munere suo demittere se ad vanas hominum opiniones?" —

Er las täglich vier bis fünf Stunden, theils theologische, theils philosophische Kollegia; sein Auditorium war stets gefüllt, die Psalmen des Jesaias erklärte er mit besonderer Vorliebe, und als Professor der Theologie war Dogmatik und theologische Moral seine Hauptbeschäftigung; in den Zweigen der Philosophie las er unter anderm mit vielem Beifall Naturrecht, Logik ꝛc. — Im Jahr 1784 nach D. Tittmanns Versetzung an die Stadtkirche wurde Reinhard Probst an der Schloß- und Universitätskirche zu Wittenberg, und hier eröffnete sich ihm ein neues Feld. Mit dieser Stelle übernahm er die Verbindlichkeit, sonntäglich in der Universitätskirche zu predigen. Das Publikum, welches er hier hatte, war meist ein wissenschaftliches, gebildetes Publikum, er richtete seine Predigten darnach ein, und diese fanden

bald so allgemeinen Beifall, daß die Kirche oft überfüllt mit Zuhörern war, wenn er auftrat. — Schon damals machte er es sich zum Gesetz, seine Predigten oft viele Wochen lang voraus zu bearbeiten. Ob diese Methode einen lebendigen Kanzelvortrag geben könne, darüber darf der Historiker nicht richten wollen; so viel aber ist wohl gewiß, daß dadurch eine Abrundung, Genauigkeit und philosophische Konsequenz erfolgen muß, welche das ersetzt, was der rhetorischen Lebendigkeit bei der lange überdachten Rede vielleicht abgehen mögte. —

Als professor ordinarius hatte er, wenn der Turnus des Decanats an ihn kam, Programmen u. s. w. zu schreiben, und mehrere derselben haben einen entschiedenen Werth. Rektor der Akademie war er nur einmal. Das erste Mal, als der Turnus an ihn kam, wurde er in der Wahl übergangen, weil ihm noch einige Wochen an den zwei Jahren fehlten, wo er schon hätte als professor ordinarius nach den Statuten zum Rektorat ernannt werden können; das zweite Mal hingegen lehnte er selbst wegen seiner überhäuften Geschäfte die Würde ab. Am 18. October 1790 übernahm er das Rektorat, und verwaltete es bis zum 1. Mai 1791. — Er hatte jetzt die zweite theologische Lehrstelle, und sein Ruf in die Ferne war schon bekannt genug geworden. Eine Einladung, als theologischer Professor an die Universität Helmstädt mit 1200 Rthlr. Gehalt zu gehen, schlug er zu wiederholten Malen aus, und nichts desto weniger erwiederte ihm der Herzog von Braunschweig in einem Handschreiben, „daß er zu jeder Zeit, wenn er es wünsche, unter denselben Bedingungen in Helmstädt gern eingeführt werden solle." — Vom sächsischen Hofe wur-

Digitized by Google

den ihm, als man nähere Nachrichten von den Anerbietungen für die Helmstädter theologische Fakultät bekam, vierhundert Thaler jährlich als Zulage zugesichert; Reinhard verweigerte aber die Annahme dieser Zulage aus einem Gefühl, welches nur sehr wenige Menschen zu würdigen verstehen.

Sein häusliches Leben in Wittenberg war sehr einfach, und mußte es seyn. Der Ort war für große gesellschaftliche Zerstreuungen nicht geeignet, und nur der Umgang mit literarischen Freunden gab Reinhard am Abend Entschädigung und Stärkung für die Ermüdungen des Tages. — Ohne besonders beneidet und befeindet zu werden, — was in seinem Verhältniß viel sagen will, — lebte er in Wittenberg fort, und schrieb in dieser Zeit 1) den psychologischen Versuch über das Wunderbare und die Verwunderung, (erster Theil) 2) Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf, 3) System der christlichen Moral, 4) Reinhards Predigten (erster Band.) — Abends sah er oft vertraute Freunde bei sich zu einem frugalen Abendessen. Durch die strenge Diät, welche er selbst in Hinsicht des Genusses der Speisen und des Getränkes beobachtete, und durch die genaue Lebensordnung, wovon er nie abging, war es ihm möglich, seinem Körper eine längere Ausdauer zu geben, als die Natur ihm vorgeschrieben zu haben schien. Uebrigens aber machte er den heitersten Wirth, und freute sich, wenn es seinen Gästen bei ihm wohlgefiel; ohne gerade reich zu seyn, war er doch schon damals in der Lage, daß seine Liberalität als Wirth ihn nicht

Digitized by Google

in häusliche Verlegenheiten setzte. --- Besonders erfreuend war ihm ein eigner vor dem Thore gelegner Garten mit einem Sommerhause und einer kleinen Oeconomie. Hier hat Reinhard vielleicht seine glücklichsten Stunden verlebt, und nicht allein in Gesellschaft seiner Freunde, sondern besonders in dem vertrautern Umgange mit den Musen, und in dem ungestörten Hinschwärmen über Meditationen. Die Gegend von Wittenberg ist, wie die mehresten Festungsgegenden, von Naturschönheiten abgesondert; jener Garten aber, den Reinhard den seinigen nannte, hat eine vorzüglich schöne Lage, und er wandte alles, was in seinen Kräften stand, dazu an, hier den Versäumnissen der Natur nachzuhelfen. --- Es ist bemerkungswerth, die Oekonomie der Arbeitsstunden bedeutender Gelehrten zu wissen. Reinhard hatte das: aurora musis est amica! beherzigt, und arbeitete Winter und Sommer, ohne Unterschied, von Morgens fünf bis Abends sieben Uhr; wenige Unterbrechungen und nothwendige Pausen ausgenommen. Von den Nachtwachen war er kein Freund, und um zehn Uhr Abends ging er gern zu Bette. Nach sieben Uhr sah er gern gute Bekannte und Freunde um sich, oder er las aus den neuen Mittheilungen der Literatur seiner Gattin vor. --- Die Anfälle des Schwindels mußte er in Wittenberg so sehr bedrohen, daß er bei seinen literarischen Arbeiten und Meditationen seine Gattin stets in der Nähe hatte. --- Von seinen Vorlesungen als Professor hatte er übrigens, trotz des großen Zulaufs, keine bedeutende Einnahme, denn er betrachtete das Honorar nicht als einen Handelsartikel, und forderte es nur da ein, wo er wußte, daß Frivolität seine feine Schonung

mißbrauche. Uebrigens brachten ihm seine philosophischen Stunden mehr ein, als die theologischen. —

Einflußreich in aller Hinsicht wurde er für die angehenden Theologen in Wittenberg durch seine Vorlesungen, durch seine wohl berechnete Predigten, durch seine Schriften und durch die Privatissima, welche er gab. So kann ein kleiner Zweig große Früchte tragen! Viele hochberühmte Theologen, auch Philosophen rühmen sich der Periode noch mit freudiger Erinnerung, wo sie in Reinhards Schule waren, und auch späterhin that er noch alles, was in seinen Kräften stand, für die Wissenschaft Zöglinge zu bilden, und der Universität Wittenberg zu weiterer Ausbildung sie anzuweisen. In einer Predigt, die er (1808) in der Universitätskirche zu Wittenberg hielt, sagt er selbst den academischen Lehrern: „Wie erhaben ist Ihr Beruf, Ihre Bestimmung! An ihr einst Theil gehabt, ihr die munterſten Jahre meines Lebens gewidmet zu haben; wie freue ich mich dieser Ehre, wie preise ich Gott für dieses Glück!“ —

Im Jahr 1791 starb der Oberhofprediger und Kirchenrath Herrmann in Dresden. Reinhards Name war schon bekannt genug, und ohne daß er sich darum beworben hatte, wurde er zu Herrmanns Nachfolger ernannt. Am Fest der Verkündigung Mariä 1792 hielt er in Wittenberg, gerade acht Tage nach seiner Antrittsrede als Probst, in derselben Kirche seine Abschiedsrede. Er schloß seine academischen Vorlesungen; es wurde ihm ein Abschiedsgedicht von seinen Zuhörern überreicht, eine Nachtmusik gebracht, und durch den Professor Krug überreichte ihm die von ihm gestiftete

Gesellschaft ein lateinisches Programm. — Mit inniger Rührung schied er, und eben so schieden seine vielen Freunde von ihm.

— Am Sonntag Misericordias 1792 hielt er zu Dresden in der evangelischen Hofkirche, einem sehr akustisch aufgeführten Gebäude, seine Antrittspredigt in der Würde eines Oberhofpredigers, Kirchenraths und Oberkonsistorial-Assessors. Der Beifall, welchen er hier erhielt, war ungetheilt, und sowohl jene Abschiedspredigt von Wittenberg, als die Antrittsrede in Dresden sind in Verbindung mit einander im Druck erschienen.

Von jetzt begann eine andere Periode seines öffentlichen Lebens und Wirkens. Dem academischen Lehramt war er entnommen; alle Tendenzen seiner Studien, welche dahin abzweckten, mußte er nunmehr entfernen, und allein auf das, was rhetorischer und oratorischer Schmuck und Gehalt heißt, sein scharfes Auge richten. — Als Oberhofprediger sah er eine große Versammlung von Personen ersten Ranges sonntäglich in der Kirche, und als Kirchenrath war er verpflichtet, wöchentlich dreimal in den Sitzungen die Morgenstunden aufzuopfern; die Vorarbeiten, hinsichtlich der Vorträge nicht einmal gerechnet. Mit einem natürlichen Beruf zum Geschäftsmann eignete er sich bald die Ansichten dieses neuen Wirkungskreises an, und eben so bildete er hier immer noch mehr sich zu einem geltenden Redner. Sein theoretisches Leben ging mit sehr glücklichem Erfolg in das praktische über. — Das Predigtamt betrachtete er auch hier wieder als seine erste Function, und auch hier bearbeitete er wieder seine Predigten, die vor einer

Digitized by Google

glänzenden Versammlung vorzutragen waren, auf mehrere Wochen voraus. Auf der Kanzel hatte er weiter nichts außer der Bibel, als ein Concept von einer sehr eng geschriebenen Quartseite, welches ihm jedesmal zur Seite lag, und dieses enthielt mit den Unterabtheilungen die systematische Ordnung seines Vortrags. Er hatte also nicht streng memorirt, sondern er redete stets nach einem durchdachten System, aber mit einer Rundung und mit einer gehaltvollen, von aller Aengstlichkeit entfernten Gewandtheit, wodurch der Kreis seiner Bewunderer sich immer mehrte. In allem, was den innern Werth einer Predigt und den Schmuck des äußern Vortrags betrifft, war er gegen sich selbst äußerst strenge, und daher folgte denn auch, daß er andere sehr streng beurtheilte, jedoch nie lieblos oder anmaßend und eigensinnig, und um seine Urtheile über andere zu bewahrheiten, unterstützte er sie immer mit Gründen. Es würde in dieser Hinsicht der Mühe werth seyn, die Recensionen, welche er in die allgemeine deutsche Bibliothek und in die Jenaer Litteratur-Zeitung lieferte, in eine besondere Sammlung zu bringen. In spätern Jahren zog er sich übrigens von der Theilnahme an allen critischen Instituten zurück, theils wegen zu vieler Berufsgeschäfte, theils, wie es heißt, „weil er den inhumanen und jugendlichen Ton einiger kritischen Blätter durchaus tadelte, und seine Stimme nicht in der Mitte solcher Aeußerungen abgeben wollte.“ — Anfänglich waren auch in Dresden seine Predigten, nach der Tendenz seines Predigtamts in Wittenberg, gelehrt und doctrinell; bald aber eignete sich Reinhards Vortrag in Dresden seinem hiesigen, mehr gemischten Auditorium an, und seine Kanzelvorträge wurden mehr populär.

Digitized by Google

Ein sehr richtiger Beurtheiler und genauer Kenner Reinhards sagt bei dieser Gelegenheit von ihm: „In den ersten Jahrgängen der in Dresden gehaltenen Predigten treten die psychologischen Themata mit einem eigenthümlichen Glanze in der Behandlung hervor, und nächst ihnen diejenigen, wo er die Natur mit der moralischen Welt verglich, oder wo er den Glauben an die Vorsehung nach allen seinen in das menschliche Leben tief eingreifenden Beziehungen schilderte. Entschieden gehören die von ihm herausgegebenen einzelnen Sammlungen von Predigten, zur Schärfung des sittlichen Gefühls und über die Vorsehung, zu dem Trefflichsten, was Reinhard gedacht und geschrieben hat. In den ersten dreizehn Jahren in Dresden folgte er immer noch der, von ihm früher angenommenen, logischen Oeconomie; höchstens, daß er etwas in der strengen Zersplitterung der Untertheile in den einzelnen Theilen nachgelassen hatte, welche in seinen, in Wittenberg gehaltenen, Predigten häufig vorkömmt. Zu einer etwas freiern Disposition entschloß er sich seit der Bearbeitung der epistolischen Perikopen, im Jahrgange 1806. Unverkennbar liegt den Jahrgängen seiner Predigten seit 1806 das Bestreben zum Grunde, unbeschadet der erschöpfenden Behandlung des Thema und der logischen Gründlichkeit, mehr Abwechslung und Mannigfaltigkeit in die logische Oeconomie des Ganzen zu bringen. In Hinsicht aber auf die Wahl der Stoffe hielt er sich in spätern Jahren mehr an dogmatische Themata, als früher; auch spricht sich seine dogmatische Ueberzeugung in den spätern Jahrgängen stärker aus, als in den frühern. Doch nie lehrte er bloße Katheder-Dogmatik. Er behandelte jedes

Dogma nach seinem Verhältnisse zur religiösen Ueberzeugung einer gemischten Volksklasse; er brachte es, wenigstens im zweiten Theile, jedesmal in die genaueste Verbindung mit dem wirklichen Leben; er machte zuletzt gewöhnlich die fruchtbarste Anwendung von demselben."

Dieses gereifte Urtheil eines genauen Kenners mogte hier seine Stelle wörtlich finden. Er selbst, Reinhard, schreibt an diesen gelehrten Freund unter dem 21sten Juni 1811:

„Sie finden, ich sey seit 6–8 Jahren in meinen Predigten finsterer geworden, und beurtheile die Welt und die Menschen strenger, als sonst. Das mag wohl seyn, die Welt und die Menschen haben es auch darnach gemacht. Es gehört viel dazu, wenn man ein Zeitalter, wie das unsrige ist, loben, und den Gang der Dinge, der immer regelloser und schrecklicher geworden ist, preisen soll. Inzwischen werden Sie mir doch einräumen, daß ich nie eine trostlose Sprache geführt habe; daß ich immer bemüht gewesen bin, in der traurigen Gegenwart die Anfänge einer bessern Zukunft nachzuweisen, die sich unter Gottes Leitung entwickeln werde; daß ich endlich nie an der menschlichen Natur verzweifelt, sondern vielmehr überall darauf gedrungen habe, es könne wieder besser werden, sobald die Menschen sich bessern, und die in ihnen liegenden herrlichen Kräfte und Anlagen gehörig anwenden und gebrauchen wollen. — Sie sind ferner unzufrieden, daß ich nicht öfter mit einem Gebet schließe, das am Ende einer Predigt so gute Wirkung thue. Darin haben Sie vollkommen recht; ein em-

Digitized by Google

pfindungsvolles Schlußgebet ist sehr eindringend. Aber, soll es große Wirkung thun, so muß es nicht immer gebraucht werden. Ist der Zuhörer darauf vorbereitet, man endige mit einem Gebete; so wird ihm die Sache gleichgültig, und der Uebergang zum Gebete ist ihm zuletzt nichts weiter, als das Zeichen, daß man nun schließen wolle. Uebrigens sind die Schlußgebete in meinen Predigten doch nicht so selten, wie Sie es vorstellen; fast alle Predigten am zweiten Feiertage der hohen Feste schließen sich so; daher auch manche dieser Gebete als Festgebete in die Wirtembergische Agende aufgenommen sind. Auch haben noch mehrere andere Predigten ein Schlußgebet, sonderlich die, in welchen ein höherer Grad von Empfindung herrscht."

Auch die andern Geschäfte seines Amtes besorgte Reinhard hier in Dresden mit einer sehr gewissenhaften Strenge. Die geistlichen Examina der verschiedenen drei Grade hatte er als Mitglied des Kirchenrathes und Oberconsistoriums zu leiten, und ohne strenge zu seyn, konnte allerdings seine Ironie und seine Lebendigkeit anfänglich den Examinandus abschrecken. Da jene aber ohne Bitterkeit war, und diese bald zu der sokratischen Methode sich wandte, *) so faßte auch der Examinandus bald Vertrauen zu ihm, und diese doctrinellen Examina, deren viele Geistliche sich noch gern erinnern werden, wurden bald so bekannt, daß viele Zuhörer ersten Ranges sich dabei einfanden. Selbst das Colloquium

*) Referent hat selbst vielen Examinationen, wo Reinhard prüfte, mit vielem Vergnügen zugehört.

Digitized by Google

zu der Superintendentur ist in Sachsen öffentlich, der Zutritt ist also jedem erlaubt, und was Reinhard hierbei sehr mit zu statten kam, war seine feine und leichte Gewandtheit, seine genaue Kenntniß der lateinischen Sprache.

Ein Wirkungskreis, worin Reinhard von großem, sehr großem Vortheil für Sachsen unbemerkt war, ist sein Antheil, welchen er als Assessor des Kirchenraths an den Schulen und Universitäten, und überhaupt an der wissenschaftlichen Bildung und Aufklärung zu nehmen hatte. Sachsen hat ihm in dieser Hinsicht viel zu verdanken. Zu Reinhards Zeit sind die Seminarien besser organisirt, für die Universitäten ist viel gethan, die Elementarschulen sind zweckmäßiger umgebildet, und was den Kultus betrifft, so wurden die neuen Gesangbücher behutsam und besonnen eingeführt, die alte Agende ganz geändert, die allgemeine Beichte stillschweigend befördert, u. s. w. Außerdem aber wurde auch dafür gesorgt in dieser Zeit, daß sowohl die Lehrer auf Universitäten, als in Volksschulen und eben so die Geistlichen, eine Zulage aus den Staatskassen da bekamen, wo es nöthig war. — Vieles von diesen wohlthätigen Umgestaltungen gehört Reinhard zu, was auch hin und wieder Referenten, die den Dienstrespekt nicht aus den Augen setzen und doch Biographen seyn wollen, sagen mögen, um das Verdienst den Ephoren zuzuschieben. — Bei allen diesen neuen Einführungen stand Reinhard allerdings auf einem mißlichen Posten; denn Sachsen ist protestantisch, der Hof aber streng katholisch. Von letzterm war also bei den bezweckten Reformen keine Unterstützung zu erwarten, und nur eine ge-

Digitized by Google

naue Besonnenheit und Behutsamkeit mogte allmälig das Werk besserer Aufklärung und einer intensiv-moralischen Veredlung, — wofür Reinhard so thätig zu wirken strebte — zu Tage fördern. — Und der Erfolg hat es gerechtfertigt, die Zeit hat die Früchte gereift, für deren Zeitigung Reinhard besonders mit sorgte. —

Um einen Beweis davon zu geben, wie groß, glänzend und weitschichtig Reinhards Wirkungskreis war, so bemerken wir, daß er es bei dem Andrang des persönlichen Ueberlaufens für nöthig fand, die Stunden Dienstags und Donnerstags von 11 bis 1 zu Audienzstunden festzusetzen. Außer dem persönlichen Andringen wurde er denn auch in seinem weithin wirkenden geistlichen und litterarischen Fach, überhaupt in Angelegenheiten mancher Art, mit Briefen fast überhäuft. Er machte hier eine Ausnahme von der Regel sehr vieler Stubengelehrten; denn er war sehr prompt im Antworten, und versprach gewöhnlich weniger, als er erfüllen zu wollen und zu können sich bereits vorgenommen hatte. Nicht leicht übrigens hat auch wohl ein Mensch so schnell und so rasch, und mit so treffendem Ueberblick so viele, oft freilich sehr unbedeutende, Sachen gelesen, als Reinhard. Dazu kam ihm ein sehr treues Gedächtniß zu statten, und mit welcher genauer Schichtung er las, beweiset der Umstand, daß er bei der großen Masse der ihm zugesandten Sachen durchgängig das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden wußte, und wahrhaft-väterlich für manches aufblühende Genie sorgte, und das Talent überall emporzuheben strebte. Der Erfolg rechtfertigte sehr oft sein Beginnen, und es ist nicht bekannt, daß er in dieser Hinsicht, d. h. den Anwuchs

Digitized by Google

junger Gelehrten und Geistlichen zu bilden, bei seiner besondern Vorsorge für die Individuen sich jemals getäuscht gehabt hätte.

Im Jahr 1810 gab er seine „Geständnisse“ heraus, und seine Tendenz bei diesem Werk war gewiß sehr wohl gemeint. Er schreibt darüber an einen Freund unter anderm: „Es finden sich gewisse Aeußerungen darin, die mir die Theologen nicht verzeihen werden. — Begierig bin ich, wie Sie das Ganze finden werden. Daß mir darum zu thun gewesen ist, Studierenden und jungen Predigern nützlich zu werden, bin ich mir bewußt. Ob ich diesen Zweck erreichen werde, weiß ich nicht. Indicium sit penes lectorem!“ — Bald darauf erwiederte Reinhard demselben Freunde: „Daß Sie meinen Geständnissen auch einen ästhetischen Werth zugestehen, nimmt mich Wunder; ich habe sie ohne alle Ansprüche, ohne alles Bestreben, schön zu schreiben, aufgesetzt; ich glaubte, das Natürliche einer vertraulichen Schreibart verpflichte mich zu der größten Leichtigkeit, zu einem genere dicendi tenui; daher ich die Feder habe laufen lassen, wie sie wollte. Uebrigens machen meine Geständnisse hier und da sonderbare Eindrücke, und veranlassen Geständnisse, die ich nicht erwartet hatte. Ich habe in dieser Hinsicht schon merkwürdige Briefe erhalten.“ — Der neunte Brief dieser Geständnisse fand besondere Aufmerksamkeit, und wurde in öffentlichen Blättern hart getadelt. Reinhard schreibt darüber, indem er seines Rezensenten erwähnt (15. Febr. 1811): „Lustig ist es, daß er das, was ich im neunten Briefe gesagt habe, durch sein eignes Beispiel bestätigt; er kündigte sich als einen Rationalisten an, der

Digitized by Google

die Auctorität der Schrift gar nicht gelten läßt, und das ist eben, was ich behauptet habe; der Rationalist kann die Schrift gar nicht zulassen, wenn von der Begründung des Lehrbegriffs die Rede ist. Dem Werkchen selbst wird übrigens die Rezension nicht viel schaden; es ist bereits vergriffen, und der Verleger macht Anstalten zu einer neuen Auflage." — Wenn man auch übrigens Reinhards Predigten nicht gelesen hätte, so bemerkt man schon aus dieser einzigen Stelle jenes Briefes, wie es sein Ziel war, gegen Obscurantismus und Papismus zu streben, und der freiern, reinern Religion, wie die Natur überall sie zu gebieten scheint, nach vielen finstern Jahrhunderten wieder einen freiern Schwung zu geben. Daß er bei diesem reinen Streben seines aufgeklärten Geistes überall Anstöße finden mußte, das liegt in der Natur der Sache, denn die Gewohnheit ist des Menschen Amme, und wehe dem, der damals, als Reinhard dem Zeitenschwunge entgegen zu kommen strebte, in dem Wirkungskreise wenigstens, worin er sich befand, die morschen Säulen verrosteten Alterthumes niederreißen wollte! Doch, Reinhard ging seinen ernsten, sichern Gang, der Ueberzeugung und der frommen Unschuld sich bewußt, hindurch, und unbemerkt gründete er mehr, weit mehr für das Emporheben seiner Aera, als mancher hochredende Mann nicht zu gründen vermogte.

Es wird hier, wo wir Reinhard gewissermaßen in seiner vollsten Wirksamkeit sehen, der Ort seyn, von seiner häuslichen Tagesordnung ein Wort zu reden. Mit wenigen, durch das Geschäftsleben nothwendig gewordenen Abänderungen lebte er in Dresden so wie in

Digitized by Google

Wittenberg. Im Winter sowohl, als im Sommer stand er pünctlich um sechs Uhr auf. Diese Ordnung war ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er nie geweckt zu werden brauchte. Wenn er in sein Arbeitszimmer getreten war, beschäftigte er sich nun in der ersten Stunde mit dem Memoriren der Predigt, welche er zunächst z. halten hatte. Unterdessen trank er einige Tassen Kaffee, und der Bediente kräuselte ihm die Haare. Eine Perrüque zu tragen, hat er sich niemals bequemen können. *) Dann kleidete er sich an, und zwar allein, ohne alle fremde Beihülfe. Hiernächst las er einen Abschnitt aus der Bibel in der Grundsprache, mehrentheils aus dem neuen Testament, und in dem alten Testament erbaute er sich vorzüglich an den Psalmen und an dem Jesaias. Nun ging es an die Berufsarbeiten; entweder war er dann beschäftigt mit der Meditation und dem Niederschreiben einer, vielleicht nach drei Wochen erst zu haltenden Predigt; oder mit dem Durchlesen der Acten für die Vorträge bei dem Kir. ..rath und Oberconsistorium. Jene Predigtent-

*) Es heißt desfalls über ihn: „Reinhard gab der sächsischen Geistlichkeit den Gebrauch des eigenen Haars zurück. Der Mangel einer Perrüque erregte bei seinem Eintritt in die Fakultät in Wittenberg lautes Murren. Er wies auf die Bildnisse der ersten Reformatoren, und zeigte das Unstatthafte dieser Haarverfälschung aus der Geschichte. Schade, daß er damals noch nicht Nicolai Über die Perrüquen Seite 93 ꝛc. aufführen konnte.“ Uebrigens aber war sein eigner, voller Haarwuchs wie eine einfache Perrüque geordnet, wie dies auch der sehr getreu nach der Wahrheit des Lebens entnommene Kupferstich zeigt.

Digitized by Google

würfe bearbeitete er gewöhnlich Donnerstags und Sonnabends in den Frühstunden, denn an diesen Tagen waren keine Sitzungen; an den andern Tagen der Woche gehörte der Rest seines Morgens den collegialischen Sitzungen an. — Die bedeutendsten politischen Zeitungen las Reinhard; aber er durchflog sie nur, und gewöhnlich bei seiner kurzen und immer sehr mäßigen Mittagsmahlzeit. Nach Tische las er entweder die neuesten Journale aller Art, oder, wenn er deren nicht hatte, historische Sachen. Er schlief nicht, wie viele Gelehrte es zu thun pflegen, nach der Mittagsmahlzeit. Viele Schriften durchblätterte er nur mit schnellem Ueberblick, wenige las er genau; Auszüge machte er sich fast nie, denn sein seltenes Sachgedächtniß bedurfte der Excerpte nicht; wohl aber hielt er sich bis zu seinen letzten Jahren hin ein Verzeichniß der von ihm gelesenen und lesenswerthen Schriften. Gegen drei Uhr Nachmittags setzte er sich wieder an den Arbeitstisch, und gewöhnlich wenn es zu dunkeln anfing, machte er sich eine Bewegung in der freien Luft. In Wittenberg hielt er sich selbst Equipage und holte dann meist seinen Freund Schrökh ab; in Dresden ging er entweder, oder er bekam aus dem churfürstlichen Marstall ein sicheres Reitpferd, weil er, was Hufeland in seiner Makrobiotik so sehr empfiehlt, und wovon der große Dichter Klopstock so sehr überzeugt war, das Reiten als die beste Bewegung für einen Stubengelehrten betrachtete. Erst nach einem unglücklichen Beinbruch im Jahr 1803 getraute er sich nicht wieder, ein Pferd zu besteigen, obschon auch noch damals viele Anrathungen dafür ihm geschahen. — Im Sommer bewohnte er mehrentheils seinen eigen, angenehm gelegenen und gut geordneten

Digitized by Google

Garten in der Wilsdruffer Vorstadt, und von 6 bis 7 Abends ging er dann in der Regel raschen Schrittes die Gänge auf und ab, um für die Bewegung seines Körpers zu sorgen. Es ist dies derselbe Garten, in welchem früherhin Rabener frohe Tage verlebte, und Reinhard sorgte sehr für die Unterhaltung der Annehmlichkeiten durch Herbeischaffen von fremden Gewächsen aller Art; denn in seinen Erholungsstunden botanisirte er gern, ohne in die Spielerei der Systeme sich einstudieren zu wollen, — ein sicherer Beweis dafür, daß die Natur seine Vertraute war! — Im Winter, wo er in der Beengung seiner Amtswohnung sich befand, war vielleicht seine Hauptbewegung das Treppauf- Treppabsteigen, indem seine kostbare, bis auf die letzten Zeiten fortgesetzte und wohlgeordnete Büchersammlung in dem obern Stockwerk, wegen Mangel an Raum, hatte aufgestellt werden müssen; und ein so geschäftiger Gelehrter, wie Reinhard, konnte denn natürlich wohl die Verbindung zwischen seinem Studierzimmer und der Bibliothek nicht lange entbehren. — So einfach wie sein Mittagstisch war, eben so einfach war auch sein Abendtisch zwischen 8 bis 9 Uhr Abends. Er sah dann gern einen oder einige gute Freunde bei sich, und aß dann nie mehr, als von einer Schüssel, mogte auch, der Fremden wegen, die Tafel reichlicher besetzt seyn. Dazu trank er ein Glas Wein mit Wasser vermischt, und so mäßig er selbst auch war, so gefiel es ihm doch, wenn seine Gäste bei ihm sich wohl befanden. — War er ohne Gesellschaft, so spielte er nach dem Abendessen einige Zeit auf dem Flügelinstrument (Pantalon).

Es ist für den Psychologen bemerkenswerth, zu

Digitized by Google

hören, was ein genauer Kenner Reinhards in dieser Hinsicht bemerkt. Er sagt: „Er überließ sich aber dabei gewöhnlich seinen eignen Phantasien, ohne jedoch schöne Liederchorale davon auszuschließen, die er auch wohl mit Gesang begleitete, wie er denn überhaupt auf geistliche Lieder den größten Werth setzte, und bei der Auswahl der Gesänge zu seinen Predigten die vertrauteste Bekanntschaft mit ihnen bewies. Ein solches Spiel auf dem Klavier war Abklang und Nachhall seiner tiefsten Empfindung oder auch einer ihn eben jetzt stark beschäftigenden Ideenreihe. Doch begegnete es ihm auch zuweilen, daß wenn ihm beim Nachdenken und Niederschreiben etwas nicht klar genug wurde, und er mit sich selbst nicht recht einig werden konnte, er schnell aus seinem Studierzimmer ans Klavier trat. Es bedurfte da nur weniger Griffe, um Licht in das Dunkel zu rufen, und die erwünschte Stimmung in seiner Seele hervorzubringen. Auch, wenn er gepredigt hatte, erquickte er sich wohl durch einige geistvolle Phantasien auf dem Instrumente. Das schnelle Denken zeigte sich auch hier in kurzen, abgebrochenen Sätzen.“

In Regensburg hatte Reinhard den ersten Unterricht in der Musik von dem damals viel genannten Thurn- und Taxisschen Kapellmeister Kästner bekommen gehabt, und zwar zunächst auf der Violine, auf welchem Instrument er es denn doch zu der Vollkommenheit gebracht gehabt, daß er in Privatkonzerten mitspielte. — In den letzten Jahren ließ er die Musik aber ganz liegen, und las, wenn er keine Gesellschaft bei sich hatte, entweder selbst leichte Sachen Abends nach Tische, oder er ließ sich vorlesen; nur in höchst drin-

Digitized by Google

genden Fällen setzte er bei der Studierlampe nach der Abendmahlzeit die Feder noch an.

Nachdem seine erste Gattin gestorben, verheirathete er sich im Jahr 1795 mit Ernestine von Charpentier, dritter Tochter des bekannten Verfassers der mineralogischen Geographie von Sachsen, deren Vater zuletzt Berghauptmann in Freiberg war. Diese zweite Gattin, welche ganz in Reinhards Lebensweise sich einzufinden wußte, lebte über 18 Jahre mit ihm in einer sehr glücklichen Ehe, und trug nicht wenig dazu bei, ein so reges Leben, als das seinige, zu erhalten. Auch diese Ehe, wie die erste, blieb ohne Kinder, und dennoch war Reinhard, wie gewöhnlich alle große Männer es sind, ein Kinderfreund. Die Kinder seines Schwagers, des nachherigen Generals Thielemann, der in den neuern Feldzügen sich besonders ausgezeichnet hat, zog Reinhard vorzüglich an sein Herz. — So sehr er auch mit seiner Zeit geizte, so versäumte er doch als Freund der Musik große Konzerte und in Dresden das große Oratorium in der katholischen Kirche am Tage vor Ostern, nur selten. In keiner katholischen Kirche, von Norddeutschland mindestens, wird aber auch die Kirchenmusik, wenigstens damals, mit solchem Geschmack und mit solcher Fülle und in einem so schönen, akustisch gebauten Lokal aufgeführt, als in eben dieser Kirche. Der Dresdner Hof ist katholisch, und der jetzige König von Sachsen unterhielt besonders damals die reichen Anlagen, welche August von Pohlen für diese kostbar erbaute Kirche gemacht hatte. Graun und Haydn waren die vorzüglichsten Meister der Tonkunst, an deren Kompositionen sich Reinhard erlabte. Die elegantern, leich-

Digitized by Google

tern Musiker hatte er nicht oft Gelegenheit, in ihren Zusammenstellungen der Töne kennen zu lernen. — Er hielt die Musik für berufsvoll zu dem Menschenleben, und bei den Schulanstalten, welche unter seiner Leitung standen, war er stets in Unterhandlungen, gute Musiklehrer für die Anstalten zu werben.

Reinhard war der Meinung, der wohl jeder nach Kenntnissen und Vielseitigkeit strebende Mann seyn muß, daß man jährlich wenigstens einmal eine Reise machen müsse, um andere Gestalten und Formen, andere Menschen und andere Ansichten der Natur zu sehen. Er war gern auf Reisen; in den nahen Umgebungen von Dresden reisete er öfters nach Freiberg, zu seinen Angehörigen, und mit einem hohen Genuß führte er zuweilen in dem herrlich gelegenen Badeort Tharand, zwei Meilen von Dresden entfernt, ein Stilleben. Mehrere Sommer reisete er aber auch nach der Oberpfalz, seinem Geburtslande, und dann auch einmal nach Hamburg, wo er mit Büsch, Ebeling und Reimarus einen genußreichen Umgang hatte. Bald darauf, im Jahr 1802, reisete er nach Wien, wo er unter andern auch den Doctor Gall persönlich kennen lernte, und etwas sehr eingenommen von dessen gewagten Behauptungen, kam er nach Dresden zurück.

In den Sommerferien 1803 hatte er eine Reise durch das Erzgebirge unternehmen wollen. Es ist schon früherhin von einem unglücklichen Beinbruch die Rede gewesen. Hier, zwischen Freiberg und Chemnitz war es am 2. August 1803, wo er durch einen Sprung aus dem Wagen das Bein brach. Die Pferde waren

Digitized by Google

nämlich scheu geworden, und machten sich, wie man zu sagen pflegt, zügellos. Reinhard, ängstlich wie Stubengelehrte bei solchen Ereignissen gewöhnlich es sind, wollte durch einen Sprung aus dem Wagen sich retten; stürzte nieder; das Bein war gebrochen. Er wurde nach Chemnitz gebracht, und in der Superintendentur bereitete man seine Krankenstube. Von den Schmerzen, von der Geduld bei der nothwendig-ruhigen Lage, kann hier die Rede nicht seyn. Einem genauen Freunde, der ihn am 3. October besuchte, kam er auf seinem Krankenlager mit der Anrede entgegen: „Eine Ilias malorum hat sich auf mich geworfen, seit wir uns nicht gesehen haben!“ — Alles mögliche wurde für ihn gethan, und der Fuß wurde auch wieder hergestellt; der treuen Pflege seiner Gattin verdankte er hierbei sehr viel; allein die Folgen dieses unglücklichen Sprunges blieben für die ganze übrige Zeit seines Lebens bei Reinhard bemerkbar. Seine an sich kränkelnde Natur wurde dadurch immer hinfälliger.

Neun Wochen nach dem unglücklichen Ereigniß kehrte er nach Dresden zurück, aber noch krank, sehr krank. Unter d. 7. Jan. 1804 schreibt er an einen Freund: „Die Antwort auf Ihren Brief erfolgt sehr spät. Ich wollte Sie nicht mit meinen Klagen behelligen; ich wollte Ihnen nicht eher schreiben, als bis ich Ihnen würde sagen können, es bessere sich mit mir, und der Zeitpunkt, wo ich wieder öffentlich wirksam seyn könne, sey nicht mehr weit entfernt. Dies scheint nun der Fall zu seyn; ich fange wieder an, auf eignen Füßen zu stehn und zu gehen, und tritt kein neuer Unfall dazwischen, so hoffe ich, den am künftigen Montag

Digitized by Google

wieder anfangenden Sitzungen des Kirchenraths beizuwohnen. Für in integrum restituirt kann ich mich aber nur dann halten, wenn ich wieder gepredigt haben werde. Allein, wann dies wird wieder geschehen können, mag ich noch nicht bestimmen.“ — Am 2. Februar 1804 bestieg er zum ersten mal die Kanzel wieder, und er schrieb nachher: „Heute habe ich, Gott sey Dank! zum ersten mal wieder gepredigt. Es geht freilich alles bei mir noch langsam und schwach; indessen darf man doch hoffen, daß sich alles nach und nach bessern werde.“

Im Sommer 1804 besuchte Reinhard mit bedeutendem Erfolg für seine Gesundheit das Carlsbad, und er kam sehr erheitert und gestärkt zurück nach Dresden zu seinem Amtsberuf. Vorzüglicher Grund, das Bad zu nehmen, war bei ihm eine durch die ununterbrochen fortgesetzten Studien immer mehr zunehmende Augenschwäche. Er schreibt darüber an einen Freund, der sich über die Mattigkeit seiner Augen bei ihm beklagt: „Sie klagen über Ihre Augen. Großer Gott, wer hat darüber mehr zu klagen, als ich. Ach, die Sorge, daß ich auf die Art unfähig werden mögte, dem Vaterlande wie bisher zu dienen, beunruhigt mich täglich. Schonen Sie, weil noch zu schonen ist.“ — Späterhin nahm indessen sein Augenübel nicht zu, — wahrscheinlich eine Folge seiner sehr strengen Diät in aller Hinsicht. Allein andere, drückende körperliche Leiden wurden ihm jetzt bemerkbarer. Dahin gehören besonders die Steinschmerzen, welche er schon seit Jahren empfunden hatte, und welche jetzt zunahmen, wozu sich bedrohende Hämorhoidalbeschwerden gesellten, — alles

Digitized by Google

eine Folge der anhaltenden Stubenarbeiten! — Eben so wirkte die politische Kathastrophe Deutschlands im Jahr 1806 feindlich auf seinen Körper, und im Sommer 1807 reisete er noch einmal an die Gesundquelle des Carlsbades. Vor seiner Abreise dahin schrieb er an seinen bewährten Freund: „Um die Mitte dieses Monats soll ich in das Carlsbad verwiesen werden; meine Aerzte bestehen darauf. Schlecht genug hat es freilich diesen Winter über mit meiner Gesundheit ausgesehn; ob es im Carlsbade besser werden wird, muß ich erwarten. Fast ist mir es problematisch, wie man den gegenwärtigen Zustand der Welt vor Augen haben und gesund bleiben, oder wenn man krank ist, genesen kann!“ — Man bemerkt aus dieser Aeußerung Reinhards Groll gegen die fremde Invasion, und die dadurch eingeführte neue Methodie. Auch in seinen Predigten konnte er es nicht unterlassen, öffentlich sich als einen Vertheidiger und Förderer deutscher Freiheit zu verkündigen; die Sache ist bekannt, und selbst seine gedruckten Predigten bekunden es.

Unter d. 14. August 1807, nach seiner Rückkehr aus dem Carlsbade, schrieb er an denselben Freund: „Wundern Sie sich nicht über mein langes Stillschweigen. Im Carlsbade erlaubte mir's der Arzt nicht, Briefe zu schreiben, und als ich aus demselben zurückgekommen war, überfiel mich ein Nervenfieber, das selbst meinem Leben zu drohen schien, und mich völlig unthätig machte. Die Hoffnung meiner Aerzte, daß mir das Carlsbad heilsam seyn werde, ist nämlich auf das Grausamste vereitelt worden. Der Gebrauch jenes Bades hat mir nicht nur nicht genützt; die traurige Zerrüttung

meiner Nerven, an der ich nun schon mehrere Wochen gelitten habe, ist unstreitig eine Folge des Carlsbader Brunnens, der für mich, bei meiner ungeheuren Reizbarkeit, zu drastisch war. Indessen habe ich seit einigen Tagen wieder angefangen, Briefe zu schreiben, und daher kann ich es nicht länger aufschieben, auch bei Ihnen mein Andenken zu erneuern ꝛc.“

Männer von Bedeutung selbst reden zu hören, ist immer weit anziehender, als wenn von Fremden Fremdes gesagt wird. In einem Brief vom 15. März 1808 erwiederte er einem Freunde auf dessen Glückwünschungsschreiben zu seinem Geburtstage: „Sie haben mich durch Ihr freundschaftliches Andenken an den 12. März zu wahrer Dankbarkeit verpflichtet. Allerdings ist er wieder da gewesen, dieser März, und ich habe mich in ein neues Jahr meines Lebens hinübergeschleppt. Stoßen Sie sich nicht an diesen Ausdruck; er ist der paßendste, den ich gebrauchen kann. Denn daß ich mit Munterkeit und Muth von einem Jahre zum andern fortschreite, kann ich wahrlich nicht sagen; ich habe so viel zu leiden, mein elender Körper ist auf mehr als eine Art so angegriffen, daß ich mich wirklich nur mühsam fortschleppen kann. Ob dies noch lange dauern wird, weiß ich nicht; nur so viel habe ich mir von neuem vorgenommen, so lang ich noch athme, zu thun was ich kann, und der Religion und den Wissenschaften mit allem zu dienen, was in meiner Macht ist.“

Wenige Tage darauf schrieb er an denselben: „Ich lege Einiges bei, was neulich bei meinem Geburtstage

erschienen ist. Dieser hatte übrigens eben nicht die besten Vorbedeutungen. Grade an ihm fing sich ein Uebelbefinden an, das sehr zugenommen hat. Ich werde von meinen ehemaligen Nervenzufällen wieder schrecklich heimgesucht, und habe heute kaum meine Predigt halten können. Ich werde zuweilen sehr zweifelhaft, ob es noch lange mit mir werden könne; wenigstens bin ich täglich in einem Grade geplagt, der wohl ängstlich machen kann. Beim Lichte besehn, kann rechtschaffenen Männern das Leben in diesen Zeiten bald nicht viel mehr werth seyn; was demselben noch einigen Werth geben könnte, geht ja fast alles verloren. Sed manum de tabula!" —

Man bemerkt hieraus, mit welcher stillen Unzufriedenheit Reinhard über die Ereignisse der Zeit, welche sich noch nicht entwickelt hatte, urtheilte. — Im Herbst 1808 reisete er nach Leipzig, um für die dortige Universität und deren neue Belebung mitzuwirken, und er trug viel dazu bei, dieses Institut wieder empor zu heben. — Wie sehr Reinhard auch für das Ausland gesucht und geworben wurde, darüber mag sein Brief vom 15. August 1809 sprechen. Er sagt darin:

„Hätten Sie sich wohl träumen lassen, daß die Reihe ins Ausland gerufen zu werden, auch an mich alten Knaben kommen würde? Und doch ist es so. In der vorigen Woche erhalte ich, ohne alle vorherige Anfrage und Unterhandlung, von dem König von Preußen durch die Section des Kultus eine förmliche Vokation, mit dem Range eines Staatsraths als Mitglied in die höchste geistliche Behörde zu treten, nebst der Freiheit,

Digitized by Google

mir meinen Gehalt selbst zu bestimmen, indem der König willens sey, mir vier bis fünf tausend Thaler zu bewilligen. Dieser Vocation war ein Brief des Ministers von Humboldt beigefügt, in welchem er mich nicht blos auf das Dringendste ermuntert, diesen Ruf anzunehmen, sondern auch mir die Erläuterung giebt, daß ich lediglich mit ihm und dem Staatsrath Nicolovius in Religions- und Studien-Sachen die höchste Behörde ausmachen, und folglich einen sehr großen Einfluß auf die Monarchie erhalten würde, da man eine ganz neue Organisation des Kirchen- und Studien-Wesens vorhabe, so, setzte er hinzu, habe man geglaubt, ich würde ersprießliche Dienste leisten können; ich mögte mich also nicht weigern, an einer so höchst verdienstlichen Sache wirksamen Antheil zu nehmen. Was denken Sie zu der Sache? So sehr mich das außerordentliche Vertrauen des Königs von Preußen rührt, und so groß auch der Wirkungskreis ist, welchen man mir öffnen will; so bin ich doch nicht geneigt, Sachsen zu verlassen. Ich bin diesem Lande alles schuldig, und muß dankbar seyn. Meine besten Kräfte habe ich ihm schon geopfert, und muß mit meiner höchst geschwächten Gesundheit und bei meinem ansteigenden Alter Bedenken tragen, in neue Verhältnisse zu treten.“ —

Der sächsische Hof übertrug Reinhard für den Sommer 1810 die Revision der beiden Universitäten und der drei Hauptschulen, Pforta, Meißen und Grimma. In Wittenberg kam er den 31. Jul. 1810 an, und verließ diesen Ort, wo er so lange Zeit sich wohl befunden hatte, wieder am 12. August, um von da nach Leipzig zu gehen. — Es würde undienlich

seyn, wenn der Biograph ein Mehreres von dem reden wollte, was an Ehrenbezeugungen dem hochgepriesenen Reinhard auf der Akademie ward. — Mit großer Anstrengung und genauer Sorgfalt suchte er, den ihm gewordenen ehrenvollen Auftrag zu erfüllen, und demohnerachtet gewann er doch noch Zeit übrig, seine literarischen Arbeiten fortzusetzen. — Von Wittenberg machte er zur Erholung erst einen kleinen Streifzug nach Wörlitz, um in Gesellschaft seiner bewährten, alten Wittenberger Freunde sich in dem dortigen schön geordneten herzoglichen Park zu ergehen. Zwar hatte auch unterdeß schon sein krankhafter Zustand wieder zugenommen; allein als wahrer Philosoph war er frei von Unruhe, und sprach mit seinen Freunden viel und gern und lebhaft über die Erscheinungen in der neuesten Literatur.

Bei dieser Visitation der Universitäten erklärte er sich laut dafür, wie es sein Wunsch sey, dafür wirken zu können, daß der Gehalt der akademischen Lehrer, der seit 200 Jahren derselbe geblieben war, erhöhet werde, und besonders wünschte er, einen Fond ausgemittelt und angewiesen zu sehen, aus welchem angehende Docenten ihr Auskommen fänden, indem er der Meinung war, daß dadurch mancher helle Kopf, der ansonst keine Existenz auf der Universität sich zusichern könne und zu andern Verhältnissen übergehe, derselben erhalten werde. Beide Wünsche Reinhards wurden seinen Bestrebungen gemäß nachher erfüllt.

Nach beendeter Revision der Universität zu Leipzig besuchte Reinhard nun die drei Landschulen und das Schullehrerseminarium in Weißenfels, welches in seiner

Digitized by Google

jetzigen Gestaltung eigentlich sein Werk war. Er that hier viel zu der mehrern Organisirung, und blieb dabei seinem Grundsatze: non multa, sed multum! — getreu. — Das Institut in Weißenfels, dessen Stifter er so ganz eigentlich war, erfreute ihn sehr, und die Anlegung einer dritten Anstalt der Art wünschte er bewerkstelligen zu können; denn er hielt die Vermehrung der Seminarien für nothwendig, wahrscheinlich wohl, um die geringern Stände den gelehrten Schulen näher zu bringen, und dadurch die mehrere Bildung zu befördern. —

Sein, bei der Rückkehr an den Hof abgegebener Revisionsbericht soll in aller Hinsicht ein Meisterstück seyn. Er hatte es in den dringenden Vorstellungen bewirkt, daß der nunmehrige König von Sachsen die ihm zugefallenen Kommenden des deutschen Ordens für ewige Zeiten den zwei sächsischen Universitäten und den drei Landschulen bestimmte, und Reinhard selbst schreibt darüber: „Daß der König meinen Revisionsbericht mit Zufriedenheit gelesen hat, werde ich Ihnen neulich schon gemeldet haben. Dies hat er nun auch ausgesprochen. Ich habe ein eignes Rescript erhalten, in welchem er seine Zufriedenheit mit meinen Bemühungen zu erkennen giebt. Mir verursacht es große Freude, daß die Freimüthigkeit, mit welcher mein Bericht abgefaßt ist, den König nicht nur nicht beleidigt, sondern sogar wohlgefallen hat. Meine Revision soll also, wie ich hoffe, nicht ohne heilsame Folgen bleiben.“ Unter d. 10. December schreibt Reinhard: „So eben erhalte ich die höchst erfreuliche Nachricht, daß der König die deutschen Ordensgüter, die ihm angefallen sind, zum Ei-

Digitized by Google

genthume der Universitäten und Landschulen auf ewige Zeiten gewidmet, und das darüber zu erlassende Rescript bereits vollzogen hat. Er hat also das Versprechen, welches das an mich wegen der Revision erlassene Rescript enthielt, königlich erfüllt. Daß ich durch meinen Revisionsbericht dazu beigetragen habe, diese Revolution zu bewirken, ist für mich die schönste Belohonung, die mir zu Theil werden konnte. Ueber die nähere Bestimmung dieser edelmüthigen Schenkung kann ich noch nichts melden, weil noch nichts darüber festgesetzt ist. Wie sie aber auch ausfallen mag, diese Bestimmung; daß der Zustand der Universitäten durch diese Stiftung sehr verbessert werden wird, ist unstreitig. Höchst angenehm ist es, daß der König keine Geldsumme als Aversionalquantum, sondern die Güter selbst bewilligt hat. Dies giebt unsern Instituten eine neue feste, von allen Veränderungen des Geldkurses unabhängige Lage."

Fast sollte man geneigt seyn, von dieser Aeußerung Reinhards auf eine starke Hinneigung zu der Hierarchie Verdacht zu schöpfen; doch, dem sey, wie ihm wolle; — genug, den guten Zweck hatte er gefördert.

Bei dem letzten Verfallen der menschlichen Natur einen Mann von Bedeutung über sich und seine Lage selbst schreiben oder reden zu hören, ist immer anziehend. Reinhard schrieb über seinen Zustand unter d. 22. März 1811: „Ich leide von meinen Uebeln außerordentlich stark und habe bei Tag und Nacht keine Ruhe," und am 24. May schrieb er: „Mit meiner

Gesundheit sieht es sehr mißlich aus. Ich habe mich seit langer Zeit nicht so schlecht befunden. Kaum hatte ich die Predigt, die Sie hier beigelegt finden, gehalten; so fühlte ich mich am Montage darauf so unglaublich entkräftet, daß mir nichts übrig blieb, als mich zu Bette zu legen. Kaum konnte ich die Kandidatenexamina vollenden; sobald diese vorbei waren, mußte ich ganz zu Hause bleiben. Alles Predigen ist mir untersagt; auch würde ich es nicht können, wenn ich gleich wollte. Ich leide bei Tag und bei Nacht und sehe noch überdies kein Ende dieser Leiden. Zuweilen wird mir's also sehr problematisch, ob meine Wiederherstellung zu einer nützlichen Thätigkeit möglich seyn wird. Daran zweifelt zwar mein Arzt nicht, aber mein eignes Gefühl ist zu drückend, als daß ich mich zu einer freudigen Hoffnung erheben könnte. Doch meine Ermattung erinnert mich, abzubrechen."

Neue Anfälle von Strangurie, oder vielmehr eigentlich, wie zuletzt es sich auswies, von Steinschmerzen und von Hämorhoidalbeschwerden stellten sich bald noch stärker ein. Am 7. Juni 1811 schreibt er darüber: „Mit meiner Gesundheit sieht es noch immer mißlich aus. Am zweiten Pfingsttage wurde ich gegen Abend so krank, daß man nach den Aerzten schicken mußte. Nun erklärten zwar die Herren den Zufall, der mich betroffen hatte, für unbedenklich; er hat mich aber so sehr zurückgesetzt, daß ich mich ein paar Tage habe müssen führen lassen wie ein Kind. Seit gestern geht es etwas besser. Aber wie lange wird es werden, bis ich an Geschäften wieder werde Theil nehmen können?"

Man hatte ihm von neuem zu dem Carlsbade gerathen. Er schrieb desfalls am 14. Juni: „Sie dürfen nicht fürchten, daß ich in das Carlsbad gehe. Meinen Aerzten fällt es nicht ein, dies von mir zu verlangen, und verlangten sie es, so würde ich nicht gehorchen. Ohnehin ist es mit meiner Gesundheit noch gar nicht so weit, daß ich an eine Reise denken könnte. Noch immer bin ich auf mein Zimmer beschränkt, und kann mich nur mit Mühe in demselben bewegen. Die Session zu besuchen oder die Kanzel zu betreten, daran läßt sich vor der Hand nicht denken, und Gott weiß, wenn ich beides wieder werde thun können! Das Langwierige bei meiner Krankheit macht mich oft unbeschreiblich traurig; ich weiß mich oft kaum zu fassen, wenn ich mich in meiner gegenwärtigen Unthätigkeit betrachte, und überlege, daß sich vor der Hand noch kein Ende für dieselbe absehn läßt.“

Die Hämorhoidalbeschwerden wurden so bedeutend, daß Reinhard sich zu einer Operation entschließen mußte. Er schreibt darüber unter d. 2. Jul. 1811: „Es ist nun entschieden, ohne eine schmerzhaft-chirurgische Nachhülfe ist eine gänzliche Wiederherstellung meiner Gesundheit nicht möglich. Nun versichern zwar die Herren, in deren Besorgung ich bin, jene Hülfe sey ohne Gefahr; verdenken wird es mir aber niemand, daß ich ihr dennoch mit Bangigkeit entgegen sehe, übrigens aber, damit es nur mit meinem Kranksein zu einem Ende komme, auf die Beschleunigung derselben dringe. Hilft Gott glücklich überstehen, so kann ich Ihnen dieses vielleicht in meinem nächsten Briefe melden.“

Digitized by Google

Reinhard wurde durch eine lebensgefährliche Operation von einer Hämorhoidalfistel befreit, und bestieg am 13ten Sonntag nach Trinitatis zum ersten mal die Kanzel wieder. Er schreibt am 19. Juli: „Nur mit drei Worten (denn viel kann und darf ich noch nicht schreiben) melde ich Ihnen, daß ich die zu meiner Erhaltung unentbehrliche Operation unter dem Beistand Gottes glücklich überstanden habe. Heute vor 14 Tagen ist sie gemacht worden. Was ich diese Zeit über erduldet habe, können Sie sich leicht vorstellen. Inzwischen hat meine Natur bei dieser Gelegenheit mehr Kräfte entwickelt, als die Aerzte ihm zugetraut hatten, und die Heilung ganz ungemein begünstigt. Man verspricht mir nun eine gänzliche und gründliche Wiederherstellung, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh und getrost meine Aerzte sind, und wie viel sie von dem Erfolg ihrer Operation erwarten. Mögen sie doch recht haben! Ich, der ich schon so viel Hartes erfahren habe, bin gegen mein Schicksal mißtrauisch geworden, als daß ich mich allzuschmeichelhaften Hoffnungen überlassen könnte. Schenkt mir jedoch Gott wirklich eine bessere Gesundheit und neue Kräfte; so will ich den Rest meiner Tage desto eifriger seinem Dienst und der guten Sache widmen.“

Am 5. August schrieb er wieder: „Meine Besserung schreitet fort; zwar langsam, die Kräfte wollen sich noch nicht finden; aber ich komme doch, Gott sey Dank! mit jedem Tage etwas weiter. Stört mich also kein außerordentlicher Zufall; so hoffe ich künftigen Montag, wo sich die Sessionen des Kollegii wieder anfangen, in der Sitzung zu erscheinen. An's Pre-

Digitized by Google

digen darf ich jedoch noch nicht denken. Dagegen proteſtiren die Aerzte ſo ernſtlich, daß ich mich unterwerfen muß.“

Als er zum erſten mal auf der Kanzel wieder auftrat, ſagte er über ſich ſelbſt zu ſeiner Gemeinde bei überfüllter Kirche in dem Gebet folgende Worte:

„Belaſtet mit zerſtörenden Uebeln, ſchon ergriffen von dem Gefühl eines gänzlichen Ueberganges warf ich mich neulich mit ſtiller Ergebung in deine Vaterarme; entſchloſſen, du weißt es, feſt entſchloſſen, deine Entſcheidung zu ehren, wie ſie auch beſchaffen ſeyn mögte, und wäre mein Tod dein Wille, unter Gebeten für dieſe Gemeine mit Dankſagungen für deine Wohlthaten, und im Vertrauen auf deine ewig dauernde Gnade in Chriſto hinabzuſinken in mein Grab. Aber du haſt meine Erhaltung beſchloſſen; es ſoll noch eine Zeitlang fortdauern, dieſes Leben auf Erden, und weiter hinausgerückt haſt du das Ziel meiner Tage. Was ſoll ich ſagen vor dir, allgütiger Vater? Nicht um ſein ſelbſt willen, du kennſt mein Herz und ſeine geheimſten Wünſche, nicht weil mir um die Vortheile und Freuden der Erde zu thun iſt, iſt es mir willkommen, dieſes von dir erhaltene und verlängerte Leben. Aber daß du es zu einem Segen für dieſe Gemeine, daß du es nützlich für das Werk deines Sohnes Jeſu, daß du es wirkſam für dein Reich auf Erden werden laſſeſt; das iſt es, was ich bitte, was ich von dir erflehe. Zwar dem Alter, dem höhern Alter und ſeinen Beſchwerden führſt du mich entgegen, indem du dieſes Leben friſteſt. Aber ich faſſe Muth; bei dir iſt kein Ding unmöglich!

Digitized by Google

Wohlthätig für meine Brüder, fruchtbar für deine heiligen Endzwecke, und reich an guten Werken, die in Christo geschehen zu deinem Lobe, kannst du, der alles vermag, auch meine spätern Jahre werden lassen. Wohl mir, wenn du nur diese Bitte erfüllst. Was mich dann auch erwarten mag, du wirst dein schwaches Geschöpf huldreichst unterstützen, wirst kämpfen und siegen helfen, wirst mich nach deinem Rathe leiten, und endlich mit Ehren annehmen!“

Wir haben diese Stelle gegeben, um die Andeutung zu zeigen, wie Reinhard predigte; aus dem Herzen, gemüthlich, mit festem Vertraun, reiner Ueberzeugung und mit einem unschuldsvollen Herzen, mit einem sichern, lebendigen Vertraun auf die Zukunft. Er war ohnstreitig ein wahrer Diener seines Herrn. — Ein Jahr überlebte Reinhard die Stunde, wo er diese gehaltvolle Predigt gehalten hatte. Dringend war er veranlaßt, nicht wieder (für jetzt) aufzutreten; aber schon acht Tage darauf redete er wieder vor seiner Gemeine. — Zum letzten mal betrat er die Kanzel am ersten Bußtage 1812. Am 4. März überfiel ihn nämlich eine gefährlich scheinende rheumatische Geschwulst am rechten Fuß, und er schrieb hiernächst: „Daß mein Geburtstag auch diesmal besungen und gefeiert worden ist, sehen Sie aus der Beilage. Aber die Vorbedeutungen, unter welchen ich mein 60stes Jahr angetreten habe, waren nicht die günstigsten. Seit 14 Tagen hat sich auf einmal am rechten Bein eine rheumatische Geschwulst gezeigt, die es von oben bis unten einnimmt und mich nöthigt, das Zimmer zu hüten, und aller öffentlichen Geschäfte mich zu enthalten. Ich kann jetzt weder pre-

digen noch colloquiren. Die Aerzte sind übrigens mit dem Uebel, das mein rechtes Bein ergriffen hat, nicht unzufrieden; sie sehn in demselben einen Versuch der Natur, einen schädlichen Stoff von den innern und edlern Theilen, wo er mich bisher schrecklich gepeinigt hat, abzuleiten, und ihn in die äußern Theile zu werfen. Mögten sie doch richtig sehen! Aber ich bin in allem, was meine Gesundheit betrifft, so mißtrauisch geworden, daß ich mich von der Furcht, es werde nicht so lange mehr mit mir werden, nicht ganz losreißen kann.“ In einem Briefe vom 31. März 1812 schrieb Reinhard, um hiedurch seine Weltansichten zu beweisen, noch: „Das sind traurige Feiertage für mich gewesen. Predigen habe ich nicht können; dadurch ist mir schon alles verleidet worden. Meine Leiden sind noch immer dieselben, und haben die Feiertage über nicht im mindesten gefeiert, sondern ihre peinliche Wirksamkeit fortgesetzt. Dabei haben wir hier eine Witterung gehabt, die nicht schlechter seyn konnte; man konnte sie nicht durch das Fenster wahrnehmen, ohne sich mißvergnügt und verstimmt zu fühlen. Zu diesem allen kam der Tumult und das Geräusch fremder Truppen, die alle Gassen anfüllten, und die Einwohner, welche die Kirche besuchen wollten, kaum durchließen. Die Kollekte für meine Hausarmen, die am zweiten Feiertag gesammelt wird, und sonst 50—60 Rthlr. einträgt, hat diesmal 16 Rthlr. eingebracht. Wo soll ich diese 16 Rthlr. unter meine 132 Percipitenten hinthun? Hätte ich nicht zum Glück vom vorigen Jahre einigen Vorrath, so müßte ich den höchst armenseligen Haufen meiner Hülfsbedürftigen diesmal ohne Erquickung lassen. —

Digitized by Google

Doch mehr als alles beunruhigen mich die öffentlichen Angelegenheiten. Wie viel das arme Land bei den Durchzügen leidet, und welchen enormen Aufwand sie demselben verursachen, will ich jetzt nicht erwähnen. Aber daß bei diesem Aufwand nichts zu gewinnen ist, daß alle Gewerbe stocken, daß der Handel fast vernichtet ist, und sich schlechterdings nicht absehn läßt, wann oder wie günstigere Umstände eintreten können; das macht die Sache recht eigentlich schrecklich. Eine Buchhändlermesse wird diesmal gar nicht seyn; richtet man seinen Blick über das Vaterland hinaus, so muß man vollends verzagt werden. Unstreitig ist jetzt das Größte und Wichtigste im Werke, was in unsern verhängnißvollsten Zeiten erfolgen wird. Solche Anstrengungen und Vorbereitungen sind noch nie gemacht worden. Doch wozu das alles? Der Glaube, daß eine höhere Macht die Begebenheiten der Welt lenkt, und zuletzt einen erwünschten Ausgang herbeiführt, ist das Einzige, woran man unter diesen Umständen sich halten kann. Glücklich, daß ich ihn habe, diesen Glauben, sonst weiß ich nicht, wie es mir gehn würde. — Daß es mit meiner Wiederherstellung nicht vorwärts will, habe ich schon bemerkt; inzwischen wünsche ich doch künftigen Montag mich in die Oberconsistorialsitzung tragen zu lassen, und habe mit meinen Aerzten heute schon Rücksprache darüber genommen. Sie haben nichts dagegen, wenn mein noch immer sehr geschwollenes rechtes Bein nur vor Erkältung verwahrt werde. Es wird mir schon wieder leichter um das Herz, wenn ich nur wieder einigen Antheil an öffentlichen Geschäften

nehmen kann. Fast mit jedem Posttage erwarte ich die Exemplare von meinen Predigten des vorigen Jahres. Sobald sie angekommen seyn werden, werde ich Ihnen diese jämmerlich-dürftige Sammlung zuschicken."

Den frommen Glauben, welchen Reinhard hatte, das stille, feste Vertraun sieht man aus diesen Stellen, und eben so bemerkt man es aus einem Briefe vom 10. April 1812, worin er schreibt: „Den Sessionen habe ich diese Woche über beigewohnt, und wenigstens keinen bemerklichen Nachtheil davon erfahren. Allein die Geschwulst meines Beines ist, wenn es gleich noch so sehr schwitzt, fast noch dieselbe, und die rheumatischen Schmerzen in der Blase und dem ganzen Unterleibe haben eher zu- als abgenommen. So bin ich denn bei Tag und bei Nacht ein jämmerlich leidender Mensch, der unter solchen Umständen auch nicht wieder zu Kräften kommen kann. Die traurige Witterung kommt hinzu. Welche Wirkung sie auf einen Körper, wie der meinige ist, haben muß, läßt sich leicht begreifen. Ihr schreiben meine Aerzte auch die geringe Wirksamkeit zu, welche die Arzneimittel bei mir haben, und trösten mich mit der bessern Jahreszeit. Aber, Gott weiß! ob mir überhaupt noch zu helfen ist!"

Die Examina nach Ostern hielt Reinhard trotz seiner Kränklichkeit mit vieler Anstrengung noch fort; und er schrieb am 29. Mai: „Der Frühling hat mir bis jetzt noch wenig geholfen. Auch thut das Bad, dessen ich mich bisher bediene, keine Wirkung. Ich bin noch immer der elende, geplagte Invalide, der ich vor eini-

Digitized by Google

gen Wochen war, und fange immer mehr an, an meiner Wiederherstellung zu verzweifeln. Mag es Gott machen, wie er will! Meine einzige, tägliche Bitte ist nur die, er wolle mich nicht lange als einen solchen Menschen leben lassen, der nichts thun, und der Welt nicht mehr nützlich seyn kann."

Am 24. Juni schreibt er: „Geht es mit meinen Gesundheitsumständen so fort, so wird es sehr problematisch, ob wir in diesem Leben uns wiedersehn werden. Mich schicken die Aerzte übermorgen nach Tharant. Da soll ich, frei von allem Anlauf und allen Geschäften, Eselsmilch trinken. Man fühlt es nämlich, wie sehr meine physischen Kräfte durch die bisher gebrauchten Mittel geschwächt worden sind. Der Gebrauch der Eselsmilch soll nicht blos dazu dienen, die geschwächten Kräfte wieder zu verstärken; sie soll auch schädliche Schärfen, welche man bei meinem Leiden für wirksam hält, einwickeln und vermindern. Faxit Deus! Ich gehorche, um mir keinen Vorwurf machen zu müssen. Uebrigens ist bei mir alle Hoffnung so gut als verschwunden, weil ich in meiner Verfassung auch nicht einen einzigen Umstand erblicke, der mich zu angenehmen Erwartungen berechtigen könnte." — Er ging nach Tharant ab, die Kur bekam ihm aber auch nicht, und er drückt sich selbst darüber in einem Briefe vom 11. July dahin aus: „Ich fühle mich seit dem Gebrauche noch angegriffener und kraftloser als sonst. Doctor Kapp, der bei meiner Kur die Aufsicht führt, spricht mir jedoch Muth ein, und erwartet noch immer von dem gebrauchten Mittel heilsame Wirkungen. Ob er recht haben wird, wird die Zeit lehren. Ich meines

Ortes, halte mich noch immer für einen Menschen, der dem Tode entgegen geht. Wie kann ich auch anders, da kein Arzneimittel seine Wirkung thun will, und ich selbst im eigentlichen Sinne des Worts immer mehr zum Schatten werde."

Lange konnte Reinhard nicht in Tharant bleiben; der Sommer war zu unfreundlich, die Kur zu unwirksam; er kehrte nach Dresden zurück. Er fühlte sein Ende herannahen, und in einem Briefe vom 14. August sagt er: „Meine Aerzte versichern, es habe sich manches bei mir gebessert, und trösten mit schönen Hoffnungen. Allein mein Gefühl widerspricht; ich fühle mich noch immer so elend und schwach, daß ich oft kaum über die Stube gehen kann. Wie sehr es mir bei solchen Umständen an Muth fehlen muß, werden Sie sich leicht vorstellen können. Und wie viele Tage muß ich jetzt in der peinlichsten Unthätigkeit zubringen; denn zum Arbeiten bin ich fast ganz unfähig. Doch wozu diese Jeremiaden? Es ist nun einmal so. Ferendum igitur, quod mutari non potest." In dem letzten Briefe, den Reinhard schrieb (4. September), sagt er zuletzt: „Nähren Sie übrigens meiner Genesung wegen keine Hoffnung weiter; meine Krankheit führt mich zum Grabe, was auch die Aerzte sagen mögen. Noch kämpft meine an sich nicht schwache Konstitution, und sträubt sich gegen ihre Zerstörung. Allein die Kraft, womit sie dies thut, nimmt mit jedem Tage so merklich ab, daß ihr Unterliegen nicht weit mehr entfernt seyn kann. Leben Sie wohl und bleiben Sie Ihres Freundes stets eingedenk!"

Reinhard war nach Dresden in seine Sommerwohnung zurückgekehrt gewesen. Am 3. September, Abends bei Tische, stellte sich ein bedenklicher Singulatus ein, der am folgenden Tage mehrmals wiederkehrte. Seine Gattin schlug ihm daher vor, in die Stadt zu ziehen; er ahnete daraus nichts gutes, folgte ihr aber, und ließ sich nach Dresden tragen. *) In seiner Amtswohnung schien er sich wieder zu gefallen, und nahm gegen Abend — es war der 5. September — sogar Besuche von guten Bekannten an. Er nahm heiter, und, wie mit neubelebten Kräften, mit seiner Gattin das Abendessen ein, las ihr dann noch etwas aus „Lichtensteins Reise nach Afrika" vor, und ließ sich dann, weil das Selbstlesen ihn ermüdete, vorlesen. Er wurde zur Ruhe gebracht, schlief sehr sanft bis zur ersten Stunde des sechsten Septembers, wo ein neuer Anfall des Stickhusten ihn aufschüttelte. In einer Intervalle sagte er nun zu seiner Gattin: „Mache dich gefaßt, dies ist ein Stickfluß; nun kann es nur noch einige Stunden währen. Daß ein Stickfluß mein Tod seyn würde, hätte ich doch nicht geglaubt. Sollte ich etwa einschlafen, so glaube nicht, daß ich wieder erwache, nein, dann schlummere ich ganz sanft hinüber."

Und also ward es! Er sagte zuletzt: „Lebt alle wohl! lebt wohl!" — und schlief um 3 Uhr Morgens (6. September) ein, um nimmer wieder zu erwa-

*) In Dresden waren damals besonders die Porte-Chaisen noch sehr an der Tagesordnung.

Digitized by Google

chen. In sich selbst verlöschte das Licht, und sanft war der Todesengel an ihm vorüber gegangen. Eine heitere Ruhe lag auf dem Gesichte des Entschlafenen.

Am 8. September wurde von allen Thürmen Dresdens die morgen bevorstehende Todtenfeier durch das Geläut aller Glocken angekündigt, und am 9. September ordnete sich der festliche Trauerpomp. Auf dem böhmischen Kirchhofe ist Reinhard neben seiner ersten Gattin beigesetzt. Ein großes Trauergefolge war hinter dem Sarge. Die Staatswagen der Großen folgten leer bis zu der Grabstätte; die Großen selbst in langer Reihe zu Fuß, und die ganze Geistlichkeit allen Ranges hatte sich diesem Trauerzuge, welchen der Kabinettsminister eröffnete, angeschlossen. Am Grabe sprach Dr. Hacker eine herzliche Rede, und der Hymnus aus Niemeyers Lazarus: „Wiedersehn, sey uns gesegnet ꝛc.," tönte dann durch die stille Trauer der Anwesenden. Auf der Metallplatte von Reinhards Sarge steht: „Dr. Franz Volkmar Reinhard, was sterblich an ihm war."

Wie sehr Reinhard geschätzt worden, geht unter andern daraus hervor, daß ihm zu Ehren in der Neustädter Kirche von Dresden eine Todtenfeier gehalten wurde, und eben so geschah es in Leipzig, Jena, Chemnitz u. s. w.

Wenn wir, ohne Anmaßung und ohne Partheilichkeit Reinhards Verdienste erwägen, so müssen sie bedeutend gewesen seyn, indem ansonst die Regierung nicht ihn so emporgehoben, die allgemeine Achtung ihm

Digitized by Google

auch nicht so sehr geworden seyn würde. — Reinhard war ein treuer Diener seines Herrn, und das eben war es, was ihm so viel Liebe und Vertraun erwarb. Ohne falsche Heuchelei, ohne Aufgeblasenheit seinen Rang behaupten zu wollen, stand er in reiner Wahrheit da, und man mußte Vertraun zu dieser reinen, unschuldigen Seele fassen. — Er war in den zwanzig Jahren, die er in Dresden verlebte, eigentlich mehr Kirchenrath, als Prediger. So sehr er das Auftreten auf der Kanzel auch lieb gewonnen hatte, so war es doch bei weitem nicht das, was ihm einen Namen, einen dauernden Namen in Sachsen gewinnt. Zwar sind seine Predigten gehaltvoll, und das hohe Gefühl der Wahrheit, welches davon ausströmt, muß man bewundern; aber als geistlicher Rath hat Reinhard ungleich mehr gewirkt, und was er in dieser Hinsicht schaffte, ist dauernd. In der jetzigen sowohl, als in der folgenden Generation wird Sachsen die Folgen von Reinhards Philantropie bemerken. Er war kein methodischer Pädagoge, eben darum aber ist er von Bedeutung, denn das Neue, welches Erfolg giebt, ist wohl zu beachten! Und Reinhard war ein sehr aufgeklärter Mann, der mit einer Freiheit, wie sie den Geistlichen seines Ranges gebührt, das dürchzusetzen wußte, was er der guten Sache für angemessen hielt. — Seine Schriften sind gehaltvoll; seine Predigten fast mehr als gehaltvoll; das prunklose Wesen, welches ihm selbst eigen war, zeigt sich auch in seinen Predigten, denen es oft an zierlicher Abrundung der Perioden im Ausdruck fehlt; um so reicher aber strömen die Gedanken.

Reinhard erhielt von einigen Seiten den Vorwurf

Digitized by Google

der Freigeisterei. Aber es hat wohl keinen treuern, strengern, frömmern Priester gegeben als ihn. Sein vorherrschender Geist leitete ihn allerdings zu freiern Ansichten hin; er wäre dazu geeignet gewesen, der Melanchthon eines Luther zu werden. In trüben Verhältnissen entwickelte sich seine volle Wirksamkeit, und sie erlahmte bald an der Mahnung der Natur, an dem Hinfall des Körpers. — Der Himmel hatte nun einmal also über ihn beschlossen! —

Reinhard mußte mehrere literarische und theologische Angriffe erdulden. Er war dabei ganz ruhig, und in vollem Vertraun auf sich und die gute, redliche Sache, die er führte. Selten hielt er es der Mühe werth, auf die Angriffe, welche gegen ihn geschahen, sich zu vertheidigen. Wenn er sich aber öffentlich vertheidigte, so geschah es immer mit der ihm eigenthümlichen Sanftmuth. — Was Reinhard als Gelehrter geliefert hat, aufzuführen, ist nicht unbedeutsam. Hier folgt das Verzeichniß seiner Schriften.

1) Vom Einflusse der Weissagungen des Alten Bundes, welche von Christo und seinem Reiche handeln, auf die Bildung des Herzens zur Gottseligkeit. Predigt am Feste Mariä Heimsuchung. Wittenb. 1776. 8.

2) De versionis Alexandrinae auctoritate et usu in constituenda librorum hebraicorum lectione genuina. (Habilitationsdisputation am 26. Febr. 1777.) Part. 1 et 2.

Digitized by Google

3) De morte voluntaria quid et quam clare praecipiat philosophia, ad locum Platonis in Phaed. Sect. VI. (Disputation, um Adjunct der philosophischen Facultät zu werden, am 6. Apr. 1778.)

4) Symbola ad interpretationem Psalmi sexagesimi octavi Spec. I. (Disputation, um im Nov. 1778 Baccalaureus der Theologie zu werden.)

5) Utrum ad iudicium de miraculis requiratur universe naturae accurata cognitio (vertheidigte Franz Jacob Theodor Meyer am 30. Sept. 1779 unter Reinhards Präsidio).

6) Symbola etc. Specimen II. (vertheidigte Aug. Gottl. Glasewald am 17. Nov. 1779 unter Reinhards Präsidio).

7) De locis quibusdam, qui in sermonibus Domini temere putantur communes. Spec. I. (ohne Fortsetzung) — (vertheidigte Carl Adolph Beutler am 15. März 1780 unter Reinhards Präsidio.)

8) De veterum inductione ad locum Diogenis Laertii L. III. Segm. 53. 54. (Programm im Juli 1780 als Decan der philosoph. Facultät geschrieben.)

Digitized by Google

9) Consilium bene merendi de universo humano genere ingenii supra hominem elati documentum. (Programm zum Antritte der außerordentlichen philosophischen Professur im Juli 1780.)

10) Carmina poetarum cur placeant constantius, quam sapientiae doctorum philosophumena (vertheidigte M. Joseph Friedr. Thierfeldt am 14. Oct. 1780 unter Reinhards Präsidio).

11) De coniungenda cum tradendis philosophiae placitis eorundem historia. (Rede bei der Magisterpromotion als Decan der philosoph. Facultät am 17. Oct. 1780 gehalten.)

12) De ratione docendi socratica in institutis philosophiae academicis imitanda (Gedächtnißrede zur Vaterschen Stiftung, im Jahre 1780 gehalten). Cum additamento de methodo docendi socratica. Vit. 1780. 8.

13) Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf. Wittenb. u. Zerbst, 1781. 8. (zuerst anonym). — Zweite Aufl. 1784. 8. — Dritte, sehr vermehrte und verbesserte, Ausgabe, 1789. 8. — Vierte, vermehrte und umgearbeitete, Auflage, 1798. 8.

14) Ueber das Wunderbare und die Verwunderung.

Digitized by Google

Ein psychologischer Versuch. Erster Theil. Wittenb. und Zerbst, 1782. 8. Reinhard nannte sich nicht auf dem Titel, sondern unter der Vorrede; — ward nicht fortgesetzt.)

15) De notione felicitatis humanae ad iudicium de placitis christianae religionis parum idonea (Inauguraldisputation zur theologischen Doctorwürde, am 15. Nov. 1782).

16) Utrum et quando possint oratores divini in administrando munere suo demittere se ad vanas hominum opiniones. P. I. (nicht fortgesetzt — Antrittsprogramm der theologischen Professur, am 11. Dec. 1782).

17) De prudentia theologi, in comparanda et augenda eruditione theologica aetatis suae rationem habentis. (Antrittsrede am 11. Decbr. 1782 — zum ersten male aus dem Manuscripte gedruckt in den Opusculis academ. T. I. p. 511 sqq.)

18) Explanatio loci Ies. XI, 1—5. (Decanatsprogramm zum Weihnachtsfeste 1783.)

19) Antrittspredigt in der Schloß- und Universitätskirche zu Wittenberg am Tage der Verkündigung Mariä den 25. März 1784 gehalten. Wittenb. u. Zerbst, 1784. 8.

20) De Christo, suam dum viveret resurrectio-

Digitized by Google

nem praedicente. (Decanatsprogramm zum Osterfeste 1784.)

21) Von der christlichen Vaterlandsliebe. Eine Predigt am 10. Sonntage nach Trinitatis 1784 in der Schloß- und Universitätskirche zu Wittenberg gehalten. Wittenberg und Zerbst, 1784. 8.

22) De vi, qua res parvae afficiunt animum, in doctrina de moribus diligentius explicanda. (4 Decanatsprogramme aus den Jahren 1785—1787, welche im Jahre 1789 zu Wittenberg bei Dürr in Einem Octavbande zusammengedruckt erschienen.)

23) Predigten. Erster Theil. Wittenb. u. Zerbst, 1786. 8. — Zweite Auflage, 1792. 8.

24) System der christlichen Moral. 2 Bände. Wittenberg und Zerbst, 1788 u. 1789. 8. — Zweite Auflage, 1791 u. 1792. — Dritte Auflage (in drei Theilen), wovon der erste Theil 1797, der zweite 1800, der dritte (in der zweiten Ausgabe) 1804 erschien. — Vierte Auflage, des ersten Theils 1802, des zweiten 1805, des dritten 1807. — Fünfte Auflage des ersten Theils 1815. — — Vierter Theil, 1810. 8.

(Die Zusätze zu diesem Werke erschienen,

Digitized by Google

von der dritten Auflage an, für die Besitzer der frühern Ausgaben in besondern Abdrücken.)

25) De praestantia religionis christianae in consolandis miseris. (4 Decanatsprogramme in den Jahren 1789—1791; dann abgedruckt im sechsten Theile der Commentatt. theol. von Velthusen, Ruperti und Kühnöl — zuletzt in dem zweiten Theile der Opusc. acad.) - Deutsch übersetzt, mit einigen Zusätzen des Verfassers, erschien diese Schrift von dem Prediger Fest in Hayn unter dem Titel: Geist des Christenthums in Hinsicht auf Beruhigung im Leiden. Leipz. 1792. 8.

26) Epitomes doctrinae christianae fragmentum. (Dieser Anfang eines, auf höhere Veranlassung für die sächsischen Lyceen begonnenen, Compendiums der christlichen Religion erschien, aus dem Manuscripte zum ersten male abgedruckt, in den Opusc. academ. Tom. II, p. 494 sqq.)

27) Predigten bei einer Amtsveränderung gehalten. Wittenberg, 1792. 8. (Abschiedspredigt in Wittenberg und Antrittspredigt in Dresden.)

28) Predigt bei Eröffnung des von Sr. Chur-

Digitized by Google

fürstlichen Durchlacht zu Sachsen ausgeschriebenen allgemeinen Landtages am 6. Januar 1793 in der Hofkirche gehalten. Dresden 1793. 8.

29) Predigt beim Schlusse des Landtages am 25. März 1793 gehalten. Dresden, 1793. 8.

30) Predigten. Zweiter Theil. Wittenb. u. Zerbst, 1793. 8.

31) Von der vernünftigen Achtung, welche Christen eingeführten Verfassungen schuldig sind. Eine Predigt am 14. Sonntage nach Trinitatis 1793 gehalten. Dresden, 1793. 8.

32) Drei Predigten, bei Eröffnung und beim Schlusse des Landtages und am 14 Trinitatis gehalten. Dresden, 1794, 8. (sind die unter No. 28, 29 und 31 vorhergenannten Predigten mit einem gemeinschaftlichen Titelblatte.)

33) Predigten im Jahr 1795 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. Sulzb. 1796. 8. — Zweite Aufl. 1798. — Neue Ausg. 1801.

34) Auszüge aus einigen im Jahre 1795 bei dem evangel. Hofgottesdienste zu Dresden gehaltenen Predigten. Meiß. 1796. — Zweite Aufl. 1798.

Digitized by Google

(Die Auszüge sind vom jetzigen Sup. Poyda zu Bitterfeld gearbeitet.) — N. Ausg. 1801.

35) Predigten, im Jahre 1796 bei dem evangel. Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. Sulzb. 1797. — Zweite Aufl. 1799.

36) Auszüge aus einigen im Jahre 1796 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehaltenen Predigten. — Sulzb. 1797. 8. — Zweite Auflage 1799. (Die Auszüge von Poyda.)

37) Ueber die Grundsätze und die Natur des Schönen. Berlin, 1797. 8. (ein, ohne Reinhards Namen und Vorwissen von einem unter der Vorrede unterzeichneten Adam auf Pränumeration herausgegebenes, nachgeschriebenes Collegienheft der Reinhardschen Aesthetik.)

38) Predigten im Jahre 1797 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. Sulzb. 1798. 8. — Zweite Aufl. 1801.

39) Auszüge aus einigen im Jahre 1797 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehaltenen Predigten. Sulzbach, 1798. 8. — Zweite Auflage 1801. (Die Auszüge von Poyda.)

(Mit diesem Bande hören die Auszüge

Digitized by Google

auf, und vom Jahre 1798 erschienen Reinhards sämmtliche Predigten in der Form, wie sie gehalten worden waren.)

40) Predigten im Jahre 1798 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bde. Sulzbach, 1799. 8.

41) Beiträge zur Schärfung des sittlichen Gefühls und der Aufmerksamkeit auf den Zustand des Herzens in einigen Predigten. Leipzig, 1799. 8. Neue Aufl. 1813.

42) Predigten im Jahre 1799 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten, 2 Bde. Amberg u. Sulzb. 1800. 8.

43) Ueber den Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre. Meißen, 1801. 8. (gehörte auch als Anhang zur zweiten Ausgabe von J. C. E. Eck aus dem Lateinischen übersetzten, und von dem Verfasser mit Zusätzen und Anmerkungen versehenen, Abhandlung vom Werthe der Kleinigkeiten in der Moral. Berlin, 1798. 8.)

44) Predigten im Jahre 1800 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bde. Amberg u. Sulzb. 1801. 8.

45) D. Franz Volkmar Reinhards Vorlesungen

Digitized by Google

über die Dogmatik mit literärischen Zusätzen herausgegeben von Joh. Gottfr. Imman. Berger. Amberg und Sulzb. 1801. 8. — Zweite Auflage 1806. — Dritte Auflage 1812.

46) Darstellung der philosophischen und theologischen Lehrsätze des Oberhofpredigers D. Franz Volkmar Reinhard, in einem wissenschaftlich geordneten und vollständigen Auszuge aus seinen sämmtlichen bisher herausgekommenen Schriften, von Carl Heinrich Ludwig Pölitz. 4 Theile, Amberg und Sulzbach, 1801 — 1804. 8. (Diese Chrestomathie, mit Reinhards Zustimmung veranstaltet, umschloß alle Reinhardsche Schriften, die bis und mit dem Schlusse des Jahres 1800 erschienen waren, so daß er Pölitz die Predigten des Jahres 1800 dazu im Manuscripte mittheilte. Sie ist wissenschaftlich geordnet, und enthält im ersten Theile: die philosophische Dogmatik; im zweiten: Beiträge zur empirischen Psychologie und zur Pädagogik; im dritten: die Metaphysik der Sitten und die Moralphilosophie; und im vierten: die Phisophie des Christenthums.)

47) Predigten im Jahre 1801 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bde. Amberg u. Sulzb. 1802. 8.

Digitized by Google

48) Kurze Anweisung zur Kanzelberedsamkeit nach Reinhards Grundrisse, herausgegeben von J. G. Heynig. Leipzig 1802. 8. (es liegen die kurzen Theses zum Grunde, die Reinhard in s. Wittenb. Homileticum dictirte.)

49) Predigten im Jahre 1802 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bde. Amberg u. Sulzb. 1803. 8.

50) Grundriß der Reinhardschen Dogmatik, zunächst für Gymnasien und Schulen; in einem gedrängten Auszuge aus dem größern Werke (von K. H. L. Pölitz). München und Amberg, 1802. 8.

51) Predigten im Jahre 1803 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bde. Nürnb. u. Sulzb. 1804. 8.

52) Epitome theologiae christianae e Fr. Volkm. Reinhard opere maiori in usum praelectionum concinnata atque observationibus nonnullis aucta ab J. G. Ch. Hoepfner. Lips. 1805. 8.

53) Predigten im Jahre 1804 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bde. Nürnb. u. Sulzb. 1805. 8.

54) Predigten über einzelne Theile der Lehre von

Digitized by Google

der göttlichen Vorsehung. Leipzig, 1805. 8. (auch als zweiter Theil des bei Göschen erschienenen Gierigschen Erbauungsbuches: Die trostvolle Lehre der göttlichen Vorsehung.) N. A. 1813. 8.

55) Predigten im Jahre 1805 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bde. Nürnb. u. Sulzb. 1806. 8.

56) Predigten über die sonn- und festtäglichen Episteln im Jahre 1806 gehalten. 2 Bände Nürnb. u. Sulzb. 1807. 8.

57) Predigten im Jahre 1807 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bände. Sulzb. 1808. 8. (über die Evangelia.)]

58) Franc. Volkm. Reinhardi opuscula academica. Vol. I. II. Lips. 1808 sq. 8. (ed. Car. Henr. Lud. Poelitz.)

59) Predigten im Jahre 1808 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bände. Sulzb. 1809. 8. (über die Evangelia.)

60) Predigten im Jahre 1809 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bde.

Digitized by Google

Sulzb. 1810. 8. (über den ersten Jahrgang neuer Perikopen.

61) Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, in Briefen an einen Freund. Sulzb. 1810. 8. — Zweite Aufl. 1811.

62) Predigten im Jahre 1810 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bände. Sulzb. 1811. 8. (über den zweiten Jahrgang neuer Perikopen.)

63) Predigten im Jahre 1811 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bde. Sulz. 1812. 8. (über freie biblische Texte gehalten.)

64) Predigten im Jahre 1812 von Reinhard gehalten, nach dessen Tode herausgegeben, und mit einer kurzen Nachricht von den letzten Lebenstagen des Vollendeten begleitet von Dr. Johann Georg August Hacker. Sulzb. 1813. 8. (Dieser, in der Folge der Reinhardischen Predigten, fünf und dreißigster und letzter Band enthält Reinhards Predigten vom Neujahre bis und mit dem ersten Bußtage 1812, welchen fünf früher von Reinhard bearbeitete Predigten angehängt sind.)

65) Predigten über die sonn- und festtägigen Evangelien des ganzen Jahres zur häuslichen Erbauung, aus Dr. Franz Volkmar Reinhards hinterlassenen, noch ungedruckten Predigten gesammelt und herausgegeben von Dr. J. G. A. Hacker. 4 Theile. Sulzb. 1813. 8.

66) Die Psalmen, übersetzt und ihrem Hauptinhalte nach erläutert von Dr. Fr. Volkm. Reinhard. Herausgegeben von Dr. J. G. A. Hacker. Leipz. 1813. 8.

(Reinhard schrieb Vorreden zu Tzschirner's Geschichte der Apologetik und zu von Eß Bibelübersetzung. Im Jahre 1811 besorgte er die Herausgabe des (damals anonymen —) von Crellischen Werkes: Pyrrho und Philalethes, oder: Leitet die Skepsis zur Wahrheit und zur ruhigen Entscheidung? Sulzb. mit der Jahreszahl 1812. 8. — N. A. in demselben Jahre.)

(Die Uebersetzungen von Reinhards einzelnen Schriften und einzelnen Predigten in ausländische Sprachen führe ich deshalb hier nicht auf, weil ich kein vollständiges Verzeichniß derselben zu verfertigen im Stande bin. Von der Reformationspredigt des Jahres 1807 besorgte aber Blessig in Straßburg eine Uebersetzung ins Französische mit einer

Abhandlung. — Diese Abhandlung ward, deutsch übersetzt, der zweiten Auflage dieser Predigt (Leipz. 1808, bei Hartknoch) beigedruckt. — Daß aber in Hackers Formularen und Materialien, in Hackers Communionbuche, in Löfflers Magazin und in vielen homiletischen und ascetischen Schriften sich Beiträge und Auszüge aus Reinhards Schriften befinden, ist dem Publikum bekannt.)

Digitized by Google

Digitized by Google

III.

Ludwig

Prinz von Preußen.

Die Vernunft ist zur Hälfte Gefühl.

Yorck.

Digitized by Google

Ludwig
Prinz von Preußen.

Dieser in den Geschichten der Zeit unter dem Namen „Prinz Louis“ bekannte preußische Prinz war der Sohn August Ferdinands (Bruders König Friedrich des Zweiten) und Annen Elisabeth Louise, einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt. — Prinz Ludwig — sein ganzer Name ist Friedrich Christian Ludwig — ward geboren den 18. November 1772. Die Ehe des Prinz August Ferdinand war funfzehn Jahre kinderlos gewesen; am 24. Mai 1770 wurde dem Prinz August Ferdinand eine Tochter, jetzt vermählte Fürstin Radziwil geboren, und die Geburt des Prinz Ludwig war dem regierenden König, Friedrich dem Zweiten um so erfreulicher, da er früherhin oft darüber sich ausgelassen hatte, daß auch das Ferdinandsche Haus ohne männliche Descendenz sey. Der König befürchtete damals noch das Aussterben seiner Familie. Schon früher war ihm die Nachricht von der Geburt des ältern Bruders des Prinz Louis, Friedrich Christian Heinrich Ludwig (geb. d. 11. November 1771), sehr willkommen gewe-

Digitized by Google

sen; um so angenehmer war ihm die Nachricht jetzt, einen zweiten Prinzen dieses Hauses geboren zu wissen. Späterhin, als ihm die Vermehrung des Hauses seines Bruders gemeldet wurde, soll er freilich dem rapportirenden Adjudant nach Abstattung seines Glückwunsches noch bemerkt haben: „Nun ist aber auch das Ferdinandsche Haus stark genug!“

Ehe wir zu der Biographie des Prinz Louis selbst kommen, müssen wir bemerken, daß es dem Biographen allerdings sehr schwer fällt, über sein Leben die reine Wahrheit geben zu sollen, weil in diesem Leben so manches sich befindet, was man als Schattenseite betrachten kann, und auf der andern Seite auch wieder so manches, was einer besseren Würdigung werth gewesen wäre. Davon kann der Psychologe wohl überzeugt seyn, daß unter Verhältnissen, wo der Prinz, von dem hier die Rede ist, eine freie Bewegung gehabt hätte, seine geistige Kraft nicht zu den Abschweifungen hingekommen seyn würde, wozu ihn späterhin Mißmuth und Unzufriedenheit verleiteten. Er war, wie Bolingbrocke sagt, ein so großer Mann, daß ich alle seine Fehler darüber vergessen habe.

Der Graf Chasot, welcher an dem Hofe des Prinz Ferdinand bedeutenden Einfluß hatte, entwarf den ersten Plan zu der Erziehung des Prinzen und diese Erziehung wurde sehr natürlich, wie das bei appanagirten Prinzen die Regel ist, zu militärischem Zweck eingeleitet.

Er bekam den besten Unterricht von den auserwähl-

Digitized by Google

testen Lehrern, und körperliche Uebungen aller Art wurden dabei schon in früheren Jahren nicht versäumt. In diesen körperlichen Uebungen machte der Prinz schnell so bedeutende Fortschritte, daß er in dem alten Athen schon als Knabe seine Rolle würde haben spielen können. Man hat seiner Erziehungsmethode späterhin den Vorwurf gemacht, als wenn über den Körper der Geist vernachlässigt sey; allein nicht nur, daß schon in jungen Jahren für die Ausbildung seines Geistes gesorgt wurde, und er seinen Lehrern voraneilte, so werden wir auch späterhin noch Gelegenheit haben, über seine wissenschaftliche Ausbildung einige Berührungen anzudeuten.

Als die Zeit heran kam, wo der Prinz (reformirter Konfession) zu Gottes Tische gehen sollte, wurde er und sein damals noch lebender älterer Bruder Friedrich Christian Heinrich Ludwig ganz von dem Geräusche des Hofes auf das Lustschloß ihres Vaters Bellevüe, ohnfern Berlin, in dieser für das ganze Leben wichtigen Periode von allen Zerstreuungen entfernt. Nicht einmal die körperlichen Uebungen, Reiten, Fechten, Tanzen, und selbst Musik durften sie betreiben.

Kurz darauf begann seine militärische Laufbahn, zu welcher er erzogen war. Sein älterer Bruder, der bereits zum Koadjutor des Heermeisterthums vom Johanniter-Orden ernannt gewesen, war späterhin todt, und der Ferdinandsche Hof suchte bei dem Könige diese reiche Pfründe für den Prinz Ludwig nach. Dies Gesuch wurde aber abgeschlagen, mit dem Bemerken, daß noch andere Prinzen zuvor zu versorgen wären. Spä-

Digitized by Google

terhin indessen wurde Ludwig Ferdinand auf Veranlassung seines Oheims, des Prinz Heinrich von Braunschweig, der ihn persönlich liebte, Koadjutor der Domprobstei des Hochstifts Magdeburg, und nach dem Tode des Domprobst, Herzog Ferdinand, trat er dann auch im Jahr 1803 in dessen Stelle.

Die erste Gelegenheit, Kriegskunde praktisch zu entwickeln, war für ihn der durch den Pillnitzer Traktat eröffnete nordische Krieg gegen die französische Republik. Um diese Zeit war der Prinz Obrist unter dem Regiment Möllendorf, und dieses Regiment rückte vor die wichtige Festung Mainz, welche von den preußisch-östreichischen Allirten mit aller Gewalt genommen werden sollte, um den Schlüssel zu dem Rhein und zu den Weißenburger Linien zu haben. Diese Belagerung der Preußen gegen Mainz, besonders von der Bleiaue hinab, ist genugsam geschildert. Als Obrist seines Regiments erstürmte Prinz Ludwig die höchst bedeutende Verschanzung von Zahlbach und trug dadurch sehr viel zu der Annäherung an diese furchtbare Festung bei.

Seine persönliche Tapferkeit war bei dieser Gelegenheit die Veranlassung dazu, daß er eine Schußwunde bekam, die aber nicht gefährlich war und ihn von dem weitern activen Dienst nicht zurückhielt. Er wurde sogleich zum General-Major ernannt, und König Friedrich Wilhelm der Zweite, der ihn als einen sehr hellen Kopf schon kennen gelernt und ihn lieb gewonnen hatte, übersah ihm manche jugendliche Ausschweifungen und Subordinationsfehler.

Digitized by Google

Wie sehr König Friedrich Wilhelm der Zweite den Prinz Ludwig auszuzeichnen wußte, davon nur folgendes: Der König hatte von einer nahen Batterie aus der Einnahme der Zahlbacher Verschanzung zugesehn, und hatte dabei Gelegenheit gehabt, die persönliche Tapferkeit des Prinz Ludwig zu bemerken. Tages darauf ließ der König durch den Adjudant von Manstein dem verwundeten Prinz seine Ernennung zum General-Major bekannt machen, und in einem Handschreiben dankte er ihm für die bei dem hitzigen Gefechte bewiesene Tapferkeit mit dem Ersuchen, sein so kostbares Leben zu erhalten und sich nicht zu sehr der Gefahr auszusetzen. Uebrigens ist es durchgängig bekannt, daß den preußischen Prinzen eine persönliche Tapferkeit eigen ist, welche den geringern Mann zur Nacheiferung anreizen und ermuntern muß.

Schon früherhin, ehe dieser Feldzug gegen die französische Republik eröffnet wurde, hatte Prinz Ludwig öfters gesagt: „die Franzosen sollten ihn nie lebendig gefangen nehmen," und in diesem ganzen Feldzuge hatte er beständig seinen wohl unterrichteten Leibjäger mit zwei geladenen Pistolen hinter sich; er hatte diesen Leibjäger instruirt, daß er auf ihn, den Prinzen, feuern solle, wenn er etwa im Handgemenge entwaffnet in die Gewalt des Feindes einmal gerathen sollte. Bei einem der hitzigsten Gefechte dieses Krieges trug er selbst auf seinen Schultern einen verwundeten Oestreicher hinter die Front, und wo die Schlacht wüthete, war er am liebsten. Seine Soldaten folgten ihm gern, denn er sorgte für sie, zwar nicht mit der ängstlichen Sorge des schwerfälligen Mannes, aber durch rasches

Digitized by Google

Befehlen und Anordnen, und durch fürstliche Geschenke.

Die Disharmonie zwischen den verbündeten Heeren nahm immer mehr und mehr zu und wurde von den Armeen der französischen Republik, die erst im Erstehen waren, trefflich benutzt. König Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen fand sich bald bewogen, den Basler Separatfrieden zu schließen, und das Weitere gegen Frankreich an Oestreich mit wenigen andern schwachen Verbündeten gegen den immer mehr anwachsenden Armeestrom der jungen Republik, zu überlassen. Ganz Europa war über diesen Separatfrieden ungehalten, und niemand wohl mehr als Prinz Ludwig Ferdinand, er der geschworne Feind des französischen Uebermuths. Preußischer Seits hatte Graf Haugwitz, welcher damals das Departement der auswärtigen Angelegenheiten dirigirte, mit dem Gesandten der französischen Republik, Caillard unterhandelt, und mit ihm dann auch die geheime Konvention vom 5. August 1796 abgeschlossen, welche späterhin sehr folgereich wurde. Bis vor die Bergfeste Pitsch waren die Preußen in Frankreich gekommen gewesen; sie sollte überrumpelt werden; durch Verrath war das Wagstück gemißglückt. Die Preußen zogen heim in ihre Standquartiere, und mit Unzufriedenheit steckte Prinz Ludwig Ferdinand, der nur im Waffengemenge den Lebensreiz einzuathmen schien, seinen Degen ein.

Er wurde General-Lieutenant, war aber in dem langen Frieden, dessen Preußen sich jetzt zu erfreun hatte, dennoch mit seiner Lage nicht zufrieden. Sein

Digitized by Google

ungestümer Geist strebte weiter. Mit seinen Offizieren ging er wie mit Kameraden um, und einstmals sagte er seinem vertrauten Kreise im höchsten Mißmuth: „Kinder, ihr haltet mich für glücklich, aber ich bin es nicht. Unter euch ist keiner, mit dem ich nicht gern tauschen würde. Aus jedem von euch kann noch etwas werden; aber was kann denn aus mir werden, da die Natur mich dem Gipfel so nahe gestellt hat! Ich bin jetzt General-Lieutenant und Chef eines Infanterie-Regiments. Endige ich als General der Infanterie, so habe ich von Glück zu sagen. Ich kann ja nicht einmal preußischer Feldmarschall *) werden, weil das Herkommen es verbietet.“

Im Jahr 1802 war der Prinz, als Chef eines Infanterie-Regiments, welches in Magdeburg garnisonirte, auf der sogenannten Demarkationslinie, welche Preußen damals zog, und manches, was gegen die Disciplin anstößt, erlaubte er sich hier. Incognito war er schon oft nach Hamburg gekommen, und hatte hier vieles Geld verschwendet und viele Schulden gemacht. Zu Ende des Jahrs verließ er seinen Posten, und eilte wieder nach Hamburg, eine Niederländerin, welche er lieb gewonnen hatte, dort aufzusuchen. — Dieses ungezügelte Benehmen wurde an dem preußischen Hofe

*) Wahrscheinlich ist in den preußischen Hausgrundgesetzen die Institution, daß ein Prinz von Hause nicht Feldmarschall werden solle, um deswillen geschehn, damit der regierende Herr auch von dieser Seite keine Gefahr zu befürchten habe. —

höchst mißfällig bemerkt, und König Friedrich Wilhelm der Dritte sandte einen bedächtigen und behutsamen Mann, den Obrist von Massenbach nach Hamburg ab, damit er den Prinz Ludwig Ferdinand nach Magdeburg bringen solle, wo ihm vorläufig Stadtarrest bestimmt war.

Massenbach kam in Hamburg an, hörte von den Ausschweifungen des Prinzen, und begab sich Morgens um vier Uhr zu ihm, den Befehl des Königs ihm ankündigend. Der Prinz, der sich vielleicht kurz vorher erst zu Bette gelegt hatte, zog die Decke über den Kopf, und ließ Massenbach sitzen. Dieser aber wurde dringend, und der Prinz verlangte nur noch drei Tage Frist, um ein Gemälde, welches der Niederländerin bestimmt war, vollenden lassen zu können. Endlich ließ sich Massenbach dazu bestimmen; aber da späterhin der Prinz dennoch sich weigerte, der Aufforderung Massenbachs, ihm nach Magdeburg zu folgen, zu genügen, so mußte letzterer zu ernstern Maaßregeln schreiten, und dem Prinzen andeuten, daß er nun den Prätor von Hamburg requiriren werde. Dies wirkte. Der Prinz folgte, aber mit einem glühenden Zorn beladen. So erzählt man, daß der Prinz unterweges nicht aufgehört habe, leidenschaftlich zu sprechen: „er wolle sich schon rächen! er wolle noch dieses und jenes *) der ganzen Welt sagen!“

Die Bekenntnisse, welche der Prinz in dieser Lei-

*) Im Druck dürfen wohl solche Confidenzen nicht erscheinen?

denschaftlichkeit gemacht hat, müssen sehr hart gewesen seyn, weil der gemessene Massenbach ihm darauf antwortete: „Dann wird die ganze Welt Sie einen Buben nennen.“ Worauf der Prinz erwiederte: „das sey ihm gleichgültig.“

Als er in Magdeburg angekommen war, meldete er dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten, mit dem er nie in genauem Einverständniß gewesen zu seyn scheint, ohnfehlbar, weil beide verschiedene Charactere und Neigungen, verschiedene Lebensansichten und Uranlagen hatten, seine Ankunft. Er blieb dort, und zürnte im Innern, daß er hier sein Leben vertrauern solle. Man sagt, die Königin Luise solle schon damals vergebens bei dem Könige um die Wiederherstellung der alten Verhältnisse zwischen ihm und dem Prinz Ludwig nachgesucht haben. Auf der andern Seite muß man aber auch gestehn, daß der Prinz, obschon er eigentlich zu einem zweiten Alcibiades sich eignete, und schon jetzt die Liebe der ganzen Armee hatte, nichts dazu that, dem regierenden Herrn entgegen zu kommen; er fühlte seine innere Kraft und wollte gesucht seyn. In den Zeiten Roms würde er an dem mäßigen preußischen Hofe ein zweiter Katilina, aber mit höherer Würde — denn diese verließ ihn nie da, wo es Zeit zur Darstellung war, gewesen seyn! Es ist bekannt, daß ihm, dem beliebten Führer der Armee Zusicherungen insinuirt wurden, wodurch das Haus Hohenzollern eine andere Gestaltung annehmen solle; er lehnte aber, obschon er sich ägrirt fühlte, alles ab. Er schrieb durchaus nichts zu seiner Entschuldigung an den Monarchen, vielmehr äußerte er immer lauter seine Unzufriedenheit. Er, der

Digitized by Google

General-Lieutenant mußte es ertragen, daß an den Thorposten die Ordres gegeben waren, ihn nicht hinauspassiren zu lassen. — Endlich legte sich seine Schwester, die Fürstin Radziwil in das Mittel; sie verabredete mit dem Prinz eine Zusammenkunft in Brandenburg; in bürgerlicher Kleidung reisete er von Magdeburg dorthin, und als er seine Schwester nicht vorfand, nahm er ohne alle Rücksicht seinen Weg weiter in die Residenz, obschon er wissen mußte, daß seine Anwesenheit dem Könige nicht lange unbekannt bleiben konnte. Indeß das Wagstück gelang; durch die Vermittelung bedeutender Stimmen am Hofe erfolgte seine Aussöhnung mit dem Könige, und der Stadtarrest wurde aufgehoben.

Die Schulden des Prinz Ludwig Ferdinand stiegen immer höher und höher, und es war keine Aussicht da, sie tilgen zu können. Zwar hatte er die reichen Einnahmen der Domprobstei zu Magdeburg jetzt erhalten; zwar hatte der König, um ihm zu helfen, eine sehr bedeutende Ausrodung des domprobsteilichen Eichholzes zu Rothensee, die Dismembration des domprobsteilichen Gutes Ottersleben u. s. w. gerade zu einer Zeit verstattet, wo die Preise auf das höchste gestiegen, und die Kauflust am größten geworden war; allein die Lage des Prinzen konnte dadurch nicht gebessert werden. Er war in schlechten Händen, von Schmarotzern und Sybariten umgeben, und bei der Unachtsamkeit, welche er auf seine ökonomische Lage hatte, würde er jährlich Millionen verpraßt haben, hätten sie ihm zu Gebote gestanden. Es ist weit leichter, ein Verschwender, als ein sparsamer Mann zu seyn; er-

Digitized by Google

steres zeigt gewöhnlich von Leichtsinn, oder von großem Genie. Bei dem Prinz Ludwig Ferdinand war ohnfehlbar sein anerkannt großes Genie die Veranlassung dazu, daß er den Werth des Geldes nicht achtete. Bei der Libertinage, in welcher er lebte, konnte er um so weniger befürchten, von seinen Gläubigern gequält zu werden, weil die von einem Prinzen ohne Konsens des regierenden Herrn kontrahirten Schulden ungesetzmäßig sind und nicht eingeklagt werden können. Dieser Konsens wurde aber weder nachgesucht, noch ertheilt. Der Hof kannte die bedrängte Lage des Prinzen sehr wohl, und man wünschte, ihn reich zu vermählen. Obschon er in genauem Verhältniß mit einer sehr liebenswürdigen Person sich bereits befand, *) so gab er doch dem Begehr, ihn zu vermählen, nach. Bei einer Bewerbung, die von sehr bedeutendem politischen Einfluß gewesen seyn würde, soll, wie man damals sagte, der Unterschied der Konfessionen dem Bewerbenden eine abschlägliche Antwort bewirkt haben, und die andere Parthie, auf welche der Prinz hat eingehen sollen, war ihm, wie es heißt, so zuwider, daß es gar nicht zu einer Bewerbung kam. — Mit Bestimmtheit läßt sich freilich hierüber nichts sagen, weil alle diese Hofverhältnisse dem Publikum zurückgehalten werden, und so offenherzig auch der Prinz gegen seine Bekannten war, so sprach er über dergleichen doch selten ein Wort mit ihnen.

*) Die Tochter eines Hutfabrikant Fromme, aus Berlin, deren beide Kinder, ein Sohn und eine Tochter, von dem König späterhin zu Grafen von Brandenburg ernannt wurden.

Digitized by Google

Einen bedeutenden Unterschied in seinem ganzen Benehmen, und eine große Unzufriedenheit bemerkte man in den letzten Monaten des Jahres 1805 an ihm, wo Preußen, waffengerüstet im Felde dastehend, Zuschauer der Schlacht von Austerlitz (2. December 1805) gewesen, und nach deren Erfolg heim gezogen war. Er stand nun an der Spitze der Mißvergnügten, und der Prinz war zu leidenschaftlich, als daß er über das angenommene System der Regierung nicht laut sich hätte äußern sollen. Dem Hofe blieben diese Aeußerungen nicht verborgen, und er hatte an diesem Hofe nur eine bedeutende Person, welche entschieden gegen die französische Parthei sich erklärte; diese Person war die Königin selbst, die aus Gründen zwar überall nur öffentlich den Prinz Ludwig Ferdinand sprach, die aber doch dieselbe Kränkung und Beleidigung fühlte wie er, und die bei der anwachsenden französischen Macht den Uebermuth der Emporkömmlinge und den Verfall des Vaterlandes fürchtete wie er. — Die Erbitterung des Prinzen über das preußische System vor und nach der Austerlitzer Schlacht äußerte sich mitunter etwas sehr ungestüm. So war er der Anstifter eines „Vivat!“ welches die Gensd'armen-Offiziere dem damaligen Baron, nachherigen Fürst Hardenberg brachten, weil dieser den Krieg gegen Frankreich als staatsnothwendig verlangt gehabt, und eben so war er es, der dem Graf Haugwitz, welcher für die französische Parthei gestimmt hatte, damals nach Studentenmanier ein „Pereat!“ brachte, wenn auch der Prinz selbst vielleicht nicht dabei war. Genug, dem Graf Haugwitz wurden bei dieser Gelegenheit die Fenster eingeworfen.

Digitized by Google

Wir rücken hier nun, um die damalige Stimmung des Prinz Ludwig und seine Verhältnisse gegen den preußischen Hof genauer noch kennen zu lernen, etwas ein, was ein ziemlich authentischer Schriftsteller, der mit allen Verhältnissen genau bekannt gewesen, in dieser Hinsicht sagt: *)

„Um die Mitte des August 1806 kam der Graf d'Antraigues von Dresden nach Berlin. Die ganze Welt kennt diesen Grafen von Seiten seines wüthenden Hasses gegen Frankreich, besonders aber gegen Napoleon; denn wo hat er sich nicht aufgehalten, um neue Verschwörungen gegen sein Vaterland und dessen Regierung aufzurütteln! Im Preußischen hatte er besonders durch sein Fragment aus dem achtzehnten Buch des Polybius große Sensation gemacht. Da er die preußische Regierung beschimpft hatte, so war sie sehr berechtigt, ihm trotz seinem diplomatischen Character den Aufenthalt in Berlin nicht zu gestatten; diesen mußte sie ihm um ihrer Ehre willen selbst im August versagen, wo sie bereits zum Kriege gegen Frankreich entschlossen war. Doch, um an ihren Verhältnissen mit Rußland nichts zu verderben, nahm sie lieber gar keine Notiz von seiner Anwesenheit in der Hauptstadt. Der Graf d'Antraigues selbst suchte niemanden lieber auf als den Prinz Ludwig. Dieser lud ihn auf den folgenden Tag zu sich ein. Der Professor Friedrich Ancillon und der Historiograph Johannes von Müller waren mit von der Parthie. Man sprach für und wider

*) Gallerie preußischer Charactere. Germanien 1808. p. 78.

die Wahrscheinlichkeit des Krieges, den alle wünschten, weil keiner von ihnen Scharfsicht genug hatte, den Ausgang desselben vorherzusehen. Das größte Hinderniß schien den Berathschlagenden in dem Character des Königs zu liegen, den die Gemäßigtern friedliebend, die Wüthendern aber feig nannten. Voll Ungeduld über die allzu lange Debatte, sprang endlich der Prinz Ludwig von seinem Stuhle auf, und sagte: wenn der ..... sich noch länger entehren will, so muß er gar nicht existiren! Antraigues und Müller blieben bei dieser verbrecherischen Aeußerung so ruhig, als ob sie nichts enthalten hätte, was ihren Gesinnungen entgegen gewesen wäre. Nur Ancillon erhob sich gegen den Prinzen, und nachdem er ihm rund heraus erklärt hatte, daß er, ein Geistlicher, nicht länger in einer Gesellschaft verweilen könne, wo dergleichen Aeußerungen vorfielen, verließ er die Wohnung des Prinzen." —

Der Krieg der Preußen gegen Frankreich war nun beschlossen. Der Kaiser von Rußland, des Königs von Preußen persönlicher Freund, war sein Verbündeter. Preußen verlangte die Integrität von Deutschland, die Zurückdrängung Frankreichs an den Rhein; — Bedingungen, welche Napoleons Uebermuth auf dem Standpunkt, wo er damals sich befand, ohnmöglich zugeben konnte. Oestreich, in seinem schweren Kriege von 1805 von Preußen im Stich gelassen, temporisirte, und erwartete der Dinge, die da kommen sollten. — Die preußische Armee, welche lange nicht im Felde erschienen war, schien mit der neuern Zeit wohl in der Anmaßung, aber nicht in der Reibung und wahren Kriegskunde mitgegangen zu seyn, und so zahlreich sie auch

Digitized by Google

schon zu Anfang Septembers 1806 im Felde erschien, so glaubte man doch bemerken zu müssen, daß der russische Sukkurs, der aber allzu lange ausblieb, ihr Stützungspunkt sey, und daß sie die Absicht habe, die Reichsländer bis zum Winter hin unterdeß zu besetzen. Diese Berechnung war in aller Hinsicht falsch. Der französische Kaiser war zwar in diesem Augenblick wieder mit einer Landung in England beschäftigt; allein mit Wetterschnelle zog er seine Truppen von den Häfen zurück, und führte sie nach Deutschland, wo die preußische Armee, statt in Franken einzubrechen, sich vor dem Thüringer Walde aufgestellt hatte.

Prinz Ludwig Ferdinand, ein bekannter Feuerkopf, ein Mann, dessen Name viel bei dem Soldaten galt, würde sich ganz dazu geeignet haben, eine Reserve zu befehligen, die Flüchtlinge aufzunehmen, und im Nothfall das Aeußerste zu wagen. Was menschliche Berechnung in dieser Hinsicht zu bestimmen vermag, so würde der Erfolg einen solchen Plan gerechtfertigt haben. Allein aus Gründen, von welchen vielleicht eine Kabale die Ursache gewesen seyn mag, wurde er an die Spitze der Avantgarde gestellt.

Er befehligte, während die Hauptarmee zwischen Weimar und Leipzig sich verbreitete, in dieser Avantgarde 13000 Mann, worunter auch sächsische Truppen, und hatte den ausdrücklichen Befehl, nur das diesseitige Saaluser zu decken; denn zu großer Verwunderung hatte man vernommen, daß Napoleon mit neun Armeecorps schon durch Franken breche, während von den Russen doch noch nichts zu sehen war. — Der Prinz

Digitized by Google

brannte vor Begierde, sich mit dem Feinde, den er im Vortrab auch nicht stark berechnete, zu messen. Ein Fehler falscher, im Kriege übel angebrachter Frömmelei fiel auch ihm zur Last: er gebrauchte keine Spione, und hielt es für unedel, sie gebrauchen zu sollen. Der Krieg selbst aber ist ein Unheil, und Unheil zu vertreiben, kann man auch des Heillosen sich bedienen!

Die Avantgarde, die Prinz Ludwig Ferdinand befehligte, stand unter der Disposition des Prinz von Hohenlohe, dessen Hauptmacht rückwärts in ungewisser Bewegung Stellungen suchte. Der Obrist von Rabenau ließ dem Prinzen am 9. October Abends melden, daß der Feind die preußischen Jäger von Hoheneiche vertrieben habe, daß er auf der Straße von Grafenthal in starken Massen vorrücke, und die Absicht zu haben scheine, am folgenden Morgen den Posten von Saalfeld ernsthaft anzugreifen. Hier sich zu zeigen, beschloß der Prinz auf der Stelle. Den Posten von Saalfeld mußte er zu vertheidigen streben, indem er voraussetzte, der Hauptdruck der Franzosen werde gegen die linke Flanke der Preußen gerichtet seyn, sie zu umgehen; eine Schlacht anzubieten, dazu hielt er sie noch nicht stark genug. Dies sey der leichte Vortrab, meinte er, und die Hauptarmee noch viele Tagemärsche zurück. — Dem zu erwartenden falschen Angriff auf Saalfeld wollte er um so weniger ausweichen, da er glaubte, der Plan des Fürst von Hohenlohe, links abzumarschieren mögte vereitelt werden, wenn er, der Prinz, eine rückgängige Bewegung machen würde, und dazu kam, daß, um mit dieser bedeutenden Avantgarde, welche sich schon im Felde zeigen konnte, auf die Straße von Neustadt und Triptiz

Digitized by Google

zu kommen, kein Weg besser war, als der über Saalfeld. Zwischen Rudolstadt und Schwarza zog er seine Truppen zusammen, versäumte es aber, in das Hohenlohesche Hauptquartier Nachricht von seinem Operationsplan und von den Bewegungen, welche er jetzt zu machen im Begriff stand, zu senden. Wahrscheinlich war diese Versäumniß absichtlich von seiner Seite, denn er mußte bei dem gewagten Unternehmen, wodurch die ganze Armee bloß gestellt werden konnte, Widerspruch befürchten, und auf der andern Seite fühlte er sich doch stark genug, durch ein kühnes, schnelles, überraschendes Unternehmen den Feind weit zurück zu werfen, und sich selbst einen Namen zu gewinnen. Practischen Kriegskundigen muß es überlassen bleiben, zu erwägen, welche Verwegenheit in dem Vorschreiten des Prinzen lag, und ob er nicht durch dieses Wagstück die ganze Armee, nein, alle preußische Lande auf das Spiel setzte! Vor sich hatte er die größte, in langen Jahren des Krieges geübte Armee Europens, und an der Spitze derselben Feldherrn, welche nicht nach der Rangliste, sondern durch Talent, Genie und Tapferkeit sich empor geschwungen und das blinde Vertraun ihrer Waffengefährten gewonnen hatten. Das Ganze leitete Napoleon, ein Mann, der in vielen Feldzügen seinen Beruf zum Feldherrn beurkundet hatte, und den mit seinen Generalen und seiner Armee nur der Uebermuth des alten Besitzes als eine leichte Beute betrachten mogte. — Gegen diese schnell empor geblühete neuere Zeit der Kriegsgewalt hatte der Prinz um sich und hinter sich eine Armee, welche, zwar sehr tapfer, aber lange noch nicht zu der Behendigkeit und innern Einrichtung gekommen war, wodurch Napoleons Genie sich so viele Siege errungen

hatte. Die preußische Armee war schlecht bekleidet, weil die Kompagniechefs in die Montirungssachen sich zu mischen hatten; sie bestand fast zur Hälfte aus Ausländern, welche, wenn die Waage sinkt, jedesmal die Waffen verlassen; die Magazine waren schlecht bestellt, zu weit zurück, und es waltete hier ein System des Geitzes, welches den Soldaten gerade in diesem dringenden Moment lässig machen mußte; die obersten Befehlshaber waren zum Theil uneinig und neidisch auf einander, zum Theil ergraut und mit der Zeit nicht fortgegangen; Einheit fehlte in allem, und die Franzosen drängten in ungeheuren Massen vor, während die Russen zurückblieben. Churſachsen und Weimar hatte an Preußen seine Kontingente zu diesem Kriege gestellt; aber man wußte, daß die Sachsen ungern und nur nothgedrungen für Preußen fochten, und die Weimarsche ausgesuchte, gute Mannschaft hatte wohl den besten Willen, aber sie allein konnte die preußische Schwäche gegen den französischen Andrang nicht decken. Der regierende Herzog von Weimar selbst hatte ein preußisches Generalkommando der Reiterei, und war fast der einzige, dem auch späterhin der Feind die volle Gerechtigkeit laut zugestehn mußte, daß er ein geborner Feldherr sey.

Unter solchen Auspicien wagte Prinz Ludwig das Verwegenste. Seine Dispositionen waren übrigens, was ihm niemand absprechen mag, meisterhaft. Zur Deckung der linken Flanke ließ er den General Schimmelpfennig mit fünf Schwadronen bei Pösneck zurück, und die Deckung des rechten Flügels übertrug er dem General Pellet, mit dessen, durch seine schnelle Beweg-

Digitized by Google

lichkeit bekannt gewordenem Jägerbataillon; dazu kamen drei Schwadronen sächsischer Husaren und eine halbe reitende Batterie. Bei Blankenburg stellte sich General Pellet auf. Ein authentischer Mann sagt über die Entwickelung des Gefechts bei Saalfeld folgendes:

„Früh Morgens am 10ten ritt der Prinz nach Saalfeld, um die Vertheidigung dieses wichtigen Postens zu dirigiren. Der Kapitain von Valentini, den er voraus schickte, fand alles in der vorgeschriebenen Ordnung. Gleichwohl hielt der Prinz es für nöthig, zur bessern Unterstützung der Artillerie noch vier Bataillone der sächsischen Regimenter Kurfürst und Xaver, und fünf Schwadronen sächsischer Husaren vorrücken zu lassen. Als die Franzosen um 9 Uhr Vormittages aus dem Debouché von Gräfenthal vordrangen und die preußischen Jäger warfen, begab sich der Prinz sogleich zu den Vorposten vor der Stadt; und da es ihm so vorkam, als ob in der linken Flanke desselben Kavallerie nöthig seyn würde, so ertheilte er den eben ankommenden sächsischen Husaren den Befehl, durch die Stadt zu defiliren und sich vor derselben aufzustellen. Um den Feind dreist zu machen — das war sein Ausdruck — ließ er die avanturirten Jägerposten etwas zurückziehn; und um der Niederlage der Franzosen desto gewisser zu seyn, wurden zwei Feldstücke der halben reitenden Batterie von Gause in Hinterhalt gelegt.“

„Gedeckt durch ihre, vor dem Defilee herumschwärmenden Tiralleurs und Husaren, fing die französische Infanterie an, zu debouchiren. Die Batterie Riemann machte den Anfang mit dem Feuern. Doch, auch der

Feind brachte Artillerie hervor; und so wurde das Gefecht auf diesem Punkte sehr lebhaft. Einige der Adjudanten des Prinzen (namentlich v. Kleist) sollen während dieser Krisis der Meinung gewesen seyn, entweder rasch anzugreifen, und den Feind in das Defilee zurückzutreiben, oder die übel berechnete Sache ganz aufzugeben. Der Prinz, der noch immer nicht wußte, wie viel oder wie wenig er zu erwarten hätte, wollte dem Feind Zeit lassen, seinen Plan zu entwickeln. Erst als die sächsischen Husaren beträchtlich durch die feindliche Artillerie gelitten hatten, gab er der Vorstellung, sie bis in die Stadt zu nehmen, Gehör."

„Zu eben dieser Zeit wurde das in Saalfeld befindliche Magazin zurück geschafft; und da der Prinz keine Zeit zu verlieren hatte, so ließ er jetzt dem Herzog von Braunschweig und dem Fürst von Hohenlohe durch einen Ordonanz-Offizier melden, daß er mit dem Feind handgemein geworden wäre; eine Nachricht, welche viel zu spät anlangte.

„Die Ereignisse des Tages drängten sich. Preußischer Seits sah man, daß der Feind auf der Höhe des linken Saalufers en colonne marschirte, und daß seine Plänker schon bis an den Fuß der Höhe streiften. Eine Umgehung zu verhindern, wurden vier sächsische Bataillone in die rechte Flanke des Bataillons Rabenau dem Feind gegenüber gestellt, und zur Sicherung seiner rechten Flanke ließ der Prinz den General Bevillaqua an der Spitze von drei Bataillonen Infanterie, drei Schwadronen Husaren und der Batterie Hoyer auf die Höhe zwischen Gobra und Unter-Wirbach vorrücken. —

Digitized by Google

Obgleich das Bataillon Müffling bei Schwarza stehn blieb, so erhielt es doch Befehl, seine Regimentskanonen mit einem Peloton zurück zu schicken, und die Saalbrücke bei Rudolstadt zu besetzen. Der bei Blankenburg postirte General Pellet wurde befehligt, starke Patrouillen auf allen nach Gräfenthal und Hoheneiche führenden Wegen vorzutreiben, und sich mit dem Bataillon Müffling bei Schwarza und mit dem General Bevillaqua in Zusammenhang zu halten. — Nachdem der Prinz seine beiden Flanken auf diese Weise gedeckt hatte, beschloß er, seine Stellung zu behaupten, bis sich die Absichten des Feindes entwickelt haben würden."

„Diese blieben nicht lange zweifelhaft. Das Feuer der feindlichen Tiralleurs, welches einigen sächsischen Bataillonen und der Kavallerie des rechten Flügels großen Abbruch that, zum Schweigen zu bringen, gab der Prinz den Befehl zu einem leichten Angriff gegen die noch immer auf der gegenüber liegenden Höhe links abmarschierende Kolonne. Dieser Angriff bestand darin, daß die sächsischen Husaren, welche jenseits der Stadt aufgestellt waren, zu den drei Schwadronen von Schimmelpfennig stoßen, und hinter vier sächsischen Bataillonen en échellon gegen den Feind vorrücken mußten. Die Franzosen beantworteten diesen Angriff durch ein verstärktes Tiralliren, während ihre links abmarschierende Kolonne sich wenig irre machen ließ, und selbst da, wo sie sich hinter das Gebirge zurück zu ziehen schien, nun ihre Spitzen verstärkte, um den preußischen rechten Flügel deßo nachdrücklicher zu bedrohen. Kaum hatte der Prinz dies bemerkt, als er von dem Angriff

abstand, — was um so nothwendiger war, da nicht alle sächsische Bataillone den Eifer und die Kaltblütigkeit des Regiments Kurfürst zeigten.“ *)

„Nur von fern folgte der Feind der Fronte des Rückzuges. Er gebrauchte Tiralleurs, um die rechte Flanke der Preußen zu beunruhigen; und der Schade, den diese verursachten, war nicht unbedeutend. Um sie zu vertreiben, wurden anfangs die Schützen und eine Kompagnie des Bataillons Müffling beordert; da diese aber nicht hinreichten, so erhielt das Regiment Kurfürst Befehl, sie zu verjagen, und vollzog diesen Auftrag mit gefälltem Bajonet.“ **)

„Unterdeß traf der Prinz Anstalten zu einem förmlichen Rückzuge. Ein Bataillon des Regiment Kurfürst sollte das Dorf, aus welchem die Tiralleurs so eben vertrieben waren, besetzt halten, und die übrigen sächsischen Bataillone so zurück genommen werden, daß ihr linker Flügel sich an die Saale lehnte, und General Bevillaqua stehen bleibe, um den rechten Flügel des

---

*) Den Prinz Ludwig in die Avantgarde zu stellen, war schon schlimm, noch schlimmer aber, die ungewissen Hülfstruppen unter seinen Befehl zu stellen. Der Erfolg zeigte es. Bekannt ist es, daß die Sachsen rottenweise die Gewehre hinwarfen, und daß der Prinz einmal ausrief: „Wollen die sächsischen ..... denn nicht vor?“ —

**) Dem Regiment Kurfürst müßte — so tapfer bewies es sich — eigentlich eine Ehrensäule gesetzt werden!

Digitized by Google

Rückzuges zu decken. Um den Rückzug der Artillerie und der Füseliere persönlich anzuordnen, sprengte der Prinz durch die Stadt Saalfeld. — In den Straßen begegneten ihm bereits die zurück geworfenen Jäger und Füseliere; sie hatten das Thor nach dem Feinde hin verrammelt, und retteten sich, so gut sie konnten. Der Prinz wies ihnen eine Stellung am Ausgange des Hohlweges an, der nach der Stadt führt, und ritt weiter, um zu befehlen, daß die Artillerie nach Gebra abgefahren, und von den Bataillonen Rabenau und Rühle gedeckt werden sollte. Bei dieser Gelegenheit verweilte er allzu lange um einer einzelnen Kanone willen, deren Achse gebrochen war, und die er gleichwohl retten wollte. Das Ganze lief Gefahr, einem seiner Theile — und welchem! — aufgeopfert zu werden, bloß weil man es für eine Ehrensache hält, keine Kanone zu verlieren. Zur Entschuldigung des Prinzen kann man nur sagen, daß die Gefahr eines Verzugs in diesem Augenblick noch nicht so groß war, als sie es bald nachher wurde." *)

„Nachmittages um drei Uhr hatte sich die Batterie eben in Marsch gesetzt, und eben angefangen, das Defilee diesseits Saalfeld unter einem Regen feindlicher Kugeln und Haubitzgranaten zu passiren, als aus einer

*) Französischer Seits ist es nachher ausgebreitet worden, der Prinz habe, um sich zu betäuben, um diese Zeit auf dem Markte von Saalfeld noch eine Flasche Champagner geleert; aber die grobe Lüge ist mit Händen zu greifen! —

Digitized by Google

der zwischen Gobra und Blankenhein befindlichen Schluchten eine feindliche Kavallerie-Kolonne debouchirte, und sich *) in der Frontlänge eines Regiments, zwei Treffen hoch aufstellte. Es waren rothe und blaue Husaren. Kaum hatte der Prinz dies bemerkt, als er Anstalt traf, sie mit seinen Husaren anzugreifen. Zwei in der Nähe befindliche Feldstücke der reitenden Batterie sollten diesem Angriff Nachdruck geben. Unglücklicherweise aber wurden diese beiden Feldstücke von einem Unteroffizier befehligt, der die Fassung so sehr verloren hatte, daß alle Aufforderungen, ihn weder zum Vorrücken, noch zum Abprotzen bewegen konnten. Während man noch mit ihm kapitulirte, ritt die französische Kavallerie gegen das erste Bataillon Kurfürst an. Der Stoß war heftig; doch das Bataillon hielt ihn nicht nur mit Kaltblütigkeit aus, sondern trieb ihn sogar ab. In diesem Augenblick führte der Prinz die sächsischen und preußischen Husaren heran. Ein glücklicher Erfolg war nicht zweifelhaft, wenn dieser Angriff mit Besonnenheit und Einheit gemacht wurde. Leider fehlte es an Beidem. Nur einzelne Schwadronen stürzten ohne Zusammenhang auf den Feind; und als sie, von der Ueberzahl desselben geworfen, zurück mußten, rissen sie die nachkommenden Schwadronen mit sich fort. Hierdurch entstand eine Unordnung, wodurch Franzosen und

*) Dieses Unternehmen des französischen Kaisers war sehr gewagt, und er nannte selbst das detachirte Davoustsche Corps (die viel bekannte Löffelgarde) und einen Theil des Bernadotteschen Corps: les enfans perdûs. —

Digitized by Google

Preußen, bei Gobra vorbei, bis gegen Schwarza zu, stürzten."

„Hierdurch wurde das Schicksal des Tages entschieden; und es sey nun, daß der Prinz diese Entscheidung nicht überleben wollte (welches nicht unwahrscheinlich ist, wenn man bedenkt, mit welchen traurigen Gefühlen er von seinen vertrautesten Freunden Abschied genommen hatte, und wie sehr er durch seine ganze Lage *) im Leben zur Beschleunigung seines Schicksals gedrängt wurde), oder daß er es für möglich hielt, durch eine edelmüthige Aufopferung seiner Person die fliehenden Husaren zum Stehen zu bringen: genug er hielt sich so lange auf, bis er erst von dem Strome des Handgemenges fortgerissen, und zuletzt von feindlichen Husaren umzingelt wurde."

So weit jener Erzähler. Wir haben noch mehreres hinzuzusetzen. Der Prinz war in Verzweiflung, als er gegen Saalfeld die Avantgarde poussirte. Ein so talentvoller, heller Kopf sah das Schicksal voraus, welches der preußischen Armee bevorstand, und mit einem Theil des Hofes gespannt, wußte er, auf welchen ge-

*) Eine Spannung mit dem Hofe war es wohl mehr, als die bedrängte Lage des Prinzen, welche ihn veranlaßte, das Aeußerste zu wagen. Man hat sehr laut darüber gesprochen, und auch die Befugniß, darüber zu sprechen, gehabt, daß man ihn an einen so gefährlichen Posten stellte, gleichsam als ob man ihn preis geben wolle.

Digitized by Google

fährlichen Posten man ihn gewiesen hatte. Fern von Intrigue, und schuldlos von dem Argwohn, der ihn vielleicht befeindet haben mogte, wagte er das Aeußerste, um ehrenvoll zu enden. Daß ihm dieses bestimmt sey, hatte er schon früherhin divinirt; denn er war zerfallen mit dem System, mit der Regierung, und seine Ansichten waren ganz republikanisch, wo es denn freilich manchen Anstoß geben mußte.

Daß er noch auf dem Markt von Saalfeld eine Flasche Champagner geleert haben solle, wie mehrere öffentliche Blätter damals behaupteten, ist eine grobe Lüge; und selbst, wenn es geschehen gewesen, könnte man deshalb ihm die Besonnenheit nicht absprechen. — Er suchte sich, als nun alles verloren war, zu retten. Auf einem lichtbraunen national-englischen Pferde *) suchte er sich zu retten, als er zu weit in die feindlichen Linien sich gewagt, und zu lange in Saalfeld sich aufgehalten gehabt. Es gelang ihm anfänglich, den verfolgenden Dragonern zu entkommen. Bald aber — der flammende Stern auf der Brust bezeichnete einen bedeutenden Führer — wurde er umritten, und ein französischer Sergeant (Dragoner zu Pferde) rief ihm zu: prennez pardon! — Der Prinz, in diesem furchtbar-entscheidenden Moment sehr exaltirt, erwiederte schnell:

*) Referent dieses hat das Pferd, welches noch gerettet wurde, und welches des Prinzen Bruder, Prinz August, sich wünschte, selbst auf dem Rückzuge am 17. October 1806 in Magdeburg gesehn, gesattelt und gezäumt, wie der Prinz herabgestürzt war.

Digitized by Google

je suis prince de Prusse; je ne prenderai jamais pardon! — und er suchte sich noch zu vertheidigen, bis eine Pistolenkugel der Feinde ihn rückwärts vom Pferde stürzte. Dieses jug fort, der hohe Leichnam aber war eine überraschende Beute der vordringenden Sieger.

Aber auch der Feind hatte Achtung vor dem Gefallenen. Er wurde nach Saalfeld gebracht, und dort feierlich bestattet. Die anwesenden Offiziere höhern Ranges folgten der Leiche, und es war ein unermeßliches Gedränge, den Leichnam im Sarge zu sehen. Ein jeder gestand, daß er nie einen schönern Todten gesehn habe. Rasch, wie sein ganzes Leben gewesen, war auch der Tod an ihm vorüber gegangen; von seinen fürstlich-großen Zügen war keiner entstellt. Die Herzogin von Coburg ließ die Stirn des Entseelten mit einem Lorbeerkranz umwinden, und auch die Feinde achteten diese Ehrenbezeugung, eben so wie sie es selbst betrieben, daß ihm Degen, Schärpe und Ordenschmuck auf den Sargdeckel gelegt wurden. Etwas von seinem Haupthaar als Erinnerung an den liebenswürdigen Prinzen zu haben, darum drängte man sich, und selbst die hohen Gewalthaber der französischen Armee hörten die Nachricht, von dem fast selbst gewählten Tode dieses jungen Mannes, der eine bessere Entwickelung seiner Talente verdient gehabt hätte, mit großer Betrübniß. — In der Schloßkirche zu Saalfeld wurde er beigesetzt, dicht daneben, wo ein tapferer Prinz von Sachsen-Coburg, der für das Haus Oestreich in dem letzten Türkenkriege ruhmvoll fiel, den langen Schlaf schläft.

Mit dem Hinsturz des Prinz Ludwig Ferdinand

war das Schicksal des Tages entschieden gewesen. Alles gerieth in Unordnung und zerstreute sich in regelloser Flucht. Als die Nachricht von seinem Tode in dem preußischen Feldlager ankam, soll man vielseitig gesagt haben: „es sey sein Glück, daß er dem Tode vorangeeilt; denn wenn er noch lebe, gebühre ihm die Kugel vor den Kopf, weil er wider Ordre vorgerückt gewesen, und dadurch nun die ganze Armee exponire.“ So viel ist gewiß, daß sein Vordrängen auf Saalfeld, wenn es mißglückte, wie es der Fall war, die Schlacht von Jena und Auerstedt nothwendig machte, deren Ausgang man leicht berechnen mogte, weil nach dem Gefecht von Saalfeld die preußische Armee nun schon gänzlich umgangen werden konnte; so viel aber ist auch gewiß, daß, wenn das Glück dem Prinz Ludwig wohl gewollt, wenn man statt der Auxiliartruppen ihm alte Kerntruppen in die Avantgarde gestellt hätte, er durch seine sehr wohl berechnete Disposition die Stellung bei Saalfeld behauptet und dadurch die ganze preußische Armee aus der Verlegenheit gerissen haben würde, in welcher sie schon früher sich befand. Diese Verlegenheit, welche aus dem Schwerfälligen der Bewegung und aus der Oekonomie in Hinsicht des Proviantwesens erwachsen war, kannte der Prinz sehr gut, und wollte eigenmächtig retten, wo er gegen die alten Formen der greisen Feldherrn nicht hätte durchdringen können. Es gelang ihm nicht; nun weihte er sich dem Tode. — Man suchte die Nachricht von seinem Tode im Hauptquartier dem Soldaten eben so gut zu verbergen, als den Verlust des Gefechts von Saalfeld; allein die Flüchtigen, welche auf die Hauptarmee sich warfen, verkündeten beides, und für den Gemeinen waren diese schwere Vorbedeutungen schon

Digitized by Google

das Signal zu allgemeiner Flucht und zum Versprengen der ganzen Armee.

Ein Augenzeuge sagt, als er von der Eröffnung der Schlacht von Jena (14. October 1806) schreibt: „Bange Ahnungen engten manchem von uns die Brust; denn die Bühne zum großen Trauerspiel war ja bei Saalfeld schon eröffnet worden, und der Haupt-Acteur war geblieben. Ich wage nicht zu viel, wenn ich sage: er wurde aufgeopfert. Denn das Hohenlohesche Corps war nicht zu weit entfernt, und es standen in dieser Gegend und um dieselbe Truppen genug, dem kühnen Helden zu Hülfe zu eilen; allein man machte nicht einmal eine Demonstration, geschweige, daß man thätige Hülfe absendete; da man doch wußte, daß sein ganzes Corps nur 8000 Mann *) stark war, und der Andrang des Feindes auf diesem, für die preußische Armee wichtigen Punkte, immer heftiger wurde. Man blieb also lieber in Unthätigkeit, gab dem Feinde seine Schwäche und Blöße deutlich zu erkennen, und that nichts!“

Unverantwortlich von den Führern wird es immer bleiben, daß der Prinz, als er Sukkurs begehrte, nicht unterstützt wurde. Unmuth und Verzweiflung gaben ihm daher den Tod. Gemeiner Hader und eine unei-

*) Dies ist ein Irrthum des Referenten. Der Prinz befehligte, die Sachsen einschließlich, an diesem für ihn entscheidenden Tage 13000 Mann.

trägliche Schwerfälligkeit der Führer, alte Gewohnheit und verrostete Meinungen hemmten das, was der helle Geist des Prinz Ludwig, der mit der Zeit fortgegangen war, im Auge gehabt hatte. Die Folge davon, daß man ihn nicht unterstützte in dem Augenblick der Gefahr, konnte nichts anders seyn, als die gänzliche Auflösung der preußischen Armee, und die französische Invasion. Er hatte die französische Kriegskunst der neuern Zeit wohl begriffen, und handelte darnach; aber es war ihm ja unmöglich gewesen, gegen die alten Puderköpfe der preußischen Armee (wie er sich ausdrückte) durchzudringen! — Hierbei verdient noch bemerkt zu werden, daß der Prinz schon längst gewöhnlich rundes Haupthaar trug. Bei der Parade u. s. w. mußte er denn aber doch ein kleines Zöpfchen sich unter der Halsbinde anlegen lassen, und er scherzte oft selbst darüber: daß es drollig genug aussehen müsse, wenn dieser Zopf fest liege, während der Kopf lebhaft sich bewege. Il faut faire bonne mine à mauvais jeu! — setzte er dann hinzu.

Dem preußischen Hofe und dem damaligen System desselben schien er immer abhold zu seyn, und seine lauten Aeußerungen darüber veranlaßten Spannung und Mißverhältniß aller Art. Seine Mutter, deren Liebling er war, suchte manches zu beschwichtigen; allein seine ausschweifende Laune, die man mitunter wohl Unart nennen konnte, setzte sich über alle Gränzen des Anstandes und der nothwendigen bürgerlichen Verhältnisse sehr oft hinweg.

Er hatte sehr viel Anlage dazu, auf einem Thron

Digitized by Google

als freier Herr bedeutend zu werden; als supprimirter Prinz fühlte er bei diesen großen Anlagen sich unglücklich, und daher kam denn auch die Veranlassung zu den wilden Ausschweifungen, welche das letzte verzweifelte Ziel des großen Talentes wurden.

Ein allerdings in vieler Hinsicht sehr richtiges Urtheil wird dahin über ihn gefällt: „Als Erbe eines nachgebornen Prinzen fand er für seine Fähigkeiten keinen angemessenen Wirkungskreis. Sein Unglück bestand in dem Mißverhältnisse seiner Kraft zu seiner allzu beschränkten Sphäre. Gerettet konnte er nur dadurch werden, daß er die Region der Kunst oder Wissenschaft lieb gewann. *) Er selbst hatte eine Ahnung hievon, indem er mehr als einmal ansetzte, um sich bis zu dieser Region zu erheben. Doch, in seiner ersten Erziehung war allzu viel verderbt worden, als daß er den nöthigen Athem hätte behalten können. Die Kunst, nachgeborne Prinzen zu erziehen, wird so lange ein Geheimniß bleiben, bis man die Bestimmung und das Wesen der Fürsten mehr ergründet hat; denn bis dahin kann man an jenen nur Verbrecher oder sogenannte Genußmenschen erziehen. Ich kenne in der Geschichte nur einen Prinzen, mit welchem Louis Ferdinand von Preußen auffallende Aehnlichkeit

*) Diese Bemerkung scheint sehr richtig zu seyn; die Erfahrung bestätigt sie. Prinzen von Talent und Kraft, welche aber keine Hoffnung zur Regentschaft haben, werden sehr häufig treue Verehrer der Kunst und Wissenschaft.

Digitized by Google

hat. Dies ist der Prinz Nicephorus Diogenes, dessen Character und Schicksal die berühmte Anna Comnena in dem Leben ihres Vaters so interessant beschreibt."

An dem preußischen Hofe netzten sich sehr viele Augen beider Geschlechter, als man das Schicksal des Prinz Ludwig, die Verzweiflung, mit welcher er dem Tod zuletzt aufgesucht hatte, erfuhr. Nur rauhe Härte konnte in der Familie und in der Umgebung des Hofes kalt und streng an seinem Tode vorüber gehn. Man fand auch wohl diese rauhe Härte. Eifersüchtige Ehemänner waren im Stillen froh, den Liebling der Frauen entfernt zu sehen, und nicht ohne Grund haben wir den Prinz Ludwig den zweiten Alcibiades genannt. Ob freilich Alcibiades auch so schonungslos über seine Abentheuer im Felde der Liebe gesprochen habe, als Prinz Ludwig es that, wenn er eine Bekanntschaft wieder aufgegeben hatte, das muß dahin gestellt bleiben; so viel ist aber gewiß, daß der Prinz, ohne des Genusses sich rühmen zu wollen, in Momenten der Leidenschaft sehr schonungslos über das weibliche Geschlecht und über Einzelne urtheilte. —

Das Privatleben des Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen enthält eine Menge von Zügen, wobei seine joviale Laune, oft aber auch seine jugendliche, abentheuerliche Lust deutlich sich ausspricht. Häufig aber auch sieht man das Hervorleuchten wahrhaft-fürstlichen

Digitized by Google

Edelsinnes. Einiges davon mag hier bemerkt werden.

Als in Berlin Werners „Weihe der Kraft" zuerst auf das Theater gebracht wurde, war ein großer Theil des Publicr damit unzufrieden, Luther hier auf den Brettern erscheinen zu sehen. Man suchte den Prinz Ludwig Ferdinand dazu zu reizen, die Stimmung einer bedeutenden Parthei öffentlich zu verkünden. Er ging darauf ein, und an einem Abend sah man einen glänzenden Fackelzug. Mehrere hundert Fackelträger zu Pferd umgaben einen großen Schlitten, in welchem maskirt Dr. Luther saß. Auf der Pritsche saß Katharina von Bora mit der Hetzpeitsche, und auf dem Sattelpferd des großen Schlitten saß eine hinten und vorn verwachsene weibliche Person, welche aus dem Privatleben Luthers bekannt seyn soll, mit der schwingenden Peitsche. So ging der Zug um das Schauspielhaus herum, und das Aufsehn, welches dieser Insult erregte, war von Bedeutung, um so mehr, da der preußische Hof reformirt, das Land aber lutherisch ist. Man glaubte dadurch eine Beziehung zu finden, wo doch nur der launige Einfall des Prinzen die freilich unziemliche Burleske bewirkt hatte. Der König selbst war zu dieser Zeit in Berlin nicht gegenwärtig, sonst würde Prinz Ludwig vielleicht nicht an der Spitze einer so übertriebenen Satyre haben stehen dürfen. —

Prinz Ludwig von Preußen kommandirte als Ge-

neral-Major ein in Magdeburg stationirtes Regiment der Infanterie. Zwei gute Stunden von Magdeburg hatte er ein Jagdschloß, „Schricke," eigenthümlich im Besitz, und verlebte hier seine besten Tage. Freilich ging man auch bei ihm oft erst zu später Abendzeit zur Mittagstafel. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1806 begleitete er, als er die Marschordre schon kannte, zwei Bekannte des Bürgerstandes, die ihm werth geworden waren, als sie Abschied von ihm nahmen, vor das Schloß, und sagte: „Ich will mir mein geliebtes „Schricke" noch einmal ansehn. Morgen verlasse ich es, und werde es gewiß nicht wieder sehn!"

Die Geschichte soll treu und redlich, aufrichtig über der Menschen Thun sich verbreiten, ohne Furcht und ohne Scheu, und darum fügt der Biograph aus eigner Wissenschaft hinzu:

Der Prinz sprach bei dieser Gelegenheit fast sarkastisch über die Anlage des Krieges gegen Frankreich, schien mit dem preußischen Hof in Unbill gerathen zu seyn, und schloß mit den Worten: „Ich werde fechten wie ein Verzweifelnder, aber ich werde den Sturz meines Vaterlandes, den ich voraus sehe, nicht ertragen können!"

Leidenschaftlich liebte er die Musik, und war selbst ein sehr ausgezeichneter Klavierspieler, und glücklicher Komponist. Er spielte so geistreich und schön, daß der

große Klavierspieler Wölfl, als er den Prinz spielen hörte, unumwunden, ohne alle Heuchelei, gestand, daß er selbst gegen dieses Meisterspiel noch ein Lehrling sey. Mehrere Stunden lang konnte er aber auch auf dem Instrument in Phantasien sich vertiefen, und er ließ sich ungern darin stören. Ohnerachtet er ganz für den großen Styl der Musik lebte, so war doch seine liebste Operette, so lange er in Magdeburg sich aufhielt, wo er niemals im Theater fehlte, das flach-alltägliche Gesangspiel: „die Schwestern von Prag.“ Während seines Aufenthalts in Magdeburg wurde dieses Stück auf sein Begehr vielfach gegeben, und der Prinz war gewöhnlich nicht etwa in der großen Loge, sondern im Orchester, wo er denn auch wohl selbst ein Instrument nahm, und mitspielte. — Den Kapellmeister Dusseck hatte er zuletzt förmlich für sich engagirt, und ließ ihn auf seinem Jagdschloß Schricke zurück, als die preußische Armee 1806 durch Thüringen den Franzosen entgegen marschieren wollte. So wenig der Prinz strenger Wirth war, so hielt er es aber doch für nöthig, seinem Haushofmeister zu befehlen, daß dem Dusseck täglich nur eine bestimmte Quantität Wein gegeben werden solle. *) —

Als Prinz Ludwig im Jahr 1793 in Frankfurt am

---

*) Dieses Quantum soll täglich gewesen seyn, außer dem Frühmahl, eine Flasche Medoc, zwei Flaschen Burgunder und eine Flasche Champagner.

Digitized by Google

Main, welches die Preußen besetzt hatten, sich befand, waren bald die ausgezeichneten Musiker um ihn versammelt, und nicht allein von seinem Spiel, sondern auch von seinem freien, liebenswürdigen Betragen bezaubert. Zu einem dieser Männer kam in dieser Zeit mit einem nicht unbedeutenden Empfehlungsschreiben ein fremder, armer, durch langwierige Krankheit herunter gekommener Musikus. Der Empfohlene gab eine Probe von seinem Spiel ab, und zeigte eine sehr schätzenswerthe Kunstfertigkeit. Der Protector versprach ihm daher, daß er ihn dem Prinz Ludwig von Preußen empfehlen wolle, und er that es. „Taugt er etwas?“ fragte der Prinz. Jener bejahete mit Enthusiasm, und der Prinz schlug vor, daß der Mann ein Konzert auf Abonnement geben solle. Er unterzeichnete sogleich einen Friedrichsd'or, besann sich aber bald anders und sagte: „Kündigen Sie in der Affische mit an, daß ich in dem Konzert eine Klavier-Sonate spielen werde; das will ich; vielleicht ist das dem armen Manne nützlich!“ — Die Unterschrift des Prinzen, und seine Mitwirkung gaben der Einladung ein entschiedenes Gewicht; wer auf Ton und Bildung Anspruch machte, subscribirte, und der Konzertsaal war überfüllt. Der Musiker spielte mit großem Beifall, und der Prinz spielte mit noch weit größerem die versprochene Sonate. Nach Ende des Konzerts wollte der durch den Prinz Ludwig wieder empor geholfene Musiker ihm danken: „Lassen Sie es gut seyn,“ lächelte Ludwig jovial, „ich freue mich, daß ich Ihnen nützlich seyn konnte; übrigens habe ich noch das Vergnügen, zu sehen, daß ich eine richtige Logik besitze. Das volle Haus befriedigte meine Erwartung; ich weiß, daß die Leute glauben, ein Prinz

Digitized by Google

muß alles besser verstehen, als andere ordinaire Menschenkinder, und folglich auch ein gewaltiger Musiker seyn. Sie haben mir Gelegenheit gegeben, mich von der Wahrheit der Hypothese zu überzeugen; dafür bin ich Ihnen Dank schuldig, und so lassen Sie uns abrechnen." Außerdem empfahl der Prinz den Musiker einem Reichsfürsten, in dessen Kapelle er anständig angestellt wurde. —

Nicht bloß bedeutender Musiker war der Prinz. In allen Fächern der Wissenschaft suchte er sich zu vervollkommnen, und sein vorherrschendes, glänzend-großes Talent unterstützte ihn in dieser Lust und diesem Trieb, so man bei ihm genial nennen darf. So lernte er als General-Lieutenant noch die griechische Sprache. Es war dies während seines Aufenthalts in Magdeburg, und Delbrück (damals Rector am Pädagogium Kloster unseren lieben Frauen, nachher Erzieher des Kronprinz von Preußen), ohne Zweifel einer der elegantesten, geschmackvollsten Literatoren der neuern Zeit, gab dem Prinz Unterricht darin. In ganz kurzer Frist brachte der Prinz es so weit, daß Delbrück mit ihm den Homer in der Ursprache lesen konnte. —

Seine Finanzen waren oft sehr zerrüttet, denn ein so liberaler Mann, wie er, der allen Menschen wohl

Digitized by Google

wollte, hätte Millionen in einem Tage durchbringen können. Man durfte ihn allerdings einen Verschwender nennen, aber er war ein sehr edler Verschwender. Für sich selbst gebrauchte er im Ganzen genommen wenig, und die innere Einrichtung seiner Wohnung war überall einfach, zwar geschmackvoll, aber nie überladen, nie fürstliche Pracht zeigend. In Magdeburg, in dringender Geldnoth sich befindend, wandte er sich einstmals an seinen Vater, den Prinz Ferdinand, und durch andere, hinzukommende Verwendungen fand sich der Vater, der in dem Ruf eines sehr kargen Mannes stand, bewogen, den Sohn aus seiner Verlegenheit zu reißen. Er sandte ihm daher durch einen Leibjäger hundert Friedrichsd'or, um davon seine Schulden zu bezahlen, — ein Tropfen Wasser für einen Fieberkranken. Der Prinz schenkte auch sogleich die Goldrolle dem Leibjäger, der sie ihm überbracht hatte, als don gratuit. —

Er war während des Revolutionskrieges in Minden. Ein dort anwesender Emigrant, der in Frankreich alles zurückgelassen, und nur das nackte Leben gerettet hatte, wandte sich mit der Bitte um Unterstützung an den Prinz Ludwig. „Wer waren Sie in Frankreich?" fragte ihn der Prinz. — Kaufmann, wohlhabend zu nennen, Besitzer eines Hauses und eines Materialladens — erwiederte jener. „Ungefähr von jenem Kaliber?" fuhr der Prinz fort, und zeigte aus dem Fenster nach dem Hause gegenüber, in dem

Digitized by Google

ein Materialist wohnte, und einen kleinen Laden hielt. Der Emigrant bejahete. „Warten Sie," sagte der Prinz, sich entfernend. Bald kam er zurück und sprach: „Das Haus da drüben ist Ihr Eigenthum; nach acht Tagen können Sie einziehn." Er war hinüber gegangen, und hatte den Kaufmann bewegt; das Ganze, wie es war, für den Emigranten um den Preis von 10000 Thalern zu überlassen; und doch war er selbst in diesem Augenblick nicht reich. *)

„Ich wünschte wohl jährlich eine Million zu meiner Disposition zu haben, bloß um alles um mich her sorgenlos zu wissen!" sagte er öfters.

Im Sommer 1806 war er in Berlin. Durch öffentliche Blätter wurde das Publikum vor einem tollen, genau bezeichneten Hunde, der umher laufe, und schon

---

*) Die Wahrheit dieses eben angeführten Zuges kann der Biograph nicht ganz verbürgen. Was er über den Prinz sagt, hat er meist aus eigner Wissenschaft. Jedoch ist dieser, aus einem der ersten Blätter Deutschlands de 1807 entnommene Zug nicht zu übergehen gewesen.

Digitized by Google

Schaden angerichtet habe, gewarnt. An demselben Nachmittage, als der Prinz die Warnung gelesen, stand er in der Lindenstraße vor dem großen Gasthofe, die Sonne, als vom Brandenburger Thor her ein Hund, wie der bezeichnete, gelaufen kam. Kaum sah der Prinz den Hund, als er auch gleich ihm nacheilte, ihm in den Nacken packte, und so lange fest hielt, bis ein herzueilender Polizeidiener das Thier in Augenschein nehmen konnte. Dieser fand sogleich, daß dieses der Hund nicht sey, auf welchen man aufmerksam gemacht habe; der Prinz ließ das Thier daher wieder los, und wandte sich mit den Worten: „Recht dumm! Ich freute mich schon, etwas Gutes gethan zu haben!“ —

Der Prinz Ludwig war ein sehr beherzter, erfahrner und schöner Reiter. In letzterer Hinsicht bewährte er es, daß der Reiter das Pferd, und nicht das Pferd den Reiter zieren muß. Uebrigens aber war auch sein Marstall mit den feinsten Pferden besetzt, und er sparte keine Kosten, ächt-englische Race in seinen Ställen zu sehen. Obschon dies die größte Liebhaberei des Prinzen war, und ihm einst seine schönsten Reitpferde in Hohenziatz durch die Unvorsichtigkeit der Stallknechte im Stall, der in Feuer aufging, verbrannten, so ertrug er doch diesen Verlust mit Mäßigung, und verzieh sogar den unvorsichtigen Dienstleuten. — Von seiner Geschicklichkeit im Reiten nur dieses. Seit vielen Jahren hatte er ein schwarzes, englisches Pferd, das nun bereits ausgedient zu haben schien. Dennoch wettete der

Prinz, daß er sich auf das ungesattelte Pferd verkehrt setzen, statt des Zügels einen seidenen Faden an die Trense (Gebiß) gebunden, in die Hand nehmen, und so mit dem Schwarzen über eine Barriere, etwas über vier Fuß hoch setzen wolle; wenn der seidene Faden reiße, oder der Reiter herabfalle, so sey die Wette verloren. Der Schwarze sprang, der Reiter blieb sitzen, der seidene Faden hielt, und der Prinz gewann seine Wette. —

Von seiner Unermüdlichkeit im Reiten folgendes. Er war, wie wir gehört haben, bei den preußischen Truppen gewesen, welche die Demarkationslinie bis Hamburg hin zogen, und in Hamburg selbst hatte er nicht allein viel Geld verschwendet, sondern auch eine Verbindung angeknüpft, welche der Hof für zu folgereich hielt, als daß er der Fortsetzung dieser Verbindung nicht hätte Hindernisse in den Weg legen sollen. Der Prinz, in die Garnison Magdeburg zurück gekehrt, erhielt Stadtarrest, und an den Thoren hatten die Schildwachten sogar die Ordre, den Prinz, wenn er durchreiten wollte, zurück zu weisen. Außerdem hielt der Gouverneur, Feldmarschall v. Kalkstein, und der Inspecteur, Herzog von Braunschweig, streng darauf, daß der Prinz jeden Morgen um eilf Uhr bei der Parade erschien, wo ordnungsmäßig jeder Offizier zu erscheinen verpflichtet war. Der Prinz erschien zwar regelmäßig auf der Wachtparade, aber er umging doch den Stadtarrest. Ein anderer Gegenstand fesselte ihn jetzt statt der schö-

Digitized by Google

nen Niederländerin, die er in Hamburg kennen gelernt, und so viel ist gewiß, daß er — Berlin ist von Magdeburg 18 Meilen entfernt — öfters seine raschen Reitpferde in gerader Richtung als Relee vorausschickte, nachdem er auf der Wachtparade gewesen, sich in Bürgerkleidung warf, zum Thor hinaus ritt, und am folgenden Morgen doch wieder auf der Parade zu Magdeburg als Prinz und General erschien. In diesen 23 Stunden war er also nach Berlin hin und zurück geritten, und hatte dort incognito doch gewiß mehrere Stunden sich aufgehalten. Eine riesenhafte Natur gehört dazu, solche Ermüdungen öfters zu wiederholen, und nicht zu unterliegen. — Eben so war es für ihn ein Lieblingsvergnügen, bei der Feldjagd zu Pferde die Hasen ohne Hund zu verfolgen, und sie mit der Hetzpeitsche zu ereilen. Es mag wenige Reiter geben, die ihm in den verwegenen Ritten dieser Art nachkommen. —

Wir kommen bei dieser Berührung auf seine Jagdliebhaberei. Diese war ihm fast Leidenschaft. Er war seines Schusses so gewiß, daß er der Schildwacht öfters einen Species-Thaler in die Hand gab, und wenn der Soldat in der Spitze der Finger des ausgereckten Armes die Münze hielt, nachdem der Arm fest angelehnt war, schoß der Prinz die Münze heraus, und diese gehörte dann dem Soldaten. Das Vertraun zu diesem Schuß, der an Wilhelm Tell erinnert, war in der Garnison bald so groß, daß kein Soldat mehr bei diesem verwegenen Versuch die geringste Furcht be-

Digitized by Google

zeigte. — Das Gut Schricke hatte er bloß der schönen Jagd wegen an sich gekauft, und außerdem ertheilte ihm der König die Jagd in den bedeutenden Revieren der Kolbitzer Forst. Da bildete er denn auch ein bedeutendes Jagdgestell, welches nennenswerth geworden seyn würde, wenn die Invasion der Franzosen im October 1806 nicht den ganzen Wildstand, der bereits vielen kostbaren Aufwand gemacht, gestört hätte. —

Ludwig war, wie alle große, geniale Menschen, zwar kein leidenschaftlicher, aber ein wilder Spieler, und daher verlor er in der Regel, und verlor viel. Ein großer Theil seiner zurückgelassenen Schulden entspringt von diesem Unglück im Spiele. Seine nächsten Umgebungen ließ er aber auch sehr oft absichtlich gewinnen, um ihnen das, was er ihnen gern geben wollte, zuzuspielen, und ihnen den Dank zu ersparen. — Im Genuß geistiger Getränke war er zwar nicht zu mäßig, aber auch nicht unmäßig. Man hat ihn nie so berauscht gesehen, daß der Gott Bachus sich der Freiheit seines Sinnes bemächtigt gehabt hätte. Die Vorwürfe, welche ihm von Unberufenen darüber gemacht werden, sind ungegründet. Er war leidenschaftlich, unzufrieden mit seiner Lage; das hat man oftmals für einen Rausch angesehn. — Er blieb unverheirathet; übrigens war er aber nicht Verächter des weiblichen Geschlechts, wie schon früherhin angegeben worden.

Mit dem Hofe war der Prinz Ludwig selten in ganz genauem Einverständniß, und späterhin als General war er es nie mit dem Inspecteur, dem Herzog von Braunschweig. Seine hochfliegenden Talente setzten sich über alle Formen hinweg. Nur der Artigkeit des Herzog von Braunschweig hatte er von dem Jahr 1802 bis 1806 es zu danken, daß manche Ausschweifungen, manche Subordinationsfehler, die er beging, nicht angezeigt wurden. Bei den großen Musterungen, die der Inspecteur des Morgens ganz früh hielt, hatte der Prinz gewöhnlich noch nicht geschlafen; was Tag und Nacht war, das wußte er eigentlich nicht. Durch narkotische Mittel angestrengt, setzte er sich dann zu Pferde; aber, so liebreich er sonst war, — vor der Front erschien er eben so strenge, wie der Herzog von Braunschweig, den man nicht wieder kannte, wenn er die Linien musterte. Er wußte den Dienstmenschen von dem wirklichen Menschen sehr wohl zu unterscheiden, und wenn ihm auch der letztere lieber war, so vergaß er doch Rang und Würde nie, sobald er in Rang und Würde sich zu zeigen hatte. Nie hat er wohl die Würde eines preußischen Prinzen glänzender dargestellt, als bei der großen Heerschau zu Koerblitz im Frühjahr 1804, wo er den französischen Generalen, die von Hannover ab zu dieser Heerschau sich eingeladen hatten, zur Seite gegeben wurde. Der jetzige Kronprinz von Schweden, damals General Bernadotte genannt, hatte die Besitznahme Hannovers in dem englisch-französischen Kriege geleitet, und wurde auf dem Schloß Pietzpuhl nahe bei dem preußischen Lustlager erwartet. Er kam aber nicht (es ist unbestimmt geblieben, ob er nicht incognito dort gewesen sey), wohl aber die Generale Berthier, Rivoud,

Michaud u. s. w. mit einem nicht unbedeutenden Gefolge. Obschon die Unterhandlung wegen Hannover schon im Werke war, so empfing man sie, die alle sonst am preußischen Hofe üblichen Folgen zu verhöhnen schienen, doch sehr kalt, und Prinz Ludwig zeigte bei dieser ihm aufgedrungenen Begleitung musterhaft hohe Würde, Vaterlandsliebe und die Mäßigung verhaltenen Grolles.

Prinz Ludwig war ein sehr wohl gewachsener, etwas hagerer Mann von bedeutender Größe. Was für ihn allgemein interessiren mußte, war seine Figur, seine glücklich aufgefundene Haltung des Körpers, und sein wohl geformtes Gesicht. So lustig vielleicht der Prinz auch in dem Privatleben seyn konnte, so lag doch bei der Ostentation in seinem Gesicht die Wahrheit des Zwecks seines Berufs so deutlich, daß ihm die Achtung zu Gebot stand. Mogte er auch ausschweifen; das Formenwesen beobachtete er immer genau, und daher fand man ihn nie — nach Art der Schwärmer — unordentlich in der Kleidung. Er war, ohne geziert und manierirt zu seyn, allen jungen Offizieren ein Muster für Kleidung und Haltung. Sein Gesicht war in den letzten Zeiten allerdings etwas verlebt, aber seine Haltung des schön gebildeten Körpers blieb immer dieselbe. Seine Stimme war hohl, aber volltönend; er sprach gern, ohne Schwätzer zu seyn; eher war er sarkastisch, aber in der gutmüthigen Art. — Der Geringste und der Höchste, Europa und Südindien waren ihm gleich;

Digitized by Google

Kosmopolit im vollen Sinne des Worts, kam er oft in Widerspruch mit seinen Erziehungsgrundsätzen, mit dem Fürstencharacter.

Sein Plan ging weiter hinaus; da er selbst nicht mehr ist, kann die Geschichte nichts darüber sagen. So viel aber kann bemerkt werden, daß, wenn er nicht bei Saalfeld sich übereilt hätte, er der Entwickelungsperiode von 1813 voranzueilen gestrebt haben würde. Er war ein Anlehnungspunkt, dessen Verlust jeder Redliche beklagen muß. Einem Schill und Oels würde Prinz Ludwig gewiß nicht den Vorrang gelassen haben, und seines Namens, seines Aufrufs hätte es nur bedurft, um große Massen streitlustiger Krieger in den hohlen Lägern zu vereinen. Gefährlich aber würde es gewesen seyn, eine neu aus sich selbst sich bildende Armee einem Prinz Ludwig anzuvertrauen; das, was seit langen Jahren schon in ihm jährte, das Streben nach Herrschaft und Independenz hätte er dann bei der mißlichen Lage der damaligen preußischen Verhältnisse höchst wahrscheinlich in Wirksamkeit gesetzt, und vielleicht eben darum, weil man dieses Streben wohl kannte, erhielt er in dem Feldzuge von 1806 die Avantgarde und nicht die Reserve. Bei jener hatte man ihn stets im Auge; letztere hätte er, wenn die Hauptarmee in einer Hauptschlacht geworfen wurde, wie es geschah, willkührlich benutzen können. Hätte Prinz Ludwig den Befehl der Reserve bei Halle gehabt, er hätte ohnfehlbar unter seinem Kommando eine große Armee unter den Wällen von Magdeburg gesammelt, und mit dieser Armee unabhängig gehandelt; eine Hauptarmee existirte nicht mehr, und die Willkühr, nach welcher er

rang, wäre ihm in die Hände gegeben gewesen. Das Fatum entschied anders; sein Name wird noch lange genannt werden als der eines liebenswürdigen, talentvollen, kenntnißreichen, humanen Prinzen; es war gut, daß der Tod ihn hinnahm. Späterhin würde er, unzufrieden mit der ganzen Welt, unbefriedigt von seinen Anforderungen an die Natur, Menschenfeind geworden seyn, und gewünscht haben, seinen Geburtsbrief zerreißen zu dürfen.

Digitized by Google

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Heinrich der Löwe

in

Ein und zwanzig Gesängen

mit

historischen und topographischen Anmerkungen

von

Stephanus Kunze,

Prediger in Schlanstedt bei Halberstadt.

3 Theile.

Velinausgabe 5 Rthlr., weiß Druckpapier 3 Rthlr. 16 Gr.

Hildebrandt, C., die Einsiedler auf Spitzbergen. 1 Rthlr.

Derselbe, der Schiffbruch. 1 Rthlr. 4 Gr.

Digitized by Google

Klosterſturm, der, oder wunderbare Rettung aus dem Schlachtgetümmel. Roman vom Verfaſſer des Pfarrhauſes zu Remsdorf. 3 Thle. 3 Rthlr. 6 Gr.

Müller, H., die Pſalmen, zu Religionsliedern, dem Zeitgeiſt gemäß, bearbeitet. Ein Büchlein zur Stärkung des Heiligen im Menſchen. 12 Gr.

Pontolino, der furchtbare Räuberhauptmann, oder die Schreckniſſe der Teufelsgrotte. 2 Thle. 1 Rthlr. 12 Gr.

Geſchichte der Erfindungen in allen Theilen der Wiſſenſchaften und Künſte von der älteſten bis auf die gegenwärtige Zeit. In alphabetiſcher Ordnung. Von J. A. Donndorff. 4 Bde. gr. 8. 8 Rthlr.

Der Herr Verfaſſer, welcher dem Publikum ſchon durch ſeine vielen literariſchen Arbeiten rühmlichſt bekannt iſt, hat hier ein Werk geliefert, welches man einzig in ſeiner Art nennen kann. — Die Geſchichte der Erfindungen iſt hier in gedrängter Kürze vorgetragen, alle Weitläuftigkeit und Nebenumſtände, welche das Werk ohne Noth voluminös machen, und daher vertheuern müßten, ſind weggelaſſen, und nur das iſt geſagt worden, was unmittelbar zum Zweck führt: nemlich Wißbegierde zu befriedigen und Unterhaltung zu gewähren.

Digitized by Google

Es ist deshalb nicht nur als ein Lexicon der Erfindungen, sondern als ein nützliches Lehr- und Lesebuch zu betrachten. Das Ganze enthält über 4000 besondere Artikel. — Dieses Buch sollte nicht allein in den Händen der Gelehrten, Pädagogen, Künstler, Kaufleute und Fabrikanten seyn, sondern jeder Gebildete wird Belehrung und Unterhaltung darin finden.

Digitized by Google

Magazin

der

Biographien

denkwürdiger Personen

der

neuern und neuesten Zeit.

Ein

historisches Journal in zwanglosen Heften

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Dritten Bandes zweites Heft.

Quedlinburg 1817,

bei Gottfried Basse.

Digitized by Google

I.

Gottfried Christoph Beireis.

Nasci poena, labor vita, necesse mori!

Digitized by Google

Digitized by Google

Gottfried Christoph Beireis.

Um den Gang der Entwickelung und Ausbildung eines merkwürdigen Mannes, so wie die Wirksamkeit desselben und ihren Einfluß auf seine Zeitgenossen historisch richtig darzustellen, ist es nöthig, daß man sein Leben und Wirken mit Klarheit überblicke. Wohlthuend für Geist und Herz ist dieser Ueberblick, wenn mit demselben das Bild des Mannes, welchen wir betrachten, unentstellt vor uns steht, und Licht und Schatten in unverfälschter Mischung sich vor uns entfalten. Der Biograph wird dann weder zum Panegyristen, noch zum Strafredner seines Helden werden. Erscheint uns aber der Mann, welchen wir schildern wollen, gleich einer Nebelgestalt, welche durch eigne und fremde Hand den Wolkenschleier über ihre Züge gebreitet trägt, so dürfen wir nur mit Mißtrauen und verdoppelter Vorsicht uns an das Gemälde wagen.

Digitized by Google

Beireis gehörte zu den Männern, welche, zum Theil durch eigenes Verschulden, in den Nimbus des Wundervollen gehüllt auftraten, um der Welt für außerordentliche Erscheinungen zu gelten. Er würde, wenn er sich nur für den Mann ausgegeben hätte, der er wirklich war, im Leben und nach seinem Tode als ein liebenswürdiger, überaus gefälliger, eben so thätiger und nicht gemeiner Gelehrter geschätzt worden sein. Aber gerade sein eifriges Bemühen, sich über die übrige Gelehrtenwelt zu erheben, Nachrichten über seine Herkunft und Jugend entweder zu unterdrücken oder durch abentheuerliche Erzählungen zu entstellen, um auch dadurch die Bewunderung Anderer zu erhöhrn: gerade dieses Bestreben hat ihn zum Theil um die Achtung gebracht, welche man in der That seinem Charakter und seiner Gelehrsamkeit schuldig ist. Und dadurch wird denn auch seinem Biographen, welcher mit einer Menge alberner Geschichtchen und abentheuerlicher Erdichtungen, die zum Theil freilich aus dem eigenen Munde desselben ihren Ursprung herleiten, zu kämpfen hat, die Arbeit sehr erschwert. In Ermangelung ausführlicher authentischer Nachrichten über das Leben und Wirken dieses, in vielem Betrachte sehr merkwürdigen Mannes, werden sich unsere würdigen Leser daher begnügen, hier das Zuverlässigste, großentheils aus mündlicher Mittheilung geschöpft, nach sorgfältiger Prüfung zusammengestellt zu sehen. Daß ein großer Theil desselben mehr Charakteristik, als Biographie im strengsten Sinne des Worts ist, war nicht anders möglich, da die Geschichte jenes Mannes minder reich ist an außerordentlichen, in das Leben eingreifenden Begebenheiten und Thaten, als an charakteristischen Zügen und Eigenthümlichkeiten,

Digitized by Google

welche die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Menge auf sich gezogen haben.

Gottfried Christoph Beireis ward den 2ten März 1730 in der vormaligen freien Reichsstadt Mühlhausen, einem alten Orte im sogenannten Eichsfelde, jetzt preußischen Antheils, geboren. Sein Vater war Bürgermeister zu Mühlhausen gewesen, mithin nicht ohne Antheil geblieben an den langwierigen Streitigkeiten, welche dort zwischen Rath und Bürgern bis zum Jahre 1735 dauerten. Vielleicht daß dieser Umstand mitgewirkt hatte, ihn in die äußerst dürftige Lage zu versetzen, in welcher er seiner Gattin, nebst den noch unmündigen Kindern schon in der Jugend unseres Beireis durch den Tod entrissen wurde. Schon der Vater hatte sich fleißig mit Pharmacie beschäftigt, und dadurch unstreitig den ersten Grund zur nachmaligen eifrigen Liebe seines Sohns für Chemie und Naturkunde gelegt. Auch schrieb der Aberglaube seiner Zeit dem Vater unsers Beireis außerordentliche Kräfte zu, z. E. das Besprechen des Feuers. Er wurde bei entstehender Feuersgefahr überall in der Gegend zu Hülfe gerufen. Jeder, welcher von seinen Wunderkräften gehört hatte, folgte ihm gern, und gewöhnlich wurde durch seine Vermittelung der Brand gelöscht. Ein benachbarter Fürst gebot sogar seinen Unterthanen, dem Bürgermeister von Mühlhausen bei eintretender Feuersgefahr unbedingte Folge zu leisten. Hier finden wir bereits in der Bewunderung des Vaters den ersten Antrieb des jugendlichen Gemüths die Aufmerksamkeit der Menge auch einst durch außerordentliche Thatkraft auf sich zu lenken. Die Folge wird es lehren, daß es der Sohn dem Vater noch zuvorthat.

Digitized by Google

Da der Knabe schon früh seltene Anlagen zeigte, so fand der Vater eine Lieblingsbeschäftigung darin, sich mit demselben in den Stunden der Erholung über seine Lieblingsbeschäftigung und andere nützliche Dinge zu unterhalten. Vielleicht, daß auch dieser Vorzug, welcher unser Beireis im älterlichen Hause vor seinen Geschwistern genoß, schon früh den Hang in ihm nährte, vor Andern zu glänzen und Aufsehn zu erregen. Er selbst behauptete als Knabe von Vaucansons Automaten, deren Verfertigung in seine früheste Jugendzeit fällt, gelesen und dabei ausgerufen zu haben: „Vater, die muß ich haben!“ Der Vater habe ihm dieses unbesonnene Verlangen hart verwiesen; auf die Versicherung seines noch jungen Sohns aber, sich jene Kunstwerke durch jegliche Anstrengung verschaffen zu wollen, dem Knaben wieder Muth eingesprochen und ihn geküßt.

In seinem zwölften Jahre wurde nach seiner eigenen Angabe ein fehlerhaft angelegt Kirchengewölbe, welches mehrmals eingestürzt war, endlich richtig aufgebauet, und trotzte seitdem der Zerstörung: ein Beweis, daß sich das außerordentliche Talent des tiefblickenden Forschers schon im zarten Kinderalter auf dieselbe schimmernde Weise hervorthat, als in seinen spätern Jahren. Wären jedoch auch diese und ähnliche Anekdoten, welche die frühzeitige Entwickelung der Talente unseres Beireis darthun sollen, durch seine eigene Mittheilung wirklich nicht als wahr begründet, so sind darum seine vorzüglichen Geistesgaben nicht weniger zuverlässig. Aber dem Vater war es nicht vergönnt, den aufstrebenden Geist seines Lieblings zur Reife gedeihen zu sehen. Er starb, noch ehe derselbe zur Universität abgehen konnte, und hinterließ seine Familie in wahrhaft dürftigen Um-

Digitized by Google

ständen. Am meisten verlor durch den frühzeitigen Tod des geliebten Vaters sein Liebling, Gottfried Christoph, an welchen derselbe mit inniger Freude sein Herz gekettet hatte. Die lehrreichen Unterhaltungen, welche auch aus dem Gebiete der Pharmacie den ersten Funken des Lichts in seine empfängliche Seele übergetragen hatten, waren nun für immer abgebrochen. Die Hoffnung von einem so zärtlichen Vater auf jedem nur zu eröffnenden Wege in seiner wissenschaftlichen Laufbahn einst gefördert zu werden, war dahin. Für einen so wißbegierigen Knaben, als Beireis damals war, mußte der Verlust eines solchen Vaters sehr schmerzhaft seyn. Beireis genoß seitdem den Unterricht vier verschiedener Lehrer, wahrscheinlich in einer höhern Schulanstalt seines Geburtsorts, wo er sich mit unermüdetem Eifer für die höheren Studien vorbereitete, und früh schon die Bequemlichkeiten und gemeinen Genüsse des Lebens, welche ihm sein späteres Loos reichlich hätte gewähren können, entbehren und, bei einem höher strebenden Geiste auch bald verachten lernte.

Er trat nun in eine gewisse Abhängigkeit von einem reichen Oheim, welcher ihn für die theologischen Studien bestimmte, ungeachtet er sich nicht dazu geneigt fühlte. Von diesem unterstützt, bezog Beireis zuerst die Universität Jena, wo er sich der Theologie mit allem Eifer widmete, so daß ihn der Oheim bald als Kandidaten des Predigtams wiedersah. Schon als Student hatte er selbst wiederum, man weiß nicht, aus welcher Quelle, seine nothleidende Mutter unterstützt. Wir heben diesen Zug vorzüglich als ein gegen die vielen, zum Theil sehr harten Vorwürfe, welche seinem Herzen gemacht worden sind, kräftig redendes Zeugniß um so

Digitized by Google

lieber hervor, weil er den Jüngling schon von einer edleren Seite schätzen lehrt. Da inzwischen das Studium der Theologie seiner Neigung durchaus nicht entsprach, vielleicht auch weil ihn sein rastloser Eifer immer weiter fortriß, und noch mehr, weil ihm das Andenken an den früh verlornen Vater noch immer mit Liebe an die Naturwissenschaften fesselte, so ging er zu andern Studien über. Nach eigner Erklärung versuchte er es mit der Jurisprudenz eine kurze Zeit, überzeugte sich aber bald, daß er hier in seiner Wahl wieder einen Mißgriff gethan habe, und fühlte sich gedrungen, auch das Studium der Rechte wieder mit einem andern zu vertauschen, welches seiner Neigung angemessener war. Dieser vielfache Wechsel der Studien konnte für einen so gründlich forschenden Geist, als Beireis ihn stets bewährte, nur von wohlthätigen Folgen sein. Er genoß die Vortheile desselben, ohne seine Nachtheile zu erfahren. Seine Kenntnisse gewannen an Umfang und Fülle, und vereinigten sich, ihm einen seltnen Ueberblick über das ganze Feld des menschlichen Wissens zu verschaffen. Selbst die seinen Berufsstudien fremden Wissenschaften pflegte sein unermüdeter Fleiß. Er sammlete einen schätzbaren Vorrath mathematischer Kenntnisse, und wußte denselben, wenn er auch nicht hinreichte, um damit vor einem Archimedes oder Newton zu glänzen, im praktischen Leben, wie in seinen theoretischen Forschungen in der Folge geschickt zu gebrauchen.

Hatte diese vielseitige Bildung irgend einen Nachtheil für ihn, so war es vielleicht der, eine Eitelkeit in ihm zu nähren, welche, so unschädlich und gefällig sie

sich auch stets zeigte, dennoch vielfältig dazu beigetragen hat, den Biedermann zu verkennen.

Die ersten Schritte, sich zum Polyhistor zu bilden, waren geschehen: vielleicht daß jetzt in der Seele des jungen Beireis der Gedanke lebendig wurde, gleich einem Conring alle Fakultäten des menschlichen Wissens durchzuarbeiten. Die Liebe zur Naturwissenschaft und Chemie, welche er im väterlichen Hause eingesogen und mit zur Universität gebracht hatte, war auch jetzt noch nicht in ihm erloschen. Es bedurfte nur einer äußeren Anregung, um sich den wißbegierigen Jüngling jetzt dem Aesculap in die Arme werfen zu sehen. Die Fama weiß auch darüber nähern Aufschluß zu geben.

Ein Bruder unseres Beireis, erzählt man, diente damals, im siebenjährigen Kriege, als Offizier im Heere des gefeierten Erbprinzen, nachmaligen Herzogs von Braunschweig, und hatte das Glück, demselben in dem Augenblicke, wo sich der Prinz in Gefahr befand, gefangen zu werden, Freiheit und Leben zu retten. Allein er that es mit eigner Aufopferung; er starb am andern Tage an seinen Wunden. Der Prinz, von den Gefühlen des Danks durchglüht, fordert den Sterbenden auf, jeden Beweis seiner Erkenntlichkeit zu fordern, und dieser, von den Freuden der Erde scheidend, empfiehlt dem Erbprinzen seinen Bruder. Durch den Verlust seines braven Bruders erkaufte nun unser Beireis die Huld eines deutschen Fürsten, welcher er sich würdig zeigte, so lange er lebte. So erhebt sich ein Haupt, wo ein anderes fällt; auf dem Grabe des Abgeschiedenen erblühet die Hoffnung und das Glück des zurückbleibenden Erdensohns gleichwie der neu erbauete Pal-

Digitized by Google

lasst sich strahlend über den Trümmern der Vergangenheit erhebt. Nichts von dem gerechten Schmerze des nun auch verewigten Beireis über den zweiten harten Verlust, welchen er erlitt! Er sollte der Prüfungen dieser Art noch mehrere erfahren, denn bald nach dieser Zeit starb auch seine Mutter, welcher er bis dahin durch die edelste Freigebigkeit das Gefühl der kindlichen Liebe, welches sein Herz beseelte, thätig bewiesen hatte. Dieser frühe Verlust der Seinen war es vielleicht, welcher ihn seiner Vaterstadt so ganz entfremdete, daß er späterhin nicht gern von Mühlhausen sprach, und selbst von seinen noch lebenden Verwandten nicht einmal gern etwas hören wollte. Sey es, daß die wachsende Eitelkeit, in der Bewunderung der Menge auch durch das Geheimniß seiner Herkunft und Geburt zu steigen, nicht ohne Antheil daran war; er hatte ja das Liebste, was ihm dort am Herzen liegen konnte, verloren. Dagegen eröffnete ihm die durch das Verdienst seines tapfern Bruders gewonnene Freundschaft des Erbprinzen von Braunschweig einen erfreulichen Blick in die Zukunft. Es konnte ihm nun sein Lieblingswunsch gewährt werden, nach Jena zurückzukehren, um sich dort den medicinischen Studien zu widmen. Reichlicher unterstützt betrat er jetzt die neue Bahn wissenschaftlicher Forschungen, welche seinem Geiste erwünschte Nahrung darbot, und er verfolgte dieselbe nun mit einem in der That seltnen Eifer. Der Leichtsinn, mit welchem mancher Jüngling sich den vorüberrauschenden Freuden des Lebens, zumal in den Universitätsjahren, in die Arme wirft, blieb seinem Herzen fremd. Er hatte den Zweck des Lebens aus einem höhern Gesichtspunkte aufgefaßt, und lernte bei seinem ungetheilten Hange das Feld des Wissens, welchem er einmal seine Kräfte widmete, so weit

Digitized by Google

anzubauen, als er vermogte, vielleicht auch den Kampf nicht einmal kennen, welchen der gewissenhafte und besonnene Jüngling gegen die Reize des Weltlebens zu bestehen hat. Er durfte sich nicht von den Zerstreungen lärmender Feste erholen, um seinen Geist für ernste Studien zu sammeln; das Loos seiner Jugend hatte ihn den Reizen solcher Genüsse entfremdet. Dahingegen war er, nach eigener Versicherung, den Künsten der Gymnastik niemals abhold gewesen, weil diese den Körper stählen und den Gliedern Gewandtheit verschaffen, ohne den Geist zu ermüden. Mit diesem beneidenswerthen Temperamente arbeitete Beireis der Vollendung seiner Studien zu Jena entgegen.

Im Jahre 1754 verließ er diesen Musensitz, nachdem er in allen Fächern des medizinischen Studiums, vorzüglich aber in der Chemie und Physik, bereits manchen tiefen Blick gethan hatte, und ging in das nachmalige Erbland seines Gönners. Die Universität Helmstädt wurde nun der Schauplatz seines Wirkens. Achtungswerthe Männer, welche ihn damals gekannt haben, versichern, daß er bei seiner Ankunft zu Helmstädt in der praktischen Arzneikunde noch zurück gewesen sei. „Er war damals von der Ruhr befallen," sagt der Leibarzt Dr. Brückmann in Braunschweig, welcher ihn um diese Zeit kennen lernte; „aber er wagte es nicht, sich selbst etwas zu verordnen." Hierin scheint mir mehr ein Lobspruch, als ein Tadel des verewigten Beireis zu liegen. Nahm er damals in seiner Noth seine Zuflucht zu Andern, welchen er mehr Kopf und Geschicklichkeit zutrauete, so hatte er noch nicht den eiteln und hochgebrüsteten Sinn, welchen ihm spätere Jahre vorgeworfen haben, und die zuvorkommende Be-

Digitized by Google

wunderung und das gefällige Lob der Menge, welche hier dem verdienten Manne die schwache Seite abgewann, hatte vielleicht eben so großen Antheil an seinen spätern Anmaßungen, als seine Eitelkeit.

Mit unermüdetem Fleiße arbeitete Beireis in der Arzneikunde auch jetzt wieder insbesondere unter Anleitung des Professor Heister, welcher damals in Helmstädt das fac totum der medizinischen Fakultät und Besitzer eines ansehnlichen Apparats für Physik, Chemie, Anatomie und Chirurgie war, daneben auch eine vortreffliche Bibliothek besaß. Hier zog er bald die besondere Aufmerksamkeit seines Lehrers auf sich, während dessen die Studierenden der Juliuskarlsuniversität nichts Auszeichnendes an ihm entdecken wollten. Seine eifrigste Beschäftigung waren jedoch in dieser Periode die chemischen Studien, welche ihn durch überraschende Erscheinungen bei seinen Experimenten immer mächtiger fesselten.

Ist es gegründet, daß er die großen Reisen in Holland, England, Frankreich und Italien, deren er selbst sehr oft erwähnte, gemacht hat, so war es schon geschehen, ehe er von Jena nach Helmstädt kam. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die vielfachen Beziehungen auf dieselben ganz und gar Produkt der Phantasie und der Sucht zu glänzen, gewesen seien. Beireis wußte über viele der berühmtesten Städte des Auslands zu genaue Auskunft zu geben. Entweder er hatte die Reisen, deren er so oft und so gern gedachte, wirklich gemacht, oder sein außerordentliches Gedächtniß sprach allen geographischen und statistischen Handbüchern Hohn. In der That aber erzählen unterrichtete Männer, daß

Digitized by Google

er nach vollendeten Studien von Jena aus, auf Kosten seines fürstlichen Freundes, eine große Reise angestellt habe. Es war eine wahre Freude, ihn aus Venedig, Rom, Neapel und Palermo erlebte Abentheuer, von den unbedeutendsten Ortsbestimmungen und ausführlichen Nachweisungen begleitet, erzählen zu hören; man hätte glauben sollen, daß der Erzähler viele Jahre in diesen berühmten Städten zugebracht habe. Und zählte man, wie einst der Hofrath Schrader in einer zahlreichen Gesellschaft bei dem Berghauptmann von Veltheim zu Harbke gethan haben soll, die Jahre zusammen, welche Beireis auf seinen Reisen zugebracht haben wollte, so überstieg die Summa derselben in der That sein ganzes Lebensalter. Allein damit ist nicht dargethan, daß er niemals auf Reisen gewesen sey, wenn er gleich, wie der im Konversations-Lexikon unter seinem Namen befindlichen Artikel aussagte, Helmstädt, nachdem er daselbst angestellt worden war, nicht wieder verlassen hat. Daß ihn mancher seiner Zuhörer und Verehrer, auf den Grund seiner Erzählungen, in Pavia habe studiren und lieber aus weiter Ferne die Geheimnisse seines Wissens mitbringen, als durch eignes Studium ergründen lassen, ist nun leicht zu erklären.

Heister überzeugte sich von den vorzüglichen Fähigkeiten seines Schülers, und schenkte ihm sein Vertrauen, welches er ihm auch in der Stunde des Todes nicht entzog. Er war in den Ferien zu einem benachbarten Prediger auf das Land gereiset, um die Tage der Erholung im Schooße der Natur zu verleben. Seine Stunde war gekommen; er verfiel daselbst in eine Krankheit, welche ihn auf das Todtenbette warf. Heister kannte die Gefahr, in welcher er sich befand, und

wies dennoch die Hülfe aller seiner Kollegen, welche ihm anempfohlen wurden, von sich. Er ließ, zur Verwunderung seiner Freunde, den damals noch unbemerkten Beireis zu sich berufen, welcher die Stunde seiner Auflösung mit prophetischem Geiste verkündigte. Man mußte die Schilderung seines sterbenden Lehrers aus seinem Munde hören, um ganz davon ergriffen und durch die meisterhaften Pinselstriche im Gemälde des Todes zur Bewunderung hingerissen zu werden.

Heister war nicht mehr, und der Würde, welche dieser verdienstvolle Gelehrte bis dahin an der Juliuskarlsuniversität bekleidet hatte, sollte sich nun ein Anderer erfreuen. Beireis, dem herzoglich braunschweigischen Hause schon aus den oben angedeuteten Verhältnissen bekannt, durch Heisters warme Freundschaft und die bei dessen Scheiden bewiesene tiefe Kenntniß der menschlichen Natur noch mehr empfohlen, that nun dem damals regierenden Herzoge Karl den Vorschlag, ihn an Heisters Stelle zum Professor zu ernennen, und machte sich dagegen verbindlich, dessen Bibliothek und Instrumente nebst dem ganzen vorhandenen Apparate für den Vortrag der Physik, Chemie und andrer medicinischen Wissenschaften an sich zu kaufen. Er suchte zugleich die Schwierigkeit darzuthun, ferner Vorlesungen über diese Disciplinen in Helmstädt zu halten, wenn Heisters schätzbare Sammlungen zerstreut würden, und verfehlte seinen Zweck nicht. Der Herzog willigte in seinen Vorschlag, und ernannte ihn früher zum Professor, als er zum Doktor promovirt worden war.

Im Jahr 1755 erschien von ihm zuerst ein Programm: de utilitate et necessitate historiae naturalis.

cum, munus professoris physices publici in se susciperet, disserit et lectiones proximo semestri habendas indicit *), welches Brückmann unbedeutend nennt, ungeachtet es mit vergoldeten Lettern gedruckt worden war. Wahrschinlich ist diese die Dissertation, von welcher Beireis selbst wohl erzählte, daß er sie auf himmelblauem Atlas mit silbernen Buchstaben habe drucken lassen. Wir schließen daraus, daß er zuerst als Professor der Physik in Helmstädt aufgetreten sei; bald aber folgte er dem verstorbenen Heister in allen seinen Würden, ward Leibarzt, und schrieb sich hernachmals: herzoglich braunschweigisch-lüneburgischer Hofrath, erster Professor der Anatomie, Medizin, Chemie, Chirurgie, Pharmazie, Physik, Botanik und Naturgeschichte, Präsident des braunschweigischen Medizinalkollegiums und mehrerer medizinischen, ökonomischen und literärischen Gesellschaften Mitglied, auch Erb- und Gerichtsherr des Guts Weidensee. Er datirt sein öffentliches Wirken als ordentlicher Professor erst vom 9ten Mai des Jahrs 1759, wo er sich im Besitze aller Würden und Einkünfte seines berühmten Vorgängers sah.

Wenn dieses außerordentlich schnelle Fortschreiten dieses seltnen Mannes von einer Stufe zur andern in seinen Jünglingsjahren die Eitelkeit in ihm nährte, welche er als Kind schon durch die Auszeichnung vor seinen Geschwistern eingesogen hatte, so sollte die Nachwelt

*) Ueber den Nutzen und die Unentbehrlichkeit der Naturgeschichte, bei dem Antritte seiner Stelle als Professor der Physik und zur Ankündigung seiner im nächsten halben Jahre zu haltenden Vorlesungen ausgearbeitet und bekannt gemacht von B.

Digitized by Google

nicht allzu strenge darüber richten, neben dieser kleinen Schwäche das große Verdienst desselben um die Bildung manches tüchtigen Gelehrten schon in der frühesten Periode seines Wirkens hervorheben, und dieselbe durch seine wahrhaft ausgezeichnete Gelehrsamkeit entschuldigen.

Beireis kaufte nun wirklich Alles, was aus Heisters Nachlasse für den Zweck seiner Vorlesungen nutzbar schien. Woher er damals schon die dazu erforderlichen Summen genommen habe, darüber würden unstreitig seine Schmelztiegel die befriedigendste Auskunft geben, wenn Steine reden könnten. Wenigstens erzählen seine ältesten Zeitgenossen, daß er bald nach seiner Ankunft in Helmstädt sein chemisches Laboratorium daselbst aufgeschlagen, und den größesten Theil seiner Zeit dabei zugebracht habe. Die überraschenden Resultate seiner mühsamen, aber unterbrochenen Forschungen und Experimente, namentlich Farbenmischungen und Erfindungen, auch vielleicht manche andere nützliche Entdeckung im Bereiche der Physik und Chemie, zu einer Zeit, da diese Wissenschaften durch gründliche Naturforscher noch nicht so viel an Aufklärung gewonnen hatten, als jetzt, begründeten seinen Ruhm zuerst. Was war natürlicher, als daß ein Mann, welcher mit so mancher ihm eigenen neuen Entdeckung in einigen Hauptzweigen seines wissenschaftlichen Studiums hervortreten konnte, bei unabläßig fortgesetztem Fleiße, auch das Vertrauen seiner Zuhörer in hohem Grade gewann. Beireis, welcher gleich nach dem Antritte der Professur seine Vorlesungen angefangen hatte, sahe bald die studierende Jugend aller Fakultäten zu sich strömen, um ihn zu hören, und erndtete ungemeinen Beifall. Nicht allein seine gründ-

Digitized by Google

lichen Kenntnisse und neuen Ansichten, sondern der gefällige, äusserst lebhafte und öfters wahrhaft rednerisch begeisterte Vortrag selbst, aber auch das Gewicht- und Geheimnißvolle seiner Vorlesungen hatte etwas Anziehendes, welches mit reiner Ehrfurcht gegen denselben erfüllt haben würde, wäre nicht dieser Eindruck von Zeit zu Zeit durch Seitenblicke und fremdartige Bemerkungen unterbrochen worden. Ich selbst gestehe, ungeachtet ich von den selbstsüchtigen Tiraden des Hofrath Beireis bereits Manches und häufig auch Witzeleien über dessen geringschätzige Abfertigung fremder Gäste in seinem Hörsaale gehört hatte, bei meinem öfteren Besuche seiner Vorlesungen niemals ein unanständiges Wort aus seinem Munde vernommen; jederzeit aber sein Haus mit der festen Ueberzeugung verlassen zu haben, daß Beireis ein Mann von vielumfassender Gelehrsamkeit und regem Eifer für die Bildung der Menschheit sei. Mit dem Gefühle wahrhafter Achtung gegen den überaus gefälligen und zuvorkommenden Mann, als welcher der übrigens höchst eingezogen lebende Beireis sich jedem Fremden zeigte, verließ man auch sein Haus, wenn man ihm persönlich einen Besuch abgestattet hatte. Er wußte vielleicht, daß auch dadurch sein Ruf erhöhet würde; und wußte er es, so verrieth er freilich dadurch die oft so bitter an ihm getadelte Eitelkeit, aber er bewieß zugleich eine Menschenkenntniß, welche ihm diejenigen wenigstens nicht zugestehen wollen, die sein Urtheil im Umgange mit Andern nur zum Sklaven seines Gedächtnisses und der Selbstsucht machen.

Durch seine zuvorkommende Höflichkeit gewann er nun auch überall Zutrauen als Arzt. War es die in den meisten seiner Vorträge bewiesene gründliche Ge-

Digitized by Google

lehrsamkeit, welche ihm, mit einer anmuthigen Darstellung verbunden, den Beifall und die Liebe seiner Zuhörer erwarb, so sicherte ihm die geschickte und überaus glückliche Behandlung manches Patienten und die oftmals wahrhaft prophetische Verkündigung der Genesung oder des unvermeidlichen Todes seines Kranken bald einen Ruf, welcher ihn als Arzt beinahe zum Wundertäter erhob. So wie kein Fremder aus seinem Hörsaale gieng, ohne durch seinen Vortrag vollkommen befriedigt zu sein, weil er sich dann, nach dem Zeugnisse seiner ältesten Schüler, ganz als der vielseitig gebildete Gelehrte zu zeigen suchte, der er wirklich war; so wurde er nun auch als Arzt überall verlangt, wo Hülfe nöthig war. Oft warteten seiner, nach geschlossener Vorlesung, auf der Hausflur Schaaren hülfsbedürftiger Kranker, und Beireis entließ keinen von ihnen ohne treuen Beistand. Häufig versprach man sich schon in der Gegend von Helmstädt, nahe und fernhin, nur noch vom Hofrath Beireis sichere Rettung, und dieser folgte jedem Rufe, wo ein Leidender seufzte, wenn es mit seinen übrigen Pflichten verträglich war. Er half entweder wirklich, oder er kündigte die vorhandene Gefahr, jedoch mit Schonung des Kranken, unverhohlen an; ja er bestimmte nun öfter die Stunde des Todes, welche nicht selten zur Verwunderung der zurückbleibenden Familie des Sterbenden auf das genaueste zutraf. Aber in schweren Krankheiten verkündigte er häufig auch Rettung mit einer Zuverlässigkeit, welche nur aus gründlicher Bekanntschaft mit der Natur der Krankheit und den wirksamsten Heilmitteln entspringen konnte.

Man hat dem Hofrath Beireis den Vorwurf gemacht, daß er das Uebel öfters gefährlicher geschildert

Digitized by Google

habe, als es wirklich war, um desto freigebiger für seinen Beistand honorirt zu werden. Ungeachtet er nun zwar von Bemittelten die Beweise ihrer Erkenntlichkeit für seine ärztliche Hülfe nicht von sich wieß, so widerspricht solcher Anschuldigung dennoch seine seltene Uneigennützigkeit und überaus gefällige Menschenfreundlichkeit gegen Alle, welche Fortuna nicht mit Gaben ihrer Gunst überschüttet hatte. Es versammelten sich Reiche und Große um ihn, und schlugen mehr als einmal selbst ihren Wohnsitz in seinem Hause auf längere Zeit auf, um durch ihn ihre angegriffene Gesundheit gänzlich wieder hergestellt zu sehen; aber Beireis ging auch in die niedrigste Hütte zu dem Leidenden auf dem Strohlager, von welchem er nichts als den Dank für die Genesung oder das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung bei dessen Hinscheiden mitzubringen hoffen durfte. Noch in seinem hohen Alter besuchte er, nach geschlossenen Vorlesungen, alle seine Patienten mit musterhafter Gewissenhaftigkeit. Wie sehr durch alle diese Vorzüge sein Name vorzüglich in seinen rüstigsten Jahren an Zelebrität gewinnen mußte, bedarf keiner Erklärung.

Jedoch kommen allerdings noch andere Gründe hinzu, daß er der berühmte Mann wurde, als welcher er eine lange Reihe von Jahren hindurch bekannt war. Es ist nicht zu läugnen, daß er sowohl seiner oft unerwartet schnellen ärztlichen Hülfe, als seinen Entdekkungen in der Chemie ein geheimnißvolles Ansehen zu geben bemüht war, ohne jedoch für einen Thaumaturgen gelten zu wollen. Es war dies eine Aeußerung der ihm oft so hartherzig zum Verbrechen gemachten Eitelkeit, welche er auch dann noch nicht unterließ, als seine Arkana großentheils bereits weltkundig geworden

Digitized by Google

waren. Auch erlaubte er sich mit seinen Entdeckungen z. E. mit dem Farbenwechsel, welchen er sehr in seiner Gewalt hatte, Scherze, die auch nicht selten den Charakter des Wundervollen an sich trugen. Einst erschien er, erzählt man, zu Braunschweig bei Hofe an der fürstlichen Tafel in einem dunkelblauen Rocke, welcher mit jedem Wechsel der Speisen auch seine Farbe veränderte, und bei dem Nachtische in ein schönes Scharlachroth umgewandelt war. Der Mann, welcher in der Farbe der Nachtschatten zu seinem Fürsten eingetreten war, verließ denselben wieder im Glanze lodernder Flammen. Wie sehr mußte das die Bewunderung eines Hofes erregen, welcher von den chemischen Experimenten des Hofraths Beireis vielleicht kaum einen Begriff hatte, und mit gespannter Aufmerksamkeit die rednerischen, überaus lebhaften und gewandten Berichte dieses seltnen Mannes anhörte, der nun seinem Scherze lieber das wundervolle Gewand ließ, als ihn durch den Verrath seiner Künste in seiner Blöße zeigte. Seine ältesten Schüler erinnern sich auch, daß er in seinen Vorlesungen über Chemie große Bekanntschaft mit der Farbenmischung gezeigt und z. E. aus Roth plötzlich Weiß und daraus wieder andere Farben bereitet habe. Allein die Folge machte auch andere Chemiker mit diesen Geheimnissen vertraut, währenddessen Beireis sich noch im ausschließlichen Besitze derselben wähnte, weil er in seinen späteren Studien nicht mit der Zeit fortgieng.

So lange Wiegleb, welchen Beireis späterhin öfters bitter tadelte, seine natürliche Magie noch nicht geschrieben hatte, waren solche Scherze ganz dazu geeignet, den Thäter in den Nimbus des Wundervollen

zu hüllen, und seinen Ruhm, zumal da er vom Hofe ausgieng, schnell und weit zu verbreiten. Seine Zelebrität wuchs wie eine Schlaglavine, die ihre Entstehung einem leisen Anhauche des Windes in der Wolkenhöhe verdankt, aber mit wachsender Kraft Felsen und Bergklüfte fortreißt, und Hütten und Paläste mit Blitzesschnelle verschlingt. Der Herzog selbst, welcher seinen Beireis schätzte und bewunderte, führte die angesehensten seiner Gäste nach Helmstädt, und lud den Staunen erregenden Mann öfters zur Tafel. In Berlin, Petersburg und Stockholm wurde des Hofrath Beireis gedacht, und Gustav der dritte verweilte selbst mehrere Tage lang in dessen Hause. War es nun zu verwundern, daß andere angesehene Familien und Reisende das Braunschweigische Land nicht verließen, ohne den berühmten Professor Beireis besucht und seine seltnen und kostbaren Sachen gesehen zu haben? An Unterhaltung fehlte es seinen Gästen bei ihm nicht. Daß ihm selbst aber die häufigen Besuche, bei seinen vielfachen und oft dringenden Geschäften, nicht endlich zum Ueberdruß wurden; daß er seine Gäste stets mit gleicher Artigkeit aufnahm, und ihnen mit seltner Gefälligkeit alle seine Merkwürdigkeiten vorzeigte: das ist in der That nur aus dem großen Behagen zu erklären, welches er darin fand, die Vorweisung jedes seltnen und kostbaren Stücks mit den Nachrichten über die Akquisition und den hohen Werth desselben zu begleiten, auch nicht ganz ohne die Eitelkeit, eine Auszeichnung im Besitze desselben zu suchen.

Und muß hier noch eines Umstandes gedacht werden, welcher sehr viel dazu mitwirkte, den gelehrten Beireis in den Ruf eines Faust oder Apollonius von

Thyana zu bringen, so war es sein Reichthum; nicht nur an kostbaren Natur- und Kunstprodukten aller Art, welche er um viel geringere Summen in seinen Besitz gebracht haben konnte, als er angab, sondern auch an Geld und Gut.

Man wußte, daß er arm nach Helmstädt gekommen war, und sah mit Erstaunen, wie viel Geld er auf die Erweiterung seiner Bibliothek, Naturalien- und Kunstsammlungen, endlich auch auf liegende Gründe verwendete. Allein diese anscheinende Wunder löset sich bei näherer Betrachtung in eine sehr natürliche Erscheinung auf. Der erste Grund seines hernachmals sehr bedeutenden Vermögens ward höchst wahrscheinlich durch eine wohlfeile Bereitung kostbarer Farbestoffe gelegt, welche er eine Zeitlang zu hohen Preisen verkaufte. Als solche nennt man vornehmlich den dem Golde an Gewicht gleich geltenden Karmin und den das Gold an Werth um das Doppelte übersteigenden Ultramarin. Holländische Kaufleute bezahlten ihm dann für das Geheimniß der Bereitung dieser köstlichen Farben sehr ansehnliche Summen. So ließ sich auch vielleicht mancher Große, welcher im Hause des Hofrath Beireis vorkehrte, um den viel bewunderten Mann und seine herrlichen Sammlungen zu sehen, gegen ein tüchtiges Honorar in dieses oder jenes Geheimniß einweihen. Andere wurden von dem erfahrnen Chemiker mit der leichten Bereitung vielfältig gebrauchter Stoffe, z. E. des Essigs aus wenig bekannten Materien, bekannt gemacht, und bewiesen sich dafür entweder aus eigenem Antriebe dankbar, oder sie waren verpflichtet, einen Theil des Gewinns an den Meister abzugeben. Mit Verwunderung sah man sie nun die Wassertonnen ein-

Digitized by Google

und Fässer, mit dem schönsten Essig gefüllt, wieder ausführen.

Doch giebt es noch genügendere Aufschlüsse über den schnellen Anwachs des Vermögens, durch welches Beireis das Staunen der Menge fesselte. Er war Professor aller Zweige der medizinischen Studien, der Chirurgie und Naturgeschichte dazu, und jede Professur brachte ihm zwei hundert Thaler Jahrgehalt ein. Zu dem ansehnlichen Betrage, welcher sich hieraus ergiebt, kam das Honorar, welches ihm seine vielfachen und zahlreich besuchten Vorlesungen eintrugen. Mehrere seiner Zuhörer aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges, in welchen die Universität zu Helmstädt sehr stark besucht war, erzählen, daß ihm die Vorlesungen über die Physik und Chemie allein jährlich tausend Thaler eingebracht hätten. Endlich ist auch der gewiß nicht unbedeutende Betrag seines Erwerbes als praktischer Arzt hierbei in Anschlag zu bringen, welcher die Gesammtmasse seiner jährlichen Einnahme zu einer ansehnlichen Summe erhöhet.

Wir lassen darüber einen Mann reden, welcher mit dem Hofrath Beireis während einer Reihe von Jahren in näherer Berührung stand, und ihn in jeder Rücksicht näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Der als tiefer Kenner der morgenländischen Sprachen hinlänglich bekannte Abt Lichtenstein sagt in seiner Vorrede zu dem Verzeichnisse der ansehnlichen Beireisischen Sammlung von Seltenheiten aus allen Reichen der Natur und Kunst, nachdem er eine Reihe der kostbarsten und seltensten Stücke aufgezählt hat: „die gegen die Aechtheit solcher Prachtstücke gemachten Einwürfe laufen vornehmlich auf die beiden Fragen hinaus: woher nahm ein Privatmann

alles Geld, um dergleichen äusserst kostbare Seltenheiten anzukaufen? und: würde nicht jeder verständige Mann lieber einen andern Gebrauch von seinem Gelde machen, als sich dafür mit solchen unnützen Plunder belasten? Beide sind leicht zu beantworten. Die erste nämlich also: ein Mann von Beireis Geiste und Kenntnissen, der als Professor, praktischer Arzt und Chemiker 50 bis 60 Jahre hindurch jährlich einige tausend Thaler mehr einnahm, als er bei seiner höchst frugalen Junggesellenwirthschaft verzehrte, hatte immer hinlängliche Summen vorräthig, um Prachtstücke anzukaufen, die viel reicheren Gutsbesitzern zu theuer waren, weil diese theils mehr Ausgaben hatten, theils von solchen Seltenheiten keinen nützlichen, noch weniger einträglichen Gebrauch machen konnten." Die Beantwortung der zweiten Frage behalten wir uns, als nicht hierher gehörig, für einen anderen Platz vor.

Schon hieraus ergiebt sich zur Gnüge, daß Beireis Gold zu machen verstand, ohne Alchemist zu sein. Wenn irgend etwas, den Hofrath Beireis Betreffendes, vielfältig, und nicht immer ohne Schuld desselben auch irrig beschwatzt worden ist. Wenn seine Eitelkeit und Selbstgefälligkeit im Erzählen je eine Legende in den Mund der Menge gebracht hat, so war es das Goldmachen. Kein Gegenstand hat für den gewöhnlichen Menschen mehr Reiz, als das Gold; Beireis, welcher im Besitze so mancher andern Kunst und Wissenschaft seinen Scherz mit dem großen Haufen trieb, kannte diese Schwäche sehr wohl, und benutzte sie zur Vermehrung seiner Zelebrität, bei welcher er seine Rechnung fand. Das bekannte mundus vult decipi schwebte ihm hierbei vielleicht zu oft vor Augen; wenigstens

scheint er es als Grundsatz befolgt zu haben, um gewisse Zwecke zu erreichen, währenddessen er nicht zweifeln konnte, durch Befolgung dieser und mancher ähnlichen Maxime hier und da einen gelehrten und aufgeklärten Mann, welcher ihn nicht näher kannte, an sich irre zu machen. Auf diesem Wege sind die fabelhaftesten Berichte, man sollte meinen, aus den Zeiten eines Paracelsus oder Bombastus von Hohenheim, über die alchemistischen Versuche des Hofrath Beireis und ihre Resultate in das große Publikum gekommen.

Wir rechnen dahin die Fabel von seinem vieltägigen Arbeiten und unermüdeten Wachen bei dem chemischen Prozesse des Goldmachens, bei welcher Gelegenheit ganze Kisten voll musselinener und seidener Tücher in Flammen aufgegangen seyn sollen, nur um den schläfernden Goldmacher aus dem Schlummer wieder aufzuschrecken, der das ganze, wichtige Unternehmen zu vereiteln drohete. Was hieran Wahres ist, schränkt sich wohl nur auf vielfaches, unermüdetes Arbeiten im alchemischen Laboratorium ein, wobei auch wohl einmal ein seidenes oder musselinenes Taschentuch ein Raub der Flammen geworden ist. Und wenn Beireis selbst solcher alchemistischen Prozesse erwähnte, so lag höchstens ein Versuch zum Grunde, welcher ihn eines Bessern belehrt hatte; er dachte bei sich an die einträgliche Bereitung des Karmins und Ultramarins, währenddessen er über die Leichtgläubigen, welche mit Bewunderung an alchemistischen Schwärmereien hiengen, im Stillen selbst lachte. Damit ist jedoch nicht geläugnet, daß Beireis das Goldmachen öfters in Schutz genommen habe; vielmehr suchte er es selbst wohl durch sophistische Gründe gegen die Behauptungen berühmter Chemiker, zumal

Digitized by Google

vor einem gemischten Auditorium, als möglich darzuthun. Er zeigte bei solchem Anlaß auch wohl Rollen geprägten Goldes vor, welche ihm wahrscheinlich seine kostbaren Farben eingetragen hatten, und versprach dann, das Geheimniß des Goldmachens in der nächsten Vorlesung offenkundig vorzutragen. Strömten nun die Hospitanten schaarenweise herbei, um das Wunder aus seinem Munde zu vernehmen, so verlachte er sie als Thoren, welche ohne Mühe reich werden wollten. Ein andermal ertheilte er dann im engern Kreise seiner Zuhörer mit einer gewissen Würde und hohem Ernste in Wort und Mienen die näheren Aufschlüsse über die Möglichkeit des Goldmachens. Wir heben die Erörterungen, welche ihm darüber in den Mund gelegt werden, aus den biographischen Nachrichten über Beireis, vom Herrn Dr. Sybel *) zu Brandenburg aus:

„Es ist," so wird Beireis darin redend eingeführt, „viel darüber gestritten worden, ob es möglich sei, Gold zu machen. Jetzt hält man es allgemein für unvernünftig, Gold machen zu wollen, seitdem Wiegleb darüber geschrieben hat. Es sind aber nur schwache Beweise, die er gegen die Möglichkeit vorbringt, und er hat nur die ungegründetsten Data widerlegt. Hevelius erzählt in seinem Vitulus aureus de anno 1667, daß den 27sten December des vorigen Jahres ein Mann zu ihm gekommen sei, welcher sich mit ihm über die Möglichkeit, Gold zu machen, unterredet hätte. Als er gesagt, daß er es nicht für möglich hielte, hatte der

*) Berlin bei Maurer 1811.

Digitized by Google

Fremde einen goldenen Teller aus dem Busen gezogen, und ihn versichert, daß er diesen Teller aus Gold, das er selbst zubereitet, hätte machen lassen. Darauf habe er aus einer Dose einen gelben Stein hervorgeholt, und sich Blei, ein Becken mit Kohlen und einen Tiegel ausgebeten. Hevelius taucht voller Neugierde seinen Finger in die gelbe Masse, und läßt nur ein paar kleine Körner auf das Blei fallen; in dem Augenblicke fliegt die ganze Masse Blei in die Luft, und was wieder nieder fällt, ist Glas. Der Fremde sagte: die Wirkung wäre zu schnell gewesen, das Blei hätte allmählig in das Pulver übergehen müssen, er hätte es besser umrühren und in Wachs einwickeln sollen."

„Auf vieles Bitten des Hevelius gab ihm der Fremde ein Stückchen des Steins. Hevelius bat um etwas mehr, der Fremde ließ sich das Stückchen zurückgeben, brach es durch, und gab ihm die eine Hälfte davon zurück. Darauf gieng er fort, nachdem er versprochen hatte, am andern Tage wieder zu kommen, er kam aber nie wieder. Sobald er fortgegangen war, nahm Hevelius in Gegenwart seiner Frau das kleine Stückchen Stein, wickelte es in Wachs, und warf es in einen Tiegel mit geschmolzenem Blei. Nach einer Viertelstunde erhält er die schönste Purpurfarbe, und nachdem es kalt geworden war, die schönste Goldfarbe. Hevelius läßt es von einem Goldschmidt probiren; dieser versicherte ihn, daß es das reinste Gold sei, und bot ihm 500 Gulden für die Unze. Das Zeugniß eines Mannes, der vorher selbst dagegen geschrieben hatte, der uns ein Faktum erzählt, das ohne Beisein des Fremden und also ohne Betrügerei vorgieng, verdient

Digitized by Google

doch wohl Glauben, und dies hätte Wiegleb widerlegen sollen.''

„Kunkel erzählt in seinem Laboratorio Chymico: daß 1584 ein gewisser Schwärzer dem Churfürsten von Sachsen ein Buch übergeben hätte, worin der ganze Prozeß des Goldmachens beschrieben sei. Man habe ihm darauf das Goldhaus in Dresden erbauet, und aus seinem Golde wären die sächsischen Goldgülden geschlagen. Nach dem Tode des Churfürsten gieng er nach Prag zum Kaiser Rudolph, der ihn zum Reichsschatzmeister machte. Hieraus ist begreiflich, woher dieser Fürst so viele Kriege führen, und doch noch 13 Millionen geschlagenen Goldes hinterlassen konnte. Kunkel erhielt nach seinem Abgange aus Dresden die Aufsicht über das Goldhaus, und fand unter den darin befindlichen Schriften auch ein Manuscript von Schwärzer, welches unter andern folgende Worte enthielt: In Ungarn wächst ein schönes grünes Kraut mit einem gelben Blatte, wenn man dieß in Essig legt, so werden nach einiger Zeit sich oben Oeltropfen zeigen. Ein Theil von diesen Oeltropfen giebt tausend Theile Gold. Kunkel erklärt das grüne Kraut ganz richtig durch ungarisches Vitriolöl. Er wollte sich eben eine Ladung aus Ungarn kommen lassen, als die Arbeiter in der Mauer ein Gläschen mit solchem Vitriolöl fanden. Er goß es in ein größeres Glas, und vermischte es mit Essig, mußte aber auf ein Vierteljahr verreisen, und konnte sich also während seiner Abwesenheit nicht darum bekümmern. Nach seiner Zurückkunft kam ihm ein äusserst angenehmer Geruch entgegen. Er sahe sogleich nach seinem Glase, und fand auch wirklich einige rothe Tropfen obenauf schwimmen. Er lief sogleich zum Generalprä-

Digitized by Google

sidenten von Friesen, nahm ihn mit sich in seine Wohnung, und zeigte ihm die Oeltropfen; darauf ließ er Silber in Scheidewasser auflösen, und um das etwa noch darin befindliche Gold herauszubringen, präcipitirte er es wieder mit Kupfer und legte die Hälfte davon unten in den Tiegel. Nun nahm er Baumwolle, ließ die Oeltropfen sich einsaugen, legte selbige auf das Silber und deckte die andere Hälfte Silber darüber. Ein starkes Feuer schmolz hierauf das Silber, und man fand mehr als die Hälfte in Gold verwandelt. Kunkel trieb es in der Kapelle ab, und der Baron von Friesen nahm das Gold heraus. Er versuchte es nachmals noch öfters mit ungarischem Vitriolöl, allein es fanden sich nie die Oeltropfen. Das Zeugniß eines so ehrlichen Mannes, als Kunkel war, hat den höchsten Grad der Glaubwürdigkeit. Es giebt nur zwei mögliche Arten, den Stein der Weisen zu verfertigen. Ich muß ihn entweder so machen, daß er sich bloß mit den edleren Theilen der schlechteren Metalle verbindet, und das losstößt, was nicht dazu gehört, und welches eben das schlechte Metall zum schlechten Metalle macht; oder so, daß er Alles zu Schlacken macht, was nicht zum Golde gehört, wobei alsdann das bessere Metall heraus fällt."

„Jedes Metall besteht nämlich:
1) aus der Metallerde, dem principio metallico,
2) aus etwas mehr oder weniger Phlogiston,
3) aus etwas mehr oder weniger Glaserde."

„Das Gold hat von dieser Glaserde gar nichts, und von dem Phlogiston nur sehr wenig. Glaserde und Phlogiston müssen also aus dem schlechten Metall entfernt werden, wenn man Gold daraus machen will.

Digitized by Google

Die Farbe ist etwas Zufälliges, und kann ihm leicht gegeben werden. Da nun die Materie des besten Metalls in einigen Metallen mehr als in andern vorhanden ist, so sieht man leicht ein, daß aus einem Metalle mehr Gold als aus einem andern gemacht werden kann. Demnach giebt Silber das meiste Gold, dann Blei, welches beinahe $\frac{1}{2}$ giebt; dann Kupfer $1\frac{1}{2}$ Viertel. Das Goldmachen ist also keine mutatio metallorum, sondern es wird nur das abgeschieden, was nicht Gold ist, so wie man bei dem antimonium einer spröden metallischen Substanz, durch Hinzusetzung von Eisen oder sal alcali, das, was nicht Metall ist, herausschneidet und in Schlacken verwandelt."

„Das Blei verhält sich zum Golde wie 11 zu 19. Wenn ich also das Blei in einen halb so großen Raum bringen könnte; so würde sich das Blei zum Golde wie 22 zu 19 verhalten; folglich würde das aus Blei verfertigte Gold weit schwerer als das natürliche sein. Die Theile wären alsdann in einen engern Raum gerückt, hätten mehrere Berührungspunkte und würden sich also leichter verschieben lassen, ohne aus ihrem Zusammenhange zu kommen, kurz, das Blei hätte eine größere Duktilität erhalten. Das Feuer würde auch nicht mehr vermögend seyn, die mehr zusammenhängenden Theile in die Luft zu jagen; folglich hätte das Blei auch eine größere Feuerbeständigkeit erhalten. Nun ist aber das, was Gold zum Golde macht, seine größere Feuerbeständigkeit und Duktilität; und da das in einen engern Raum gebrachte Blei sich zum Golde wie 22 zu 19 verhält, und daher eine noch größere Duktilität und Feuerbeständigkeit hat, als das Gold, so wird es das feinste Gold sein, und jeder wird es, nach-

Digitized by Google

dem ich ihm nur noch die gelbe Farbe gegeben habe, dafür anerkennen."

„Auf folgende Art kann man Gold künstlich zubereiten, obgleich mit wenigem Vortheile:

1) man nimmt Eisen, Queckſilber und gemeinen Vitriol, reibt es unter einander, daß es zu einem Amalgama wird, dieß zerstößt man zu Pulver und waſcht es ab. Hierauf thut man es in einen eisernen Kolben, worüber man einen eisernen Helm setzt, und destillirt es. Ein Quentchen von dem Pulver, das im Kolben übrig bleibt, giebt einen Gran Gold.

2) Man nehme Blei oder Mennige und Kieselsteine, und schmelze sie zusammen, alsdann erhält man ein leicht schmelzbares Glas. Dieß legt man in einen etwas größern Tiegel, thut Silber hinzu und schmilzt es eine Stunde in einem sehr starken Feuer. Hierauf löset man das Silber in Scheidewasser auf, und das Gold fällt als ein schwarzes Pulver zu Boden."

„Weiß man dieß Geheimniß, so trage man sein Gold auf Reisen immer selbst zur Münze und lasse es prägen; man schmelze es aber selbst, denn seine Feuerbeständigkeit macht, daß es ein weit größeres Feuer gebraucht, als das natürliche Gold, und diese und seine Farbe, die weit röther ist, sind seine Verräther. Man lasse die Stücke einige Aß schwerer prägen, als es sonst geschieht, damit sie nicht zu klein gegen die übrigen werden, und reise immer weiter, von einem Ort zum andern."

„Sobald ein Goldmacher sagt, daß er aus einem

Digitized by Google

Pfunde Blei ein Pfund Gold machen will, so ist er ein Betrüger."

In der folgenden Stunde schien ihn seine bewiesene Offenheit zu reuen, und er gab eine Schilderung der nöthigen furchtbaren Vorbereitungen, um sich 14 Tage und Nächte des Schlafs ganz zu enthalten; ein lebendiges Gemälde des durch den erstickenden Arsenikdampf unvermeidlichen Todes; fügte die heilige Versicherung hinzu, durch Goldmacherversuche nie mehr, als täglich einen Dukaten erwerben zu können, und bat und beschwor feierlich, von diesem anvertraueten Geheimnisse nie Gebrauch zu machen.

Zum Schlusse sprach er über die Schändlichkeit, Geheimnisse auszuplaudern, und schilderte mit der ihm eigenthümlichen Beredtsamkeit das Schicksal eines verrathenen und nach Konstantinopel gebrachten Adepten. Als dieser seine Kunst mittheilen soll, erbietet er sich zur Eröffnung des noch größeren Geheimnisses, hiebfest zu sein. Rasch wird die Probe gemacht, und es säbelt der Sultan im Nu den Kopf des Adepten vom Rumpfe, obgleich dieser das schützende Amulet im Munde hielt, dessen mit Staunen gelesene Schrift sagt: den Tod fürchte ich nicht, aber wohl die Schande, ein Geheimniß zu verrathen.

Mit diesem weitläuftigen Berichte über die alchimistischen Künste und desfals gehaltenen Vorträge des verewigten Beireis stehen andere, minder weitschichtige Legenden über diesen Gegenstand in geradem Widerspruche. Wir theilen dieselben um so bereitwilliger mit, weil dieser Gegenstand den Spott der Gelehrten und die

Aufmerksamkeit und das Staunen der Nichtgelehrten am meisten auf sich gezogen hat.

Unter der Regierung der Kaiserinn Katharina von Rußland, erzählt man, hatte sich in Petersburg ein Mann gefunden, welcher sich gegen den Vorschuß einiger tausend Rubel anheischig machte, Gold zu bereiten. Die Kaiserinn, begierig, über die mögliche Ausführung dieses Projekts belehrt zu werden, fordert den ihr rühmlich bekannten Hofrath Beireis zur Widerlegung auf. Dieser stellt, nachdem er den Brief von hoher Hand im Originale mitgetheilt hat, seinen Zuhörern den Vorfall als eine seltene Gelegenheit dar, sich hervorzuthun. Weil aber keiner von ihnen Lust bezeigt, sich in solcher Absicht auf eine so weite Reise zu wagen, so ruft er selbst zu dem Zwecke einen gewissen Schmidt zu sich, welcher sich sofort mit gehöriger Instruktion rüstet, den russischen Adepten in seiner Blöße darzustellen. In Berlin erhält er sein Reisegeld; bei seiner Ankunft in Petersburg aber fordert man ihm sogleich seine Erklärung ab: ob es möglich sei, aus den von dem auftretenden Alchimisten angedeuteten Materien Gold zu bereiten oder nicht? Er erklärt sich dagegen. Um nun der Sache Ernst und Nachdruck zu geben, zeigt man dem Einen auf den Fall der Widerlegung, aus der Ferne die seidene Schnur, und setzt dem Andern die Degenspitze auf die Brust.

Der Goldmacher findet sich ein, um den Stein der Weisen zu lösen. Schmidt untersucht seine Tiegel, und findet unter einem ausgestoßenen falschen Boden bereits das Gold, welches erst durch chemischen Prozeß gemacht

werden soll. Der Betrüger empfängt die angedrohete Strafe; sein Widersacher hingegen wird in russischem Dienste zu Ehren und Würden erhoben. Aus Dankbarkeit verehrte er seinem hochberühmten Lehrer jenen kostbaren Zobelpelz, welchen Beireis bei kaltem Wetter zu tragen pflegte.

Hernachmals findet sich bei demselben, als er gerade im Beiseln seiner Schüler mit chemischen Versuchen beschäftigt ist, ein ärmlich gekleideter Mensch ein, welcher die Mittel, Gold zu bereiten, entdeckt zu haben behauptet. Beireis entläßt ihn mit den Worten: „verstünden Sie, Gold zu machen, so würden Sie sich besser kleiden."

Ein Anderer bot ihm einst eine Masse an, kraft welcher jeder feste Körper, selbst Gold und Diamant, aufgelöst würde. „Davon kann ich keinen Gebrauch machen," antwortete ihm Beireis; „worin sollte ich dieselbe aufbewahren?"

So widersprechend diese Nachrichten, das Goldmachen betreffend, nun zu sein scheinen, so leicht sind sie dennoch zu vereinbaren. Beireis, von der Nichtigkeit alchimistischer Künste überzeugt, suchte sich aus Eitelkeit den Schein derselben zu bewahren, und ergötzte sich daran, wenn Andere solchen den außerordentlich schnellen Erwerb seiner Reichthümer zuschrieben. Aber er fand es unerträglich, wenn ein Anderer den Stein der Weisen gefunden haben wollte, welchen er vielleicht lange vergebens gesucht hatte, und verrieth alsdann durch unumwundenen Widerspruch seine wahre Meinung. Aus dem Empfange und der Abfertigung listiger Glücks-

Digitized by Google

ritter, welche ihn durch vielversprechende Anträge zu umgarnen gedachten, sehen wir zugleich, daß Beireis an Menschenkenntniß und im Hintergrunde seiner oft allzu schimmernden Deklamationen auch an ächten Goldkörnern der Wissenschaft reich genug war, um den Achill vom Thersites zu unterscheiden. Und in der That bedurfte er solcher Hülfe nicht, um sich die Mittel zum Ankaufe seiner kostbaren Sachen zu erwerben; vielmehr reichte seine Einnahme aus den oben gedachten Quellen auch zum Ankauf des Guts Weidensee hin, welches er lange vor seinem Tode zum Besten seiner Verwandten bestimmt haben soll, um den Hülfsbedürftigen unter ihnen durch einen rühmlichen Akt der Wohlthätigkeit und Freigebigkeit die weite und mühevolle Reise nach Helmstädt zu ersparen. Ist dem also, so ist auch das Dunkel, welches bei seinen Lebzeiten auf seiner Herkunft und Jugend ruhete, nicht allein seiner Sucht zuzuschreiben, als wundervolle Erscheinung zu glänzen, und darum der Welt seine Familienverhältnisse geheim zu halten.

Ungeachtet aber Beireis im Besitze so vielfacher Mittel war, reich zu werden, und wirklich ansehnliche Summen gesammelt hatte, so führte er dennoch einen sehr einfachen und sparsamen Haushalt. Er ist nie verheirathet gewesen, und hat als Hagestolz mit den Beschwerden des ehelichen Lebens auch die Freuden desselben verschmähet. Dazu vermogte ihn wohl nicht Liebloſigkeit gegen das schöne Geschlecht überhaupt, wie man ihm hier und da vorgeworfen hat, sondern eher der Drang der Geschäfte und seine Liebe zum unabhängigen Wirken, die er als freigeborner Weltbürger sich für seine ganze Lebensdauer zu bewahren suchte. Auch ist seine von jeher eingezogene Lebensweise und die Eitel-

Digitized by Google

keit, sich und sein Thun keinem menschlichen Wesen zu verrathen, vielleicht nicht ohne allen Antheil daran geblieben. Ohne Gefühl für das weibliche Geschlecht war Beireis nicht; die Fama lügt, wenn sie ihm dieses abspricht. Auch liebte er Kinder, hatte sie gern um sich, und begegnete ihnen mit väterlicher Zärtlichkeit, wenn sie seinen Garten einmal zum Schauplatz ihrer schuldlosen Spiele ausersahen. Aeusserte er nun einmal, daß er seine Zeit unmöglich mit dem Fadengeschwätze eines Weibes tödten könne, und entschloß er sich, nie einer Geliebten die Hand am Altare zu reichen, um sich in liebreichen und geliebten Kindern fortleben zu sehen; so schließen wir freilich mit Recht daraus, daß er jenes schöne Gefühl nie so sehr vergötterte, um sich dem Götzen der Liebe ganz in die Arme zu werfen.

Und dennoch gewann in den ersten Jahren seines Rufs eine unbekannte Schöne, welche sich in Helmstädt einige Zeit aufhielt, durch den Glanz eines geheimnißvollen Inkognito das Herz des Hagestolzen. Seiner liebenswürdigen Plauderhaftigkeit gelingt es, die Dame für sich zu gewinnen, nachdem er einen gefährlichen Nebenbuhler aus der Mitte seiner Kollegen durch eine fast wunderthätige Rettung der Geliebten aus den Armen des Todes beseitigt hat. Die Gerettete schenkte nun, voll inniger Dankbarkeit, ihre Liebe dem Retter, und weilt noch lange in Helmstädt, um seinen beglückenden Umgang zu genießen; aber Alles, was Beireis Köstliches aus diesen schönen Tagen sein nennen konnte, war zuletzt doch nur — der Brillantring, welcher bei festlichen Gelegenheiten den Goldfinger seiner Linken schmückte.

Digitized by Google

Von jener Zeit an galt er bei denen, welche ihn näher kannten, nicht mehr für den erklärten Weiberfeind, als welcher er bis dahin verschrieen worden war. Vielmehr brachte man ihn nun schon in den gründlosen Verdacht, dem Gotte der Liebe im Angesichte seiner Penaten schuldbeschwerte Opfer zu bringen. In seinem hohen Alter aber ward er in der That noch einmal in Versuchung geführt, einer rüstigen Edeldame, welche die Reitze der Jugend auch schon längst gegen das Blendwerk späterer Jahre vertauscht hatte, seine noch immer kraftvolle Hand zu reichen. Frau von X., welche das Haus des Hofraths Beireis zur Wohnung erkoren hatte, um mit Hülfe des Besitzers von einer langwierigen Krankheit zu genesen, verstand das Herz desselben zu fesseln. Hätte sie nicht zu voreilig durch eigenmächtige Aenderungen im Garten ihres Verehrers seine Liebe verscherzt, so wäre vielleicht die Prophezeihung der nahen Hochzeit, welche bereits von Munde zu Munde gieng, in Erfüllung gegangen. Da Beireis auch diesmal sich von Hymens Fesseln nicht hatte umgarnen lassen, so blieb sein Vorsatz nun unwiderruflich, ehelos zu sterben. Und in der That würde jede eheliche Verbindung in seinem häuslichen Leben große Reformen nöthig gemacht haben.

Beireis schlief nur einige Stunden, und es ist zu bewundern, daß er sich damit bei seinem nicht gar starken Körper und seiner überaus frugalen Lebensweise begnügen konnte. Seine natürliche Lebhaftigkeit ersetzte ihm den Mangel des Schlafs. Das Mahl war bei ihm in zehn Minuten abgethan, damit er desto schneller wieder zur Arbeit übergehen konnte. Nach seiner Meinung gehörte der Mensch in das Geschlecht der Affen, und

Digitized by Google

hatte von Natur mit den fleischfressenden Thieren nichts gemein; daher lebte er größtentheils von Obst, Wurzeln, Gemüse, Birkenwasser und Wein. Ein Gericht Mohrrüben sättigte ihn bisweilen für einen ganzen Tag. Feines Backwerk fand man insgemein bei ihm vor; auch dieses gehörte zu seinen vornehmsten Nahrungsmitteln. Die Kartoffeln, welche er, wie die übrigen Solanen für giftig hielt, waren, auch nachdem sie in unserem Vaterlande eine allgemeine Speise geworden, aus seinem Hause verbannt. Jedoch soll er sich einst, bei Gelegenheit eines Gastmahls, von einer Kartoffelpastete, die ihm gut geschmeckt hatte, die zweite Portion ausgebeten, und selbst nachdem ihm die Bestandtheile verrathen worden waren, dieselbe doch nicht verschmähet haben. Eine andere Lesart, welche ihn auch hier als den unbeugsamen Sonderling hinstellt, sagt jedoch aus, daß er sogleich nach Eröffnung der Bestandtheile der verführerischen Pastete zu Hause gegangen sei, und — salva venia! — ein Brechmittel genommen habe. So viel ist gewiß, daß er eine sehr geregelte Lebensweise führte, und in jedem Lebensgenusse überaus mäßig war. Unstreitig verdankte er dieser Strenge seine fetten unterbrochene Gesundheit und sein hohes Alter; aber, da er ausser einem männlichen Famulus und dessen Familie in einer langen Reihe von Jahren, keine Hausgenossen weiter hatte, auch ohne Zweifel einen nicht geringen Theil seines Vermögens. Dieß um so mehr, je seltner er an öffentlichen Lustbarkeiten, Bällen und ähnlichen Zerstreuungen Theil nahm. Ueberaus selten besuchte Beireis einen Ort des geselligen Vergnügens, und wenn in seinem Hause ja einmal ein Gastgebot gegeben wurde, so beschränkte er sich mehr aus Eigensinn, als aus Geitz auf eine geringe Zahl von Gästen. Auch bei solchen

Digitized by Google

Gelegenheiten erlaubte er sich Scherze zur Würze der geselligen Unterhaltung, welche ihn näher charakterisiren. Einst wird eine Suppe aufgetragen, welche bei dem ersten Anblicke von lebendigem Gewürm zu wimmeln scheint. Alles staunt, als Beireis den Deckel abnimmt. Aber kaum berührt er die Suppe mit seinem Zauberlöffel, so ist das Blendwerk verschwunden, und Jeder läßt sich die Suppe wohlschmecken. Dieselbe Strenge und Mäßigkeit im Lebensgenusse, die treue Befolgung seiner eigenen diätetischen Regeln verlangte Beireis auch, wie sich erwarten läßt, von seinen Patienten, welche, bei langwierigen Uebeln, allerdings durch seine Behandlung oft sehr geschwächt wurden.

Neben seinen Vorlesungen, Studien und Krankenbesuchen beschäftigte sich Beireis öfters in seinem Garten, wo er auch minder saubere Arbeit nicht scheuete. In solchen Beschäftigungen bestanden seine Erholungen, denn auch in dieser Rücksicht war er meistens auf sich selbst beschränkt. Der Mann, welcher sich nicht entschließen konnte, einem geliebten weiblichen Wesen, gegen den schönsten Ersatz durch Aufmunterung und Belebung seines häuslichen Wirkens, einen Theil seines Eigenwillens aufzuopfern, entbehrte auch im Gefühle seiner Selbstgenügsamkeit den vertrauten Freund, welcher ihm fehlte, entweder gar nicht, oder er fand keinen seiner vollkommen würdigen Mann, welchem er sein ganzes Zutrauen hätte schenken sollen. Sein eheloses, höchst eingeschränktes Leben und die aus seiner empfindlichen Eitelkeit entspringenden Verhältnisse entfernten die meisten seiner Kollegen von allem näheren Umgange mit demselben, obgleich nicht zu läugnen ist, daß auch diese die Spaltung, welche zwischen ihnen und

Digitized by Google

dem Hofrath Beireis eintrat, durch das Hohnlächeln über seine Ziererei und Aufdeckung der Blößen, welche er hier und da einmal gezeigt hatte, zum Theil selbst verschuldeten. Da Beireis an ihren freundschaftlichen Versammlungen gewöhnlich keinen Antheil nahm, und nur selten, wie man sagt, in einigen unbedeutenden physiologischen Abhandlungen und Recensionen über Schriften, die orientalische Sprachkunde betreffend, als Schriftsteller auftrat, so blieb ihm keine Gelegenheit übrig, Vergeltung zu üben, als seine Vorlesungen. Man weiß nicht, daß er hier jemals einen seiner Kollegen oder irgend einen Gelehrten von Ruf als Menschen angegriffen habe; allein dem Theologen, Juristen, dem Arzt, Mathematiker, Geschichtsforscher u. s. f., überhaupt dem Gelehrten wußte er oft gar viel, und da waren denn seine Aeusserungen nicht immer in edler und anständiger Sprache abgefaßt. Allein auch im schlimmsten Falle waren sie immer noch mehr possierlich, als insultirend, und die Zuhörer hatten nur ihren Scherz darüber, ohne jemals mit Aengstlichkeit an den Rügen ihres Lehrers zu kleben. So wenig nun solche Ausfälle die übrigen Professoren der Juliuskarlsuniversität beunruhigen oder gar herabsetzen konnten, so sehr schadeten sie ihrem Urheber im Urtheile derer, die ihm nahe waren. Man macht ihm zum Vorwurfe, daß er dem Sprachforscher B., welcher einst einige portugiesische Ausdrücke, deren sich Beireis bediente, berichtigt hatte, oft zum Gegenstande seiner Witzeleien gemacht, und den Professor Sander durch Aufdeckung eines verzeihlichen Irrthums in einem mit Beifall aufgenommenen Werke bitter gekränkt habe. Zu seiner Rechtfertigung dürfen wir hier nicht verschweigen, daß er auch mit manchem seiner Kollegen in besserem Vernehmen lebte,

vorzüglich, wie leicht zu erachten ist, mit solchen, welche am anspruchlosesten seine Verdienste anerkannten, ohne insgeheim darüber zu spötteln. Dahin gehörte der verdienstvolle Professor und Abt P., in dessen Hause Beireis, nahe am Ziele seiner irdischen Laufbahn, sein funfzigjähriges Amtsjubiläum feierte. Seinem würdigen Kollegen, dem Oberbergrathe Lorenz von Krell, schrieb er schon im Februar 1788, als einen Beweis seiner wahrhaft kollegialischen, von jeder Eifersucht weit entfernten Freundschaft, folgende Worte in das Stammbuch:

Ἀναφαίρετον κτῆμα ἐςι παιδεία βροτοῖς.

Ornatissimo Crellio fausta quaevis precatus scripsit D. Godofredus Christophorus Beireis, primarius professor medicinae, chemiae, chirurgiae, pharmaceutices, physices, botanices et reliquae historiae naturalis, hodie prorector. *)

Noch sei es dem Greise und dem Abgeschiedenen zur Ehre gesagt, daß die Vorwürfe, welche nun ohnedieß nicht allein auf seiner Seite sind, ihm nur in früheren Jahren mit vollem Rechte gemacht wurden; diejenigen, welche ihn, wie der Verfasser selbst, später gehört haben, kannten die bittern Aeusserungen, die ihm so oft in den Mund gelegt wurden, nur noch vom Hörensagen.

---

*) Ein unvertilgbarer Schatz ist das Wissen den Sterblichen.

Solches schreibt dem würdigen Krell, ihm alles Erfreuliche wünschend, D. Gottfr. Chr. Beireis, erster Prof. der Medizin u. s. f.

Digitized by Google

Wenn aber Beireis, zumal in seinen früheren und mittleren Jahren, seiner Kollegen in Rücksicht ihrer Gelehrsamkeit öfters in Sarkasmen, als mit Liebe gedachte, so kamen auswärtige Verehrer der Wissenschaften mit nichten besser von der Fechtschule. Die Hundeschwänze, Schöpse und superklugen Schöpskanaillen zerrissen da von Zeit zu Zeit den Faden des Vortrages auf eine nicht eben feine und humane Weise. Er pflegte dann die Männer, welche auf hohe Bildung und Gelehrsamkeit Anspruch machten, in ganze, dreiviertel und halbe Köpfe einzutheilen. Kopf überhaupt schrieb er nur denen zu, welche vorzüglichen Scharfsinn im Denken bewiesen; den Genies redete Beireis nie das Wort, weil sie der Welt insgemein nichts nützten, und weil er selbst einmal ein einst berühmtes Genie in der Person eines Stallknechts wiedergefunden haben wollte. Zu den halben Köpfen rechnete er alle guten Geschäftsmänner, zu den dreiviertel Köpfen diejenigen, welche sich durch sorgfältige Bearbeitung der Wissenschaften Ruhm erworben hatten; aber nur die ganzen Köpfe waren selbst Erfinder und Schöpfer neuer Ideen, Wahrheiten und Wissenschaften. Es ist nicht mehr zweifelhaft, in welche Klasse Beireis sich selbst nach solcher Eintheilung setzte. Minder befremdend wird dadurch auch seine weltbekannte Erklärung über die drei vorzüglichsten Männer der Erde, welche er für ganze Köpfe gelten ließ. Er pflegte hier als die beiden ersten bald den Thales von Milet und Newton, bald Archimedes und Friedrich den Großen, oder andere hochgefeierte Namen anzuführen; den dritten erlaubte ihm die Bescheidenheit nicht, zu nennen. Selbst Leibnitz hatte nur drei Viertheile ächter Geistesgröße auf die Waagschale der Köpfe zu legen.

Digitized by Google

Glaubte Beireis ein andermal Aehnlichkeiten zwischen sich und Schwärmern, wie Paracelsus und Bombastus von Hohenheim zu entdecken, so trat er sich hier zu nahe. Denn nicht zu gedenken, daß seine Lebensweise überaus mässig, und sein staatsbürgerlicher Wandel sehr rechtlich, ja fast tadellos war; so sind ihm auch wahrhaft gründliche Kenntnisse in vielen Zweigen der Gelehrsamkeit wahrlich nicht abzusprechen. Sein vielseitiges Wirken liefert dafür die genügendsten Beweise.

Als Professor hat er unstreitig durch den Vortrag verschiedener Wissenschaften, wie die Chemie und Physik, vorzüglichen Nutzen gestiftet, so daß seine Kenntnisse und Entdeckungen in diesen Feldern des menschlichen Wissens, wenn er als Schriftsteller damit hätte hervortreten wollen, ihm zumal in seinen früheren Jahren, bald einen solideren Ruf erworben haben würden, als der blendende Schimmer derselben im Verborgenen. Leider trifft ihn jedoch der Vorwurf, daß er in seinen Studien nicht mit der Zeit fortschritt, woran unstreitig seine Selbstgenügsamkeit nicht geringen Antheil hatte, und daß er daher in den späteren Jahren seines Wirkens minder anziehend und lehrreich war, ungeachtet er, nach dem Zeugnisse Aller, die ihn hörten, auch damals in seinen Vorträgen noch einen großen Reichthum schätzbarer Kenntnisse entfaltete. Greise, welche ihn zur Zeit der vollen Kraft seines Wirkens, 1767 bis 1770, gehört haben, behaupten, daß damals seine Vorlesungen über die Physik die vorzüglichsten, und hauptsächlich dann überaus gehaltreich und anziehend gewesen wären, wenn es ihm darauf ankam, sich im höchsten Glanze gründlicher Gelehrsamkeit zu zeigen. Fremde

Digitized by Google

verließen seine Hallen alsdann mit Ehrfurcht und Bewunderung.

Die Physik las Beireis nach dem kurzen Handbuche der Naturlehre von Krüger, seinem Vorgänger in der Professur dieser Wissenschaft. Sprach er allen Kompendien der Naturlehre das Verdammungsurtheil, so erklärte er dieses für das schlechteste, und verrieth nun auch durch seine Wahl eine kleine Eitelkeit, in so fern ihm ein so mangelhaftes Buch am häufigsten Gelegenheit gab, sich über seinen Vorgänger zu erheben. Nächstdem gab ihm Eberhards Lehrbuch der Physik, vornehmlich durch seinen unendlichen Rhadius, häufig Stoff zu beissenden Scherzen. Verzeihlich ist es wohl, wenn er auch als Physiker einmal eine irrige Meinung vertheidigte, indem er der Aeronautik als einer französischen Windbeutelei erwähnte. Es läßt sich davon noch nicht auf Unkunde in dieser Wissenschaft überhaupt schließen. Gerade die physikalischen Vorlesungen wurden von vielen Schülern, wie man weiß, für seine lehrreichsten gehalten.

Auch in den übrigen Naturwissenschaften gestehen ihm die meisten seiner Schüler einen großen Umfang an gründlichen Kenntnissen und eigenen Beobachtungen zu. Auch konnte ihm dazu seine reiche Sammlung von Naturalien treffliche Dienste leisten; nur die Botanik soll ihm nicht so nahe vertraut gewesen sein, als er sich den Schein zu geben suchte. Er verrieth solches bei seinen Besuchen im botanischen Garten zu Helmstädt, wenn er, von Sachkundigen dahin begleitet, das Gespräch geschickt abzubrechen, und auf andere Gegenstände zu leiten suchte, fiel die Rede hier zufällig auf diese

Digitized by Google

oder jene ihm weniger bekannte Pflanze und ihre Kräfte. Die kenntnißreicheren seiner Zuhörer wollen solches auch in den Vorlesungen über die Pflanzenkunde und vorzüglich auf den botanischen Wanderungen bemerkt haben, welche er alljährlich in der blumenreichen Gegend von Helmstädt einmal mit ihnen anzustellen pflegte.

Als Lehrer der sämmtlichen naturwissenschaftlichen, medizinischen und chirurgischen Wissenschaften glaubte er sich auch verbunden, über alle diese zu lesen, und kündigte daher in den halbjährigen Lektionskatalogen jederzeit zehn bis zwölf, oft noch mehrere Vorlesungen an. Noch ein Jahr vor seinem Tode ließ Beireis Vorlesungen über die Naturbeschreibung der Fossilien, Experimentalphysik, Kameralwissenschaft, metallurgische Chemie, gesammte Naturbeschreibung, über die Aphorismen des Hippokrates, die Heilkunde, gerichtliche Medizin, Pathologie, Geburtshülfe, Physiologie, Physik mit Anwendung auf die Landwirthschaft u. s. f. anschlagen, von welchen freilich, wie von jeher, die wenigsten zu Stande kamen. Die an sich nicht bedeutende Anzahl der Verehrer dieser Wissenschaften auf der ehemaligen Juliuskarlsuniversität hatte nun auch andere treffliche Lehrer derselben, als den um die Chemie sehr verdienten L. von Krell und die Professoren Remer und Bartels, welche hernachmals die Würdigung ihrer Verdienste auf andere hohe Lehranstalten berufen hat. Es ist nicht zu erwarten, daß ein Gelehrter in so vielen Feldern des Wissens so bewandert sei, um in allen mit Beifall als akademischer Lehrer auftreten zu können. Beireis aber begnügte sich auch damit noch nicht. Er wollte im ganzen Umfange des Worts Polyhistor, ja man könnte hinzusetzen, auch Polytechniker sein; denn

er machte Ansprüche auf alle mechanischen und gymnastischen Geschicklichkeiten. Wir wollen ihm auch hier durch alle Gebiete menschlicher Wissenschaft und Kunst folgen, in welche er selbst uns einführt, und werden dabei eben so oft Gelegenheit haben, ihn zu bewundern, als zu tadeln.

Beireis machte Ansprüche auf eine gründliche Sprachkunde, und besaß allerdings einen schätzbaren Reichthum an Sprachkenntnissen. Er war Philologe und Linguist, nur beides nicht in dem Grade, als er es zu sein behauptete. Hatte er wirklich in mehreren morgenländischen Sprachen so viel gethan, daß er die heiligen Urkunden des alten Bundes historisch und grammatisch zu erklären verstand, und selbst für den Verfasser gründlicher Beurtheilungen einiger Schriften, die orientalische Literatur betreffend, gehalten werden konnte, so maßte er sich nun auch eine vollständige Kenntniß des Chinesischen an, wodurch er einst eine Gelegenheit gewann, seine ausserordentliche Erfindungsgabe zu bewähren. Eine beschmutzte und eingerissene Tuschetikette wird ihm überreicht, mit der Bitte, die darauf stehenden chinesischen Charaktere zu erklären. Alles ist begierig, den unverschämten Prahler auszulachen. — Wie kommen Sie zu diesem Besitze? ruft er plötzlich aus; dieses Blatt enthält ein Fragment eines der vorzüglichsten chinesischen Romane! Er leitet sofort den Roman selbst ein, steigert in seiner Erzählung die Gefühle seiner Zuhörer bis zum höchsten Interesse für seinen Gegenstand, und als nun alle der Entwickelung der Erzählung in gespannter Erwartung entgegensehen, da bricht der Erzähler plötzlich ab. Dies ist die Stelle, sagt er, welche das Fragment enthält, und kehrt seinen unbefriedigten

Digitized by Google

Zuhörern, nachdem er sie die Ueberlegenheit seines Geistes in schmerzlichen und frohen Empfindungen, erregt durch seine Darstellung, hat fühlen lassen, den Rücken. In den neueren Sprachen soll er weniger bewandert gewesen sein, und namentlich das Englische, Italienische und Französische fehlerhaft ausgesprochen haben. Am stärksten war er ohne Zweifel im Griechischen und Lateinischen, da ihm diese beiden Sprachen als Vehikel seiner medizinischen und naturwissenschaftlichen Studien am unentbehrlichsten waren.

Beireis wollte auch für einen großen Mathematiker gelten, und ist häufig dafür ausgegeben worden. Allein hier verrieth er einst seine Schwäche auf eine empfindlichere Weise. Der Oberbergrath B. sollte zum Behuf mathematischer Vorlesungen auf der Universität zu Helmstädt einen Beweis seiner Kenntnisse ablegen. Beireis und ein Professor der Rechte, Keufkel, sind dazu bestimmt, ihn zu prüfen. Der letztere entzieht sich der Prüfung durch die offene Erklärung, kein Mathematiker zu sein, und überläßt das Examen seinem gelehrten Kollegen. Dieser giebt seinem Kandidaten eine Wurzel auszuziehen. Ist die gegebene eine reine Quadratzahl? frägt jener seinen Meister. Das werden Sie finden, antwortet dieser. Nein, versetzt B., dann will ich sie im Kopfe berechnen. Gesagt, gethan. Der Hofrath Beireis ist betroffen, thut indessen noch einige Fragen an den bewährt gefundenen Schüler des Euklides, und das Examen ist geschlossen. — Oefters hat er auch in seinen Vorlesungen wohl unverständliche mathematische Formeln angeschrieben; gute Mathematiker unter seinen Schülern haben dieselben in seiner Abwesenheit berichtigt, aber

Digitized by Google

durch beleidigten Eigensinn und stolzes Selbstgefühl die seinigen immer wieder hergestellt gefunden.

Noch weiß die Geschichte von keinem Kopfe, welcher einen Homer und Archimedes oder Pindar und Euklides in einer Person vereinigt habe. Beireis, welcher zu Aeskulaps Fahnen geschworen hatte, mit Männern, wie Justus Lipsius, Kasaubonus, Kennikott, Newton, Wolf und Leibnitz wetteiferte, leistete auch auf den Ruhm der anakreontischen Lyra nicht Verzicht. Die vorzüglichsten Stücke seiner Gemäldesammlung waren mit poetischen Ergüssen ihres Besitzers geschmückt. Bisweilen schrieb er sogar Briefe in Reimen, und als er einst von dem ältern Schmidt Phiseldeck aufgefordert wurde, aus dem Stegreife in einer Gesellschaft gelehrter Männer ein Gedicht zu machen, wurde folgende äsopische Fabel neu geboren:

Die Eiche sprach zum Halme:
Ich bin, gleich einer Palme,
So majestätisch groß.
Ich weiche keinem Stoß,
Selbst nicht dem stärksten Sturme;
Du bleibst, gleich einem Wurme,
An nied'rer Erde stehn,
Und wankst bei jedem Wehn
Nach allen Seiten hin,
Da ich unbiegsam bin,
Und selbst dem Sturm nicht weiche.
So sprach die stolze Eiche,
Und sah mit Hohn herab, —
Da brach der Sturm sie ab.
Nun sprach des Halmes Aehre
Dem Stolz zur weisen Lehre:
Da liegst du nun zerstört,
Und ich bin unversehrt.

Digitized by Google

Mit der Dichtkunst ist die Musik innigst verwandt. War ihm die Muse der Poesie nicht abhold gewesen, so konnte ihm auch Euterpe ihre Gunst nicht ganz entzogen haben. Bei der Jubelfeier der Universität Helmstädt 1776 suchte sich Beireis als Tonkünstler hervorzuthun. Eine von ihm komponirte Kantate kam zum Vorscheine und wurde gegeben. Musikverständige, welche sie gehört hatten, behaupteten, daß der Komponist sich darin zwar keinen Verstoß gegen die Harmonie zu Schulden kommen lasse, aber der Melodie überall Hohn spreche.

Es befremdet uns jetzt nicht mehr, wenn wir ihn nun auch als Reiter, Fechter, Scheibenschützen, kurz in allen möglichen Gestalten vor uns auftreten sehen, in welchen der sterbliche Mensch jemals um den Beifall der Menge gebuhlt hat. Als Reiter zeigte er sich vorzüglich in Neapel einst in seiner Größe. Der König beider Sizilien, welcher ihn mit seltner Gnade aufgenommen hatte, und ihm seinen Aufenthalt unter dem schönen italienischen Himmel so viel als möglich durch Genüsse jeglicher Art zu würzen suchte, ließ ihn auch einmal seinen prachtvollen Marstall durchmustern. Beireis verweilt staunend vor einem herrlichen Zelter. Mit Verdruß muß er hören, daß das schöne Thier zum Reiten unbrauchbar sei. Seine Zweifel werden durch die vergeblichen Versuche der vornehmsten Reiter von Neapel nicht widerlegt. Lächelnd nähert er sich dem wilden Rosse, wie einst Alexander seinem Bucephalus, stellt das Thier gegen die Sonne, schwingt sich hinauf, und tummelt den Zelter zur Freude des ganzen Hofes und der staunenden Menge auf dem Broglio auf und nieder. Unter lärmendem Beifallklatschen jauchzen ihm die Neapolitaner ihr: viva il divino Beireisio! entgegen.

Digitized by Google

Einst wird er zu Pferde zu einem kranken Edelmanne berufen. Er reitet rasch, und plötzlich sieht ihn sein Begleiter, welcher ihm nachfolgt, von einem Heiligenscheine umgeben. Er aber ist wahrheitsliebend genug, dem erstaunten Patienten die Erscheinung aus der stärkeren Ausdünstung bei strengem Reiten, von der untergehenden Sonne erleuchtet, zu erklären.

Vom Hofe zu Anhalt Dessau zur Jagd eingeladen, wurde Beireis auf einem Treibjagen vortheilhaft angestellt, und schoß, bei dem dort bekannten großen Reichthume an Wild, so eifrig, daß zwei Jäger, welche zu seiner Bedienung zur Hand waren, genug zu thun hatten, seine beiden Doppelgewehre stets schußfertig zu halten. Und was er sah, das fehlte er auch nicht, so daß er ruhmgekrönt auch dieses Feld der Ehren verließ. Eben so viel Geschicklichkeit behauptete er als Scheibenschütze zu besitzen, ein Wahn, zu welchem er auf folgende unschuldige, aber sonderbare Art gekommen war. Ein Prälat vom Kloster Ludgeri bei Helmstädt ladet vor langer Zeit die Professoren der dortigen Universität öfters zu sich ein, und sucht ihnen einst auch durch Scheibenschießen Zerstreuung zu verschaffen. Er selbst nimmt thätigen Antheil an diesem Vergnügen. Sobald er einen guten Schuß gethan hat, weiset der wohlunterrichtete Scheibenwärter auf den Rand der Scheibe, und die besten Schüsse werden für die Professoren aufbewahrt, welche fehl schießen. Der Hofrath Beireis, welcher hierbei vorzüglich begünstigt wurde, hatte stets schwarz geschossen. — Wenn er nun seine Geschicklichkeit als Scheibenschütze rühmte, so pflegte er denen, die ihn besuchten, auch eine Büchse vorzuweisen, welche ein Trabant Gustaph Adolphs geführt haben sollte. Nach

seiner Versicherung schoß dieselbe auf fünfhundert Schritte weit auf den Fleck, näher jederzeit über den Zielpunkt hinweg.

Daß Beireis der Fechtkunst und des Voltigirens nicht ganz unkundig war, wollen Einige behaupten, die ihn noch bei herannahendem Alter in fröhlicher Gesellschaft Stiche führen sahen, welche keiner der anwesenden kunstverständigen Vorfechter der Universität pariren konnte. Auch erzählt man, daß er hier durch Radschlagen eine ungemeine Gewandheit und Geschmeidigkeit des Körpers bewiesen habe, welche dem seltsamen Manne keiner von denen zutrauete, die ihn nur davon reden hörten. Wir lassen dies dahin gestellt sein, und begnügen uns, unsern Lesern hier einige Proben geliefert zu haben, wie vielumfassend die Ansprüche unseres Beireis auf die Bewunderung Anderer waren; wie sehr er jedoch diese Bewunderung auch verdient haben würde, wenn er die Schranken der Bescheidenheit besser gekannt hätte, als er sich dessen rühmte. Was er als Zeichner, Tänzer u. s. f. gewesen sein will und soll, dürfen wir nun mit Stillschweigen übergehen. Wurde aber der Geschicklichkeit und den vielseitigen Talenten dieses Mannes sehr oft durch Schmeichelei, Staunen der Menge und Zudrang der vornehmen Welt in seinem Hause vielfältig gehuldigt: was war natürlicher, als daß er sich als Universalgenie geltend zu machen suchte, ungeachtet er gerade diesen Namen verabscheuete? Er erklärte sich bereitwillig, über jede Frage, zu welchem Zweige des menschlichen Wissens sie auch gehören mögte, Aufschluß zu geben. Jedoch scheint ihn auch diese Ruhmredigkeit nicht bis in seine letzten Lebensjahre begleitet zu haben, in welchen ihm seine Zuhörer die

Digitized by Google

Worte schon ablauschen mußten, und eine gewisse Sanftheit und Ruhe in seinen Vortrag verschmolzen war, welche die Ehrfurcht gegen den gelehrten Greis nur in gefühllosen und rohen Seelen nicht aufkeimen ließ. Viele, welche ihn früherhin vielleicht auch härter beurtheilt haben würden, hiengen nun mit hoher Achtung und Liebe an ihm, und wäre es auch nur um der väterlichen Güte willen gewesen, mit welcher er selbst die jüngsten und unerfahrensten unter ihnen bei sich aufnahm.

Seine Menschenfreundlichkeit und liebevolle Nachsicht bewies er den Musensöhnen der Universität zu Helmstädt vorzüglich während der mehrmals von ihm bekleideten Prorektorwürde. Ob es ein Lob sei für den Richter, sich im Urtheile über die ihm anvertrauete Menge, wenn er nach der Strenge des Gesetzes strafen soll, von der Humanität regieren zu lassen, mag zweifelhaft sein; der Mensch darf mit Zuversicht seinen Ruhm darin suchen. Als solchen betrachten wir den Hofrath Beireis, wenn wir hören, daß er sich derer, welche sich jugendliche Verirrungen hatten zu Schulden kommen lassen, stets mit Wärme annahm. Es wird versichert, daß unter seinem Prorektorate niemals ein Student relegirt worden sei. Eine einzige Ausnahme soll er mit einem Verwandten seines Namens, bei Gelegenheit gesetzwidriger Vorfälle, gemacht haben; vielleicht nur, um hier den Vorwurf der Partheilichkeit gegen einen ihm näher Verbundenen ganz von sich zu entfernen. Dafür hat er auch stets die ungetheilte Stimme der Studierenden für sich gehabt, und selbst diejenigen, welche sich durch die zahlreichen Anekdoten und Mährchen von Beireis zum Spott und zur Bitterkeit in ihren Urtheilen über

Digitized by Google

ihn hinreissen ließen, gewannen ihn lieb und achteten ihn, sobald sie ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen und gehört, oder näher kennen gelernt hatten.

Was er als praktischer Arzt gewesen sei, ist schon an einem andern Orte gewürdigt worden, wo die Gründe seines ausgebreiteten Rufs näher beleuchtet wurden.

Unter so vielfältigem, stets unermüdetem, Tausenden wahrhaft nützlichem und nur jener ruhmredigen Selbstgenügsamkeit wegen zu oft schief und in gehässigem Lichte dargestelltem Wirken, erlebte Beireis am 29. Mai 1809 die Freude, seine funfzigjährige Amtsjubelfeier im festlichen Kreise sämmtlicher Familien der Helmstädtischen Professoren zu begehen. Am Abend dieses festlichen Tages versammelten sich die sämmtlichen Studierenden der damals noch bestehenden Universität zu Helmstädt zu einem feierlichen Zuge, um dem vielfach verdienten Greise ein Lebehoch zuzurufen. Viele von ihnen wurden von ihm zur Theilnahme an diesem Feste eingeladen, und sahen ihn hier als achtzigjährigen Greis noch einmal fröhlich im Kreise der Fröhlichen. Ein Gedicht, welches, von einem aus ihrer Mitte entworfen, die Empfindungen der Studierenden für den Jubilaren und die Würdigung seiner Verdienste fast zu warm aussprach, ward ihm überreicht; es trug dazu bei, die Freude des Gefeierten zu erhöhen, und flößte ihm neuen Muth und Hoffnung ein, noch länger unter den Lebenden zu wandeln.

Allein im Rathe des Höchsten war es anders bestimmt. Nur wenige Sommermonde waren dem Greise noch auf Erden vergönnt. Die Jubelfeier schien ihm

Digitized by Google

die Weihe für ein anderes, höheres Dasein gegeben zu haben. Mehrere der edelsten und schönsten Zierden der vormaligen hohen Schule zu Helmstädt waren ihm vorangegangen; ein Pfeiler der Universität, welche durch die Kalirte, Konringe, Mosheime und andere große Männer einst geblühet hat, fiel nach dem andern, und Beireis sollte das Laub nicht mehr welk von den Eichen fallen sehen, welches ihm am festlichsten Tage seines Lebens so reich entgegengrünte. Herbst und Winter des irdischen Wandels hatte er bereits hinter sich; der ewige Frühling des Himmlischen rief ihn am 18. September 1809 aus der Mitte der Sterblichen hinweg, um ihn den Tod der Anstalt, an welcher er so lange mit glücklichem Erfolge gewirkt hatte, nicht überleben zu lassen.

Eine bösartige Ruhr, welche früher schon öfter und auch diesmal in Helmstädt wieder zahlreiche Opfer des Todes hinweggerafft hatte, endete das thätige Leben dieses Mannes. Drei Tage hatte er ohne merkliche Abnahme seiner Kräfte während seiner Krankheit zugebracht; die vierte Nacht verfloß mit schriftlichen Zusätzen zu seinem Testamente; am fünften Tage ließ er, im Vorgefühle des Todes, die Gerichtspersonen kommen, welche seinem letzten Willen Rechtskraft geben sollten. Unter fortdauerndem Reden sank er dann sanft und mit weiser Ergebung in die Arme des Todes.

Mit ihm fiel wiederum eine Stütze der geliebten Braut des einst hoch gefeierten Julius Karl. Die meisten, welche die Lehren der Weisheit noch aus dem Munde des Greises gehört oder ihn sonst achten und lieben gelernt hatten, waren in die Heimath zerstreuet. Die noch übrigen Lehrer der Universität trauerten noch

Digitized by Google

über das harte Verhängniß, welches ihnen nach einander so viele ihrer verdienten Mitarbeiter, wie Eisenhard, Häberlin und Henke, durch den Tod entriß, und andere durch die Geissel der Tyrannei aus ihrer Nähe scheuchte. Beireis wurde daher unter trauervollen Ahnungen in aller Stille zu Grabe getragen und beerdigt. Das angemessenste Gefühl nach vielfachen Schlägen des Schicksals, unter schwerem Drucke der Zeit und hoffnungslosem Forschen in der Zukunft, tiefe Wehmuth Aller, die ihn näher gekannt hatten, folgte ihm hinüber in das Reich der Ewigkeit. Auch seine Stelle blieb unbesetzt. Die trauteste Freundin, welche seinen Verlust so vielen schmerzlichen Erfahrungen in ihren letzten Jahren zugesellt, nicht länger überleben konnte, und ihm zuerst nachfolgte, war die Julia Carolina selbst. Vandalenhände, welche schon lange an der Zerstörung des Gebäudes gerüttelt hatten, rissen nun auch die letzten Trümmern desselben zusammen. Einige schätzenswerthe Schriften, physikalische und astronomische Instrumente u. s. f., welche Beireis der Universität in seinem Vermächtniß hinterlassen hatte, sind späterhin einer ihr verschwisterten Anstalt, dem Collegio Carolino zu Braunschweig, vergleichsweise zu Theile geworden.

Der bedeutende, ohne genaue Würdigung der kostbaren Sammlungen des Verewigten auf 90,000 Thaler berechnete Nachlaß ist der Gattin des vormaligen Tribunalsrichters Werneburg zu Heiligenstadt und ihren vier Kindern, als Haupterben, zugetheilt. Nächst diesen haben davon die Kinder des getreuen Leonhard, eine Schwester des Erblassers, Wittwe des Konrektor Georgy nebst ihrem Sohne und die Armenkasse zu Helmstädt größere und geringere Antheile erhalten.

Digitized by Google

Auch aus der Vertheilung seines Nachlasses hat man nachtheilige Resultate für den Charakter des verewigten Beireis gezogen. Ich wage es nicht, die Gründe, durch welche bestimmt, derselbe seine letzten Anordnungen gerade so und nicht anders getroffen hatte, daß seiner Schwester und den Ihrigen von dem ganzen Nachlasse nur 400 Thaler werden sollten, auszumitteln; vielleicht waren Familienzwiste die Ursach, daß er die größeren Summen weniger verkürzt in die Hände anderer, ihm nicht näherer Verwandten übergehen ließ. Diese verwilligten den Zurückgesetzten statt der festgesetzten 400 Thaler zweitausend, und stellten sie damit zufrieden. Was sich mit mehr Zuverlässigkeit aus den mitgetheilten und anderen Zeugnissen seines thätigen Lebens als Charakterzug des übrigens gelehrten Beireis nachweisen läßt, ist ein hoher Grad von Selbstgenügsamkeit und eine fast unbegränzte Eitelkeit, welche sich vorzüglich in der unwiderstehlichen Sucht, durch außerordentliche Kräfte, durch den höchsten Besitz alles Kostbaren und durch lükkenleeres Wissen zu glänzen, offenbarte. So zeigt er sich, indem er dem russischen Fürsten Orlow, welcher die von Beireis angeblich zu 14000 Rthlr. angekauften, überaus fein gearbeiteten Lüberkühnschen Präparate für die Kaiserin Katharina wiederkaufen will, zur Antwort giebt: „Fürst, wenn Gott selbst vom Himmel stiege und sagte: Beireis, ich gebe Dir Europa, Asien, Afrika u. s. w., gieb mir dies Kästchen! so spräche ich dennoch: nein!"

So zeigt er sich, wenn er seinen verrufenen Diamant als den größesten Schatz der Welt anpreist und erklärt: „die Welt, die mich nicht zu würdigen weiß,

Digitized by Google

ist seiner unwerth; er soll aufsteigen zu dem Urquell des Lichts, von welchem er ausgieng.

So zeigte er sich ferner, wenn er in einem seiner Zimmer, welches mit allerlei seltsamen Figuren geschmückt war, in Gegenwart hülfsbedürftiger Kranken nach Licht rief, und plötzlich vom phosphorbestrichenen Rachen eines züngelnden Teufels sein schnell geriebenes Papier in lodernen Flammen zurücknahm.

So lernen wir ihn ferner kennen, wenn er das starke Pflanzenverzeichniß des Professors Viborg zu Kopenhagen abschreibt, für das seine ausgiebt, und sich zur Uebersendung aller der Sämereien und Gewächse bereit erklärt, welche Viborg zu liefern verspricht.

Darum verweilte er mit dem Chemiker gern in der Gemäldesammlung, mit dem Maler bei seinen Steinen und mit dem Botaniker vor seinen Präparaten. Jeder mußte Gelegenheit haben, etwas zu bewundern. Darum faßte er aus Bücher-, Gemälde- und Münzverzeichnissen seitenlange Beschreibungen ins Gedächtniß, welche er dann geschickt genug zu gebrauchen wußte. Darum suchte er sein Glück und seine Zufriedenheit niemals ausser sich. In der anmaßlichen Vereinigung aller menschlichen Vollkommenheiten in seiner Person glaubte er das höchste Glück des Lebens zu finden. Hiernach scheint es unwahrscheinlich, daß er, wie von ihm erzählt wird, sich den Erbadel angemaßt und den Namen seiner Voreltern von einem Dorfe Reis, in welchem diese Besitzungen gehabt hätten, abgeleitet haben. Daß er niemals als Schriftsteller auftrat, war auch

mehr eine Folge seiner Eitelkeit, als Liebe zur Bequemlichkeit. Sokrates und Faust schrieben auch nicht.

Was man ihm sonst noch zum Vorwurf machen kann, ist eine gewisse Spötterei über andere Gelehrte, welche ihm zur Gewohnheit geworden war. Eine Ausnahme machte er jedoch mit dem berühmten Kästner und dem Abte Teller, gegen welche er viel Hochachtung zeigte. Aber irrig hat man aus der Verwendung so großer Summen, als oben angedeutet worden ist, für seltene und kostbare Sachen, auf die Prunkliebe des Käufers geschlossen. Wir lassen hier den rühmlich bekannten Lichtenstein die zweite, schon andern Orts mitgetheilte Frage beantworten: „ob nicht jeder verständige Mann lieber einen andern Gebrauch von seinem Gelde machen, als sich dafür mit solchem unnützen Plunder belasten würde?" „Ich bin stolz darauf," sagt derselbe, „einen so oft verkannten, mit und ohne sein Verschulden irrig beschwatzten Mann hinlänglich gekannt zu haben, daß ich behaupten und versichern darf: er war aus Ueberzeugung Eudämonist im edlen Sinne des Worts, daß ihm nichts zu theuer war, um den Schöpfer in seinen Werken der Natur und um seine Nebenmenschen in ihren Kunstwerken so deutlich als möglich erkennen und verehren zu lernen; daraus aber das reinste Vergnügen zu schöpfen. Ferner hatte Beireis viele Prachtstücke von seinen Zuhörern, Patienten und Bewerbern um Mittheilung chemischer Geheimnisse geschenkt, oder um äusserst geringe Preise überlassen erhalten; er kaufte, wegen seiner ausgebreiteten Verbindungen auch von ganz fremden Leuten Manches um geringen Preis, hielt dieses auch gegen seine genaueren Freunde oder gegen Fremde, die er hochschätzte, und denen er es zu vertrauen für

Digitized by Google

gerathen achtete, keineswegs verborgen. Es war aber auch in ökonomischer Hinsicht gar nicht unverständig von ihm gehandelt, daß er große Kosten auf Sammlungen wandte, die sich gerade bei ihm, nach seiner persönlichen Lage, durch Vermehrung seines Ruhms und Beifalls überaus gut verzinseten. Da dieser ökonomische Nutzen von der Meinung des großen, unverständigen Meinung des Haufens abhieng, so ließ er es geschehen, daß man ihn für einen Wundermann und Halbgott hielt. Ja er beförderte die Ueberschätzung seiner Besitzthümer mitunter selbst durch eigene Winke und Aussagen, um sich im engeren Kreise seiner Vertrauten über die leichtgläubige Einfalt des gelehrten und ungelehrten Pöbels lustig zu machen. Er wußte es wohl, daß hierdurch mancher achtbare Mann irre an ihm werde; aber er setzte sich über die Urtheile seiner Zeitgenossen und Mitbürger hinweg, und tröstete sich mit dem Beifalle seines eigenen Gewissens, in welchem er überzeugt war, recht und klug gehandelt zu haben."

Was wir noch mehr an seinem Charakter zu rühmen haben, war eine hohe Religiosität, welche er dann vorzüglich an den Tag legte, wenn er seinen Empfindungen in herzerhebenden Worten über die Beschränktheit menschlicher Kenntnisse und Einsichten und über den ewigen Werth und die Zuverlässigkeit der Religion und Tugend, welcher der Mensch allein vertrauen müsse, freien Lauf ließ. Ein ganz anderer Mann schien dann aufzutreten, als jener ruhmredige Beireis, welcher von seiner eigenen Gelehrsamkeit und seinen großen Schätzen nicht genug erzählen konnte. Zu seinen edleren Zügen gehört dann auch die schon öfters berührte zuvorkommende Höflichkeit, Gastfreundschaft und unbegränzte

Gefälligkeit, mit welcher er jedem Fremden, selbst in dringenden Geschäften, begegnete. Jeder gieng befriedigt aus seinem Hause, und war er auch nur durch abentheuerliche Erzählung unwahrscheinlicher Vorgänge täuschend, doch angenehm unterhalten. Damit stimmt denn auch die kurze Charakteristik, welche wir im Konversationslexikon über Beireis finden, überein: „Beireis besaß manche gute Eigenschaften, hatte vielen natürlichen Verstand, einen großen Reichthum an Kenntnissen; war ein geschickter, uneigennütziger und sorgfältiger Arzt; seine Gespräche waren interessant, und er wurde von einer großen Menge Gelehrter und Reisender besucht, welche er jederzeit mit freundlichem Wohlwollen empfieng. Eitelkeit war aber die Triebfeder aller seiner Handlungen, und um diese zu befriedigen, scheuete er kein Mittel. Er lebte fast ohne allen Umgang, blieb stets unverheirathet und war bemüht, sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben."

Um das Bild seines Charakters und seiner Sitten zu endigen, bedarf es noch einiger Pinselstriche, welche jedoch nicht dazu beitragen mögen, ihn von dem Verdachte zu reinigen, ein Sonderling gewesen zu sein. Eigensinn gestattete ihm nicht, in seinem Arbeitszimmer jemals aufräumen zu lassen. Er führte seine Gäste hier in ein Gemach, in welchem Bücher, Kasten, Schächtelchen und Papiere wild durch einander lagen, und so hoch mit Staube bedeckt waren, daß man darin zeichnen konnte. Aus diesem Chaos holte er bald hier, bald da mit sicherer Hand hervor, was er gerade zu haben wünschte, ein Beweis, daß doch eine gewisse Ordnung darin herrschte. Und diese zeigte sich auch da, wo man nach seinem Tode die Berichte von seinen Patien-

Digitized by Google

ten Distriktsweise nach Jahrgängen eingetheilt fand. Als Sonderling zeigte er sich auch in seinem Aeussern. Beireis war von mittlerer Größe, nicht äusserlich stark, aber kraftvoll. Seine Gesichtsfarbe war blaß, sein Gang gebückt und vorsichtig; Auge und Sprache, ja der ganze Körper verrieth ungemeine Lebhaftigkeit. Er trug eine niedrige, weiße Perücke von Ziegenhaaren mit Locken an den Seiten und einem kleinen Knoten über dem Nacken. Seine schmale, weiße Halsbinde schloß hinterwärts eine große silberne Schnalle. Der Rock mit großen Aufschlägen und Schössen, samt der langtaschigen Weste und den Beinkleidern von gelblichbraunem oder müllerblauem Tuche gemacht, verrieth ein hohes Alter oder erinnerte wenigstens an längst vergangene Zeiten; denn Beireis haßte den Wechsel der Moden. Schwarze Strümpfe und hochklappige Schuhe mit kleinen runden Schnallen bekleideten die unteren Gliedmaaßen seines Körpers. Wer ihn nicht kannte, hätte ihn so für den berüchtigten Doktor Faust halten sollen, mit welchem er sich selbst wohl einmal in Paralele stellte, und von Andern öfters verglichen worden ist. Die Bewunderung der unkundigen Menge, heißt es hier, war Faustś höchster Triumph; auch Beireis geitzte danach. Von Faust erzählt Johann Tritheim, welcher ihn einen gyrovagus battologus und circumsellio *) nennt, er habe ein großes, gelehrtes Triumvirat angenommen in Plato, Aristoteles und sich selbst; dasselbe that Beireis auch. Faust behauptete die Schriften dieser Männer, sollten sie verloren gehen, nur durch seine Weisheit

*) Einen geschwätzigen und unruhigen Geisterbeschwörer.

Digitized by Google

wieder herstellen, Alles wissen und ergründen zu können, was der Mensch nur zu wissen wünschen mögte; Beireis würde sich solche Erklärungen auch nicht übel genommen haben.

Man fühlt jedoch das Einseitige dieser Paralele bald. Gerade die schwächste Seite, welche so oft, mit Ausschluß aller seiner edleren Züge und wahrhaften Verdienste, zum Stichblatte der Witzelei geworden ist, wird auch hier herausgehoben, um ihn in den engen Zauberkreis eines Geistersehers oder Hexenmeisters herabzuziehen. Beireis, welcher sich nicht allein mit Faust, sondern auch mit großen, allgemein geachteten Männern von hohen Verdiensten zusammenstellte, wie dies oben bereits erwähnt worden ist, ließe sich nun auch noch treffender mit Justus Lipsius und Herrmann Konring vergleichen; diese entehren ihn nicht als gründlichen Gelehrten, und weisen seiner geschwätzigen Eitelkeit zugleich den verdienten Platz an in der Geschichte merkwürdiger Charaktere.

Unstreitig war Beireis eine sehr merkwürdige Erscheinung, welche richtiger und besser nach ihrer Entstehung und allmähligen Ausbildung, nach ihrer vieljährigen, höchst wohlthätigen Einwirkung auf die Bildung der Menschheit und nach den großen Schatzen der Natur und Kunst, welche sie in ihren Kreis zu ziehen vermogte, beurtheilt wird, als nach dem blendenden Glanze, an welchem sich der große Haufen ergötzte, und von dem sich zahlreiche Fabeln von Munde zu Munde verbreitet haben.

Zu beklagen ist es, daß die schätzbaren Samm-

Digitized by Google

lungen dieses seltenen Mannes, als das einzige, noch übrige Denkmal seines rastlosen Wirkens, nicht in seinem Hause vereinigt bleiben konnten. Desto willkommener ist vielleicht hier noch ein kurzer Beitrag zur Geschichte seines wichtigsten, von Unkundigen zu einer unverdienten Celebrität erhobenen und von mißgünstigen und schmähsüchtigen Neidern weit unter seinen wahren Werth herabgesetzten Nachlasses.

Wir rechnen dahin seine Bibliothek, welche ungefähr 8000 Bände stark, aber an innerem Gehalte reicher war, als viel bändereichere Büchersammlungen anderer berühmter Gelehrten. Kein Zweig gelehrter Forschung war darin ganz vernachlässigt, die Berufswissenschaften und Lieblingsstudien des vormaligen Besitzers nahmen den ersten Platz ein. Das Verzeichniß der Bücher des Verstorbenen ist in zwei Ausgaben 1811 und 1816 zu Helmstädt von dem Abte A. A. H. Lichtenstein 424 S. 8., nebst einem Anhange 89 S. desselben Formats erschienen. Die Vorrede dazu verweiset auf eine Reihe werthvoller Handschriften, selbst chinesischen und japanischen Ursprungs, letztere auf Palmblätter geschrieben. Ferner wird einer fast ununterbrochenen Reihe von Inkunabeln, vom ersten Anfange der Buchdruckerkunst an bis zum Jahre 1520, gedacht. Ausser den wichtigsten, seltensten und kostbarsten Werken über Anatomie, Medizin, Chirurgie, Mathematik, Astronomie und Physik, werden hier auch die Schriften der griechischen und arabischen Aerzte nebst ihren Kommentatoren, die Werke des Hevelius, Kircher und Galilei, ein großer Vorrath von Schriften über Gustav Adolph, einen Lieblingshelden des gelehrten Beireis, und viele Produkte der neueren ausländischen Literatur hervorgehoben.

In der Gemäldesammlung fanden sich viele kostbare Stücke von und nach Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Rubens und andern italienischen, französischen, spanischen, deutschen und belgischen Meistern der Kunst, welche der Besitzer, wie unter andern auch die Nacht von Korreggio, größtentheils für Originale ausgab. Sie bestand aus 250 Stücken, und war als eine lebendige Geschichte der Zeichen- und Kupferstecherkunst, von den rohen Anfängen der Kunst des achten Jahrhunderts an, zu betrachten und in so fern überaus lehrreich.

Das Münzkabinet, dessen Metallwerth auf 6000 Rthlr. geschätzt ist, enthielt selbst viele alte Goldmünzen; mußte aber nach dem Tode des Eigenthümers mühsam zusammengesucht werden, weil dieser es in seinen letzten unruhigen Lebensjahren aus Besorgniß in seinem geräumigen Hause sehr zerstreuet hatte. Auch über die Gemälde- und Münzsammlung sind die Verzeichnisse von dem verewigten Lichtenstein, insbesondere die Vorerinnerungen dazu, zu vergleichen, aus welchen hervorgeht, daß Beireis seit dem Jahre 1780 nicht viel mehr an die Erweiterung seiner reichhaltigen Sammlungen gedacht habe.

Aus seiner Kunstsammlung verdienen vorzüglich die, auf Lichtensteins nachdrückliche Versicherung gegen alle, aus der Luft gegriffenen Einwendungen, mit Sicherheit als ächt zu konstatirenden Automate von Vaucanson, die physikalischen Instrumente des magdeburgischen Naturforschers Otto von Guerike und die chirurgischen von Heister, Auszeichnung. Zu den Automaten rechnen wir die aus kleinen messingenen Stäben bestehende Ente, welche gleich einer lebendigen die Flügel bewegt, sie ausbreitet, zusammenzieht, damit schlägt, den Hals

Digitized by Google

ausstreckt, schnattert, trinkt, frißt, vorgehaltene Körner aufnimmt, verschluckt und anscheinend verdauet wieder von sich giebt; ferner den Flötenbläser, welcher auf einer provenzalischen Schäferpfeife zwanzig Stücke spielt, und mit der Rechten die Trommel dazu schlägt; endlich auch einen anderen sitzenden Flötenbläser, der mit Bewegung der Lippen und der Zunge zwölf Stücke auf einer Querflöte bläst, indem er die Löcher zudrückt und öffnet, je nachdem es die Kunst der Musik erfordert.

Der Verfertiger zeigte diese äusserst sinnreich erfundenen Kunstwerke seit 1738 zuerst in Paris, dann in Frankreich und England überhaupt, worauf sie durch die Hände einiger Kaufleute zu Lion an einen gewissen du Moulin kamen, welcher sie 1754 im Pflügerschen Comptoir zu Nürnberg gegen eine Verpfändung von 3000 Fl. zurück ließ, um nach Petersburg zu reisen, und sie dort zu verkaufen. Du Moulin ließ nichts wieder von sich hören, das Pflügersche Comptoir brachte die Automate von den übrigen, daran Antheil habenden Kaufleuten als Eigenthum an sich, und daher erhielt sie Beireis 30 Jahre später mit vielen Mängeln und absichtlichen Verstümmelungen. Du Moulin hatte den Mechanismus verwirrt, um zur Wiederherstellung derselben selbst nöthig zu sein. Beireis ließ dieselben mit vielen Kosten wiederherstellen; eine einzige neue Walze von Mahagoniholz, welche zur Vervollkommnung des Flötenbläsers angebracht wurde, kostete 1110 Gulden. Der Markgraf von Baireuth hatte schon früher 12000 Fl. für diese Kunstwerke geboten.

Nächst diesen ist die Rechenmaschine, nach Erfindung des Pfarrers Hahn von dem Künstler Staudt an-

Digitized by Google

gefertigt, sehr merkwürdig. Sie berechnet durch Räderwerk und Federn innerhalb des geringen Raums von einem Fuß im Durchmesser jede Zahl von 1 bis 10,000 Millionen durch alle vier Species. Auch die von Joh. Babt. Homann erfundene und durch Zachar. Landteck zu Nürnberg verfertigte geographische Universal-, Zeig- und Schlaguhr und ein ähnliches, unter dem Namen der Zauberuhr bekanntes, von P. Jak. Droz in der Schweitz verfertigtes Kunstwerk, welches auf Jedermanns Fingerzeig, ohne alle Berührung, zu jeder Zeit schlug und spielte, verdienen Bewunderung. Noch mehr aber die überaus kunstvollen physiologisch anatomischen Präparate von Lüberkühn in sechs Abtheilungen, zum Theil in Kästchen von Mahagoniholz mit köstlichen Mikroskopen von verguldetem Messing, unstreitig das Kostbarste unter dem Nachlasse des Verewigten. Ein Automat, unter dem Namen des Tabacksrauchers bekannt, und ein künstlicher Wagen, in welchem sich der darin Sitzende vermittelst einiger Hebel selbst fahren konnte, wurden von ihrem vormaligen Besitzer selbst nicht sehr geachtet.

Von dem physikalischen Apparate des alten Otto von Guerike sind auch die beiden Halbkugeln vorhanden gewesen, welche 24 Pferde nicht auseinander zu reissen vermogten, nachdem die Luft herausgepumpt war. Ferner besaß Beireis an Kunstwerken auch ein Mikroskop, welches 64000,000 mal vergrößerte, eine alte Büste des Deus Lunus, eine kleine Bildsäule des Herkules und unzählige andere schätzbare Sachen.

Aus dem großen Nachlasse an Naturalien heben wir nur ein Stück chemisch gereinigtes Gold aus Japan,

Digitized by Google

viele kostbare Erzstufen edler Metalle, die biegsamen Steine aus Island, Ungarn und Sibirien und einen 64 Pfund tragenden Magnet zur Kenntniß für unsere Leser aus. Alles Uebrige findet man in einem vierten Lichtensteinschen Verzeichnisse von Seltenheiten der Natur und Kunst, Helmst. 1811, mit ausführlicheren Nachrichten. — Noch eine besondere Erwähnung verdient indessen wohl der große Diamant, von welchem Beireis selbst mit vielem Enthusiasmus sprach, und dessen Werth oft bis ins Fabelhafte gepriesen wurde. Kunstverständige hielten ihn für einen Madagaskarschen, Andere für einen Helmstädtschen Kiesel. Letztere erzählen, die Mutter des Herzogs Karl Ferdinand von Braunschweig habe aus der Nähe von Emmerstedt, einem Dorfe unweit Helmstädt, Kiesel schleifen lassen, an welchen ihr Hofjuwelier alle Zeichen des Diamanten erkannt habe, und die er als solche zu bezahlen bereit gewesen sei. Jener Koryphäus des ganzen Beireisischen Vermögens ist mit dessen Tode verschwunden; dagegen hat man wohl für 8000 Thaler Silbergeschirr und 20,000 Thaler baaren Nachlaß gefunden.

Großentheils hatte der Verewigte seine Schätze durch einen gewissen Thiedemann, welcher beauftragt war, solche für ihn anzukaufen, aus Hamburg erhalten. Viele seiner schätzbaren Sachen sind in öffentlicher Versteigerung vom 6ten April bis gegen Pfingsten 1806 unter ihrem Werthe verkauft. Die Automate, welche jedoch sehr schadhaft geworden waren, giengen für 25 Thaler in fremde Hände über; sind jedoch hernachmals wieder für 100 Thaler in den Besitz des Herrn Professors Hinrich Lichtenstein oder nach anderer Nachricht an den Herrn Geheimerath von Harlem in Berlin gekom-

men. Die Gemälde und Kupferstiche, den großen Magnet und vorzüglich die köstlichen Lüberkühnschen Präparate haben die Erben mit sich nach Heiligenstadt genommen, um dieselben dort oder in Frankfurt am Main zum Verkauf auszustellen.

Das Haus, in welchem alle diese Schätze vereinigt waren, einst die Freistatt aller Neugierigen und Wißbegierigen, ist nun von dem Freimaurervereine zu Helmstädt angekauft und zu dessen Zwecken eingerichtet. So untergräbt der Tod eines Mannes mit vernichtender Gewalt oft in einem Augenblicke das herrliche Gebäude, an welchem ein ganzes Jahrhundert gekünstelt und aufgebauet hat. Möge das Andenken an die Tugenden und Verdienste unseres Beireis länger dauern, als das Mährchen von seinen geheimen Künsten und Wunderkräften!

Dr. Fr. G. Nagel.

Digitized by Google

II.

Leopold Friedrich Franz

regierender Herzog von Anhalt-Dessau.

Consulere patriae, parcere afflictis, fera
Caede abstinere, tempus atque irae dare
Orbi quietem, seculo pacem suo,
Haec summa virtus! Petitur hac coelum via.

Senec: in Octav: A. II. S. 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

Leopold Friedrich Franz
regierender Herzog von Anhalt-Dessau.

Leopold Friedrich Franz regierender Herzog von Anhalt-Dessau, nahm den Titel: ältest-regierender Herzog von Anhalt, gern an. — Er war ein Nestor unter den Fürsten Deutschlands. Sein Großvater ist bekannt unter dem Namen „des alten Fürsten" oder „des Dessauers" oder „des Schnurbarts." Dieser in seinen Originalitäten ausgezeichnete Mann war Feldmarschall in preußischem Dienst, er war der genaue Freund des eben so originellen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I. und auf der Pfaueninsel ohnfern Potsdam zeigt man noch jetzt die Zimmer, wo Friedrich Wilhelm, der Schnurbart und andere ihre sogenannten Tabackscollegien hielten. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hielt den Dessauer für die erste Stütze seines Thrones, und dieser wußte so genau, wie weit sein Einfluß auf den, oft sehr eigenwilligen König Friedrich Wilhelm I.

Digitized by Google

reiche, daß er einstmals, als der König dem Kronprinz, (nachmals Friedrich dem Zweiten) das Todesurtheil zudictiren wollte, das ganze Verfahren dadurch aufhob, nicht allein, daß er die Stände des Reiches darauf aufmerksam machte, wie der Kronprinz nicht dem Könige, wohl aber dem Lande gehöre, sondern auch, daß er seinem königlichen Freunde in jenem Tabacksklubb sagte: „Höre, Bruder Wilhelm! wenn Du den Fritz wegen der Kattschen Geschichte noch länger hart willst behandeln lassen, so rauche ich nie wieder eine Pfeife Taback mit Dir!" — Dies wirkte auf den König, und Friedrich der Zweite erkannte nachher als Regent es sehr dankbar, daß der alte Dessauer sich seiner so angenommen. Dieser in den preußischen Kriegen besonders durch die Schlacht von Kesselsdorf ausgezeichnete Feldherr starb im Jahr 1747. Seine Gemahlin war eine Apothekerstochter mit Namen Anna Luise Töhse. Ihm folgte in der Regierung Leopold Maximilian, der Vater des Fürsten, von dem wir jetzt reden. Seine Mutter war Giesela Agnes, geborne Prinzessin von Köthen.

Leopold Friedrich Franz war am 10. August 1740 geboren, und succedirte schon am 16. December 1757, also nach kaum zurückgelegten eilften Jahr. In einer langen Reihe von Jahren hatte er Gelegenheit, Fürstengaben zu entwickeln und auszubilden, und er benutzte diese Gelegenheit. Deutschland nicht allein, sondern auch das ferne Ausland, selbst der Feind ehrte und achtete ihn immer als einen der ruhmwürdigsten Fürsten, als den liebevollen Vater über die Kinder des Landes, welches von der Macht des Himmels seiner Leitung anvertraut war. In der kritischen Entwicklungsperiode wurde er, ein Nestor unter den deutschen Fürsten, der Anleh-

nungspunct für die gute Sache, und zog in jener Bescheidenheit, welche das wahre Verdienst adelt, sich in sich selbst zurück, als er das Werk der Freiheit Germaniens der Reife entgegen gedeihen sah. Seine Meinungen, seine Grundsätze waren kosmopolitisch, und mit einem gewissen Mißbehagen beendete er seine Laufbahn, weil der Erfolg das Beginnen nicht gerechtfertigt hatte, und der gute Wille zur Zeit der Entwicklungsperiode an der Gewohnheit der Sclaverei gescheitert war.

Leopold Friedrich Franz stammt aus dem sehr alten Hause der Grafen von Ascanien. Die Trümmer dieses Stammhauses der Herzoge von Anhalt sind noch jetzt zu sehen ohnfern dem Städtlein Aschersleben im Fürstenthum Halberstadt. In dem ganzen Titel führen noch jetzt die Herzoge von Anhalt den Namen: Grafen von Ascanien, und besonders hat das Haus Anhalt Berenburg viele Territorialbesitzungen, welche zu der ehemaligen Grafschaft gehörten; die Burgstätte selbst liegt aber in preußischem Gebiet. — Es ist hier nicht der Ort, anzuführen, wie die Grafen von Ascanien sich ausbreiteten, auf der Fürstenbank ihren Sitz einnahmen, und wie dieses Haus auch in dem südlichen Deutschland bedeutende Herrschaften nach und nach erwarb; so viel aber darf nicht unbemerkt bleiben, daß diese Familie unter den Reichsfürsten immer in hoher Achtung stand, daß mancher tapfere Degen, den die Geschichte nennt, aus ihrem Stamm im Felde sich zeigte, und daß späterhin viele fremde Auswanderer in diese friedliche, nicht bedrückte und demnach blühende Besitzungen einwanderten. Der Ursprung dieses Fürstenhauses verliert sich in dem grauesten Alterthum. Die Herzöge von

Digitized by Google

Anhalt führen ihren Stammbaum hinauf bis zu Berengar, der als Graf von Ascanien oder Ballenstädt um das Jahr 786 lebte. Seine Familie breitete sich bald aus, erwarb Besitzungen, schloß Verbindungen und wurde geehrt durch das ganze Reich. Im Jahr 1218. wurden die Grafen von Ascanien unter dem Namen derer von Anhalt in den Reichsfürstenstand erhoben, und erst in der neuesten Zeit, als der französische Kaiser Napoleon durch Verwilligung von Rangerhöhungen die deutschen Fürsten sich gewinnen wollte, nahmen die Fürsten von Anhalt, und also auch Leopold Friedrich Franz von Dessau, den Titel als „Herzöge" an.

Unter günstigern Umständen ist nicht leicht ein so junger Prinz zur Regierung gekommen, als Leopold Friedrich Franz. Ein wohlgelegenes, nicht schwer verschuldetes Land, das Verwaltungswesen in guter Ordnung, oder wenigstens so beschaffen, daß die gute Ordnung bald wieder herzustellen war, die Unterthanen nach ihrer Art wohlhabend und überall gut gesinnt, die Umgebungen schützend und mächtig — eines mehrern bedurfte es in der That nicht, um dem jungen Fürsten angenehme Regierungsjahre zu versprechen. Während seiner Minderjährigkeit führte über ihn sein Oheim, der Prinz Dietrich die Vormundschaft, und der junge Fürst konnte mit dieser Verwesung sehr zufrieden seyn. Späterhin gab er auch unter andern einen öffentlichen Beweis von seiner Dankbarkeit dadurch, daß er dem Prinz Dietrich in dem Park von Wörlitz in edler, schöner Einfachheit ein Monument setzen ließ. — Des jungen Fürsten Vater, Maximilian Leopold, Sohn des alten Dessauer Leopold, war schnell am 16. December 1756 gestorben, und hatte aus seiner Ehe mit Gieseka Agnese

Digitized by Google

außer Leopold Friedrich Franz noch drei Kinder, nemlich den Prinz Johann Georg (Hans Jürge), den Prinz Albrecht, dessen Sonderbarkeiten späterhin zum Tagesgespräch wurden, und eine Tochter, Henriette Catharina Agnese, nachher verheirathete Gräfin von Lohen zurück gelassen. Außerdem waren die Seitenlinien nicht unbedeutend, und nur durch weise Oeconomie konnte dem Lande empor geholfen werden. — Bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß Leopold Friedrich Franz zwar nicht dem Lebensjahre, aber doch dem Regierungsjahre nach der Senior der europäischen Regenten wurde, denn der noch lebende König von England Georg III. ist zwar d. 4. Juni 1738 geboren, er regiert aber erst seit den 25. October 1760 und von andern Fürstenhäusern sind keine frühern Thronfolger bekannt.

Von Seiten der Vormundschaft wurden alle mögliche Aufmerksamkeiten darauf gewandt, dem jungen Herzog eine Bildung zu geben, welche dem Lande späterhin wohlthätig seyn könne. Späterhin bereisete er auch England, Frankreich und Italien; daß er nicht ohne Nutzen fremde Länder, deren Sprache er vollständig mächtig war, gesehn habe, bewies sein Geschmack für Kunst und Wissenschaft und sein Verpflanzen der südlichen Kunst auf nordischen Boden. Seine ersten Erzieher waren als Oberhofmeister Geuricke, und als Hofmeister l'Estoq. Es war ihm alle Gelegenheit gegeben — und er benutzte sie trefflich — schon in jungen Jahren seinen Geschmack zu reinigen und zu bilden, und sich Kenntnisse und Ansichten zu gewinnen, welche vielen Fürsten fremd bleiben. Auf der wichtigsten Reise des jungen Herzogs, auf der nach Italien, war der nachherige Kanzler der Universität Halle, von Hoffmann,

Digitized by Google

sein Begleiter, und zwei Anecdoten, welche man sich von dem jungen Fürst von Dessau erzählt, mögen hier ihren Platz finden.

Er war unter fremden Namen in Rom. Die Privattheater gehören dort zu der Tagesordnung, zu dem eitlen Spiel und Stolz der hohen Familien. Der Fürst hatte oft bemerken müssen, daß auf diesen Theatern die Deutschen fast lächerlich gemacht wurden. Seine Rache war wohl erfunden. Am Tage zuvor, als er Rom verlassen wollte, bat er seine dortigen Freunde zu sich, und gab ihnen ein Schauspiel. Dies Schauspiel war mehrentheils von seiner eigenen Erfindung. An den römischen Ruinen steht um Mitternacht eine Schildwacht, und ruft an, als der Geist des Cicero erscheint. Cicero unterhält sich mit der, ihn anrufenden Schildwacht, und bewundert das Schießgewehr, dessen Wirkung er sich erklären läßt; die Schildwacht ist sogar so gefällig, durch Abschießen des Gewehrs dem Fremdling die Wirkung des Schießpulvers zu beweisen. Aber, frägt Cicero, wer hat denn dieses Schießpulver erfunden? — „Ein Deutscher!" — antwortet die Schildwacht. Gleich darauf bemerkt Cicero an einer Säule des Alterthums eine gedruckte Affiche für das Schauspielhaus. Die Schildwacht erklärt dem Unkundigen, daß das gedruckt sey, und daß durch den Druck sehr schnell alles im Publikum verbreitet werden könne. Cicero ist hoch erfreut über diese herrliche Erfindung, und frägt wieder, wer der Erfinder sey. „Ein Deutscher!" ist die Antwort. In dem Augenblick schlägt die Thurmuhr Mitternacht, und Cicero läßt sich erklären, wie der Mechanismus der Uhren vervollständigt worden. „Aber," frägt er wieder, „wer hat denn diese

Digitized by Google

Uhren erfunden? — „Ein Deutscher!" ist wieder die Antwort, und so geht es mit den Erfindungen der Deutschen noch eine geraume Zeit fort. Endlich wird Cicero ungeduldig, und frägt: „Aber was haben denn meine Landsleute erfunden?" In dem Augenblick geht ein Handelsmann über das Theater, und ruft: „Wollen Sie Mausefallen und Hecheln kaufen?" " Der Vorhang fällt, und in derselben Nacht verläßt der junge Fürst, mit diesem Vollgenuß einer schalkhaften Rache zufrieden, die merkwürdigste Stadt der noch lebenden Welt.

Auf seiner Reise durch Italien hielt er sich auch geraume Zeit in Venedig auf. Dort ist bekanntlich das Hazardspiel und vor allem das Faro zu damaliger Zeit an der Tagesordnung gewesen. Der junge Fürst erscheint in seinem Incognito an einer bedeutenden Banque, begleitet von einigen reichen Venetianern, welche ihn wohl kennen. Er läßt sich auf das Spiel ein, und setzt nur einige Zechinen auf die gewählte Karte. Der Banquier schiebt ihm den Satz mit den Worten zurück: „So geringen Satzes spielt kein venetianischer Nobili." — „Và banque!" — ruft, hierüber entrüstet, der junge Herzog, und der Banquier frägt nach der Deckung der Banque. — „Die Herren hier werden für mich bürgen," — erwiedert der junge Fürst, auf seine Begleiter zeigend, und diese werden als Bürgen von dem Banquier angenommen. Das Spiel beginnt, und der Fürst gewinnt sein Và banque! Sogleich, als die Karte aufgeschlagen, nimmt er die Masse der Banque, welche in einem zierlichen Metallgefäß zur Schau steht, eilt damit an das offne Fenster, wirft das Metall hinunter in den Golf, und verläßt den Saal mit den Wor-

Digitized by Google

ten: „So spielen deutsche Fürsten!“ — Diese und mehrere Geschichten, welche man sich von ihm erzählt, scheinen der Erfindung anzugehören; allein nach allem, was späterhin von diesem ausgezeichneten Fürstensohn kund wurde, hatte er solche Regsamkeit eines lebendigen Geistes, daß diese Ausfälle genialer Lebens nicht in das Gebiet des Fabelhaften fallen.

Die Reisen, welche er durch Europa in jungen Jahren machte, in diesen Jahren, wo ein feuriges, lebhaftes Gemüth schnell und glücklich das Hohe, das Große, das Schöne sich zueignet, und in der edlen Wahrheit das Trefflichste auffaßt, waren ganz dazu geeignet, einen vorherrschenden Kopf zu einem Muster der Regenten schon früh zu bilden. Kunstsinn und Geschmack für Kunst und Wissenschaft war seine Uranlage; die Wege standen ihm offen, diesen Drang seltener Genialität zu gutem Zweck zu führen, und einflußreich wurde er in vieler Hinsicht durch diese Reisen, durch die dadurch gewonnene Kunstbildung, für das nordische Deutschland. Mit den besten Künstlern, mit dem berühmtesten Schriftstellern des Auslandes wurde er bekannt und trat mit mehrern in engere Verbindung. Sein Geschmack bildete besonders während seines Aufenthalts in Italien sich bald für das Große und warhaft Schöne. Jene tändelnde Spielerei in Sachen des Geschmacks, woran wir so viele Menschen gebannt sehen, wurde ihm bald ganz fremd. Die großen Werke der Kunst, welche er hier sah, mußten einen so vorbereiteten Reisenden begeistern und erheben, um so mehr, da er mit den ersten Köpfen seiner Zeit in genauem Umgange war, wenn dieser auch oft nur in einem lebhaften Briefwechsel bestand. Schon damals nahm er

ein besonderes Augenmerk auf die Verschönerung seines Erblandes, und von Italien ab sandte er viele Antiken, Gemälde und andere Werke der Kunst nach Dessau ab; außerdem warb er Künstler mehrerer Art, besonders Architekten für sich. Wie originell aber und ausschweifend doch noch immer sein Geschmack war, davon nur ein Beispiel. Als er nach England kam, mogte er wohl die rein italienische Schule in der Mahlerei vergessen, und das oft mehr als Burleske der niederländischen Schule lieb gewonnen haben. In London redete ihn ein altes Bettelweib an, und das Gesicht dieser Alten war so abschreckend häßlich, daß der Herzog sie zu sich kommen, und von einem der ersten Mahler abkonterfeyen ließ. Späterhin, als der Herzog die chalkographische Gesellschaft etablirte, hatte diese Bettlerin die Ehre, in Kupfer gestochen zu werden. Daß der Kunstsinn und Kunstgeschmack des Fürsten nicht immer ganz rein war, und daß das Spiel der Laune mitunter ihn bestimmte, ist aus diesem Beispiel, deren mehrere angeführt werden könnten, zu entnehmen.

Nach den deutschen Reichsgesetzen werden Prinzen bei erreichtem achtzehnten Jahr volljährig, und so trat denn auch Leopold Friedrich Franz im Jahr 1758 am 20. October, die Regierung selbst, unter eigener Autorität an. Freilich waren jetzt die Aspecten nicht günstig. Der dritte schlesische oder sogenannte siebenjährige Krieg, wo Preußens Friedrich fast mit dem ganzen Europa es aufzunehmen wagte, wüthete jetzt und verwüstete die schönsten Länder Deutschlands. Auch das Dessauer Land wurde weder vom Freund noch vom Feind verschont. Die Hauptstadt selbst, an der Elbe belegen, mit einer schönen Brücke über die Elbe versehen, wurde oft be-

Digitized by Google

unruhigt, und der junge Fürst war oft genöthigt, zu politischen Intriguen seine Zuflucht zu nehmen, um das Schwereste von seinen gedrückten Unterthanen zu entfernen. Er zeigte sich in diesen Perioden als ein so feiner Politiker, daß beide Theile Achtung für ihn gewannen. Die Unterthanen wurden durch Kriegslieferungen aller Art bedrückt, und der junge Fürst, nachdem er alles erschöpft hatte, was in seinen Kräften stand, gab sein Silbergeräth hin, um seine Unterthanen damit zu unterstützen, und ihnen die Kriegeslasten zu erleichtern. Der Hubertsburger Friede machte im Jahr 1763 diesem Kriege, welcher zwecklos den größten Theil von Europa ermüdet und erschöpft hatte, ein Ende, und Leopold Friedrich Franz ließ es sich nun angelegen seyn, mit dem größten Eifer, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt für das Aufblühen des Erblandes zu streben. — Von dem preußischen Monarchen erhielt er den schwarzen Adlerorden, und auch das Haus Oestreich bewarb sich darum, mit diesem viel gerühmten jungen Fürsten in freundschaftliche Verhältnisse zu treten. — Man versuchte es vielseitig, ihm einen hohen militärischen Posten anzubieten; allein er war durchaus nicht geneigt dazu, als Satrap sich und sein Land aufopfern zu sollen; vielmehr schien er im Reich des Schönen eine Aera sich gründen zu wollen. Schon im Jahre 1757 ging er als Obrist des hallischen Infanterie-Regiments von der preußischen Armee zurück.

Nachdem er die Regierung selbst angetreten, suchte er zunächst, dem Lande wieder aufzuhelfen. Mit Aufopferungen und Entsagungen aller Art brachte er bald das Dessauer Land wieder in den blühenden Wohlstand, der Veranlassung dazu gab, daß Gelehrte und Künstler dorthin zogen. Den Unterricht der Jugend suchte der junge Fürst zu

befördern, und die Basedowsche Methode, welche späterhin verschrien worden, fand in Dessau unter dem Fürsten, von welchem wir reden, ihren Schutz. Späterhin fand er selbst aus Beispielen, welche ihn näher angingen, daß diese Methode der Erziehung Kunst und Natur in einen gefährlichen Streit bringe, und bald nachher verzichtete er gern auf ein ihm empfohlenes Erziehungssystem, von welchem er, bei seinen klaren Ansichten, ohnfehlbar sich getäuscht fand. — — Der Erinnerungen voll, welche von seinen Reisen in das Ausland ihm geworden waren, legte er den Garten von Wörlitz an. Man darf diesen Park nur sehen, um die schöpferische Kraft zu bewundern, durch welche aus dieser Sandsteppe ein Tempe hervorgezaubert wurde. Manches freilich von den Anlagen fällt in das Spielende; allein es ist wohl zu erwägen, daß der Fürst von Dessau nur Modelle zu größern, geschmackvollen Anlagen liefern wollte und konnte. — Man hat ihm auch an großen Höfen seine Anlagen mit größerm Kostenaufwand nachgeahmt, und noch jetzt wird dieser Garten von den Reisenden ersten Ranges besucht. Unbefriedigt verläßt man ihn nicht. — Auch zu Verschönerung der Residenzstadt, Dessau, trug er vieles bei, obschon er den Aufenthalt auf dem Lande eigentlich vorzog. In Dessau unterstützte er eine geraume Zeit hindurch die Gründung und Erhaltung eines Nationaltheaters, welches bald den Ruf gewann, der besseren eines in dem nördlichen Deutschland zu seyn. — Seine Staatsökonomie wurde musterhaft, und obschon er das, was der äußere Glanz eines Fürstenhofes erfordert, nicht versäumte, so war er doch übrigens so genau und sparsam, daß er aus dem Ersparniß seines Tresor's nach und nach in der Nähe mehr Güter ankaufte, als der preußische Hof genehmigen

Digitized by Google

mogte. Es wurde ihm daher der weitere Ankauf in diesen nahebelegenen preußischen Landen inhibirt, und Schlesien und Ostpreußen zu weiterem Ankauf ihm eingeräumt. Preußischer Seits ist diese Maaßregel nicht zu tadeln gewesen, denn der Fürst von Dessau hatte durch den Ankauf des Amtes Alsleben u. s. f. den Zweck seines Strebens, sich zu erweitern, sich unabhängig zu machen, deutlich genug gezeigt. — Mit dem Ueberfluß von Gelde, welches er durch eine weise Staatsökonomie gewann, erkaufte er auch späterhin in Schlesien Besitzthümer, welche nicht ohne Bedeutung sind.

Hätte er einen Rangstolz gehabt, er würde bei einigem Talent zu politischer Intrigue ohnfehlbar eine große Rolle gespielt haben. Allein er verachtete alle falsche Ostentation; in reiner Wahrheit wollte er nur dastehn, handeln und wirken; alle Partheien erkannten seinen reinen Sinn und mußten ihn erkennen; in den kritischen Augenblicken, welche auch ihn betrafen, blieb er sich consequent, mit Berücksichtigung des Landes der guten Sache treu, und mit der Ruhe des Weisen duldete er es, daß die Franzosen und ihre Satrapen über ihn, der unauflösbar an der Sache Deutschlands hing, die Nase rümpften.

Am 25. Juli 1767 hatte er sich vermählt mit Louise Henriette Wilhelmine, Markgraf Friedrich Heinrichs zu Brandenburg-Schwedt zweiter Tochter (gebb. den 24. September 1750) und die Historie kann darüber nicht entscheiden, ob diese Ehe aus herzlichem Antheil oder aus politischen Ansichten und Verhältnissen geschlossen worden. So viel aber ist gewiß, daß der Fürst in ei-

Digitized by Google

ner gewissen formellen Entfernung von seiner Gemahlin lebte, und daß sie einen geraumen Theil ihres fernern Lebens in der Schweitz u. s. w. zubrachte, begleitet von bewährten Sängern Germaniens, während er selbst, der Fürst, in seinem kleinen Dessau ein Paradies zu bilden strebte. Sein Hof war nicht schwelgerisch, aber geschmackvoll. Er sah täglich eine zahlreiche Tafelrunde bei sich, und ein Feind der Bachanale, suchte er vielmehr die Männer auf, welche durch gehaltvolle Unterhaltung genußreich werden konnten. Es konnte den Fürsten schmerzen, wenn er erfuhr, daß irgend ein Gelehrter oder geschmackvoller Kopf an Dessau vorüber gegangen war, ohne bei ihm, wie er sich ausdrückte, vorzusprechen. Bei der Tafel war denn auch alles Zeremoniell verbannt, und um die Ordnung der Sitze wurde gelooset, so daß alles bunt unter einander saß, — eine Einführung, welche nicht wenig zu der gesellschaftlichen, freien, ungebundenen Unterhaltung beitrug. — Für die Ordnung der Angelegenheiten des Landes that Leopold Friedrich Franz bald sehr viel. Er verstand die seltene Kunst, mit Geschmack sparsam zu seyn. Selbst mäßig in allen Genüssen, wußte er doch, was der Anstand erforderte, und wenn auch seine Officianten nicht überreichlich salarirt wurden, so fesselte doch das liebevolle Wesen, womit er gab, einen jeden seiner Diener an ihn. Er selbst bekümmerte mit fast zu genauer, ängstlicher Sorge sich um das Finanzwesen, und brachte dieses bald in einen so guten Schwung, daß er, nachdem in dem Lande selbst alle Privatgüter von Bedeutung von ihm angekauft waren, nun auch anfing, in der Nähe umher, in dem benachbarten Preußen sich anzukaufen. Der auf alles aufmerksame König Friedrich der Zweite von Preußen nahm hiervon

Digitized by Google

Notiz, und ließ dem Fürsten von Dessau insimuiren, daß es ihm zwar angenehm sey, ihn als seinen Vasallen vielfach zu finden; allein er müsse Snr. Liebden doch veranlassen, fernere Ankäufe von adlichen Gütern u. s. f. nicht in den nahen Umgebungen, sondern etwa in Schlesien oder Alt-Preußen zu bewerkstelligen. Der Fürst legte auch nachher dort bedeutende Summen an. — Regelmäßig bereisete er, die letztern Jahre seiner Regierung, wo das Alter ihn drückte, ausgenommen, seine Besitzungen, und unterrichtete selbst sich von allem, und suchte abzuhelfen, wo Noth da war. Ein wahrer Vater des Vaterlandes war er in dieser Hinsicht zu achten, und selten entließ er auf diesen Reisen den Hülfsbedürftigen ohne Trost, Beruhigung und Unterstützung. Er war dabei sehr streng in Erfüllung des gegebenen Wortes, und sehr natürlich mußte der Ueberlauf groß seyn, wenn er solche Landreisen anstellte. Allein, so treu auch sein eignes Gedächtniß war, so empfand er es doch sehr übel, wenn nur das Geringste von dem, was er auf seinen Durchflügen zugesichert hatte, demnächst ihm vorenthalten wurde. Er ging von dem, vielleicht sehr richtigen Grundsatz aus, in den Domanialpächtern sich Nationalen zu erziehen, und deren Familien an das Land zu fesseln, dadurch, daß er nicht leicht es zugab, einen Pächter aus der Pacht gestoßen zu sehen, und außerdem verdient in dieser Hinsicht noch von ihm bemerkt zu werden, daß seine Pächter in frühern Zeiten, ehe fremde Invasionen und falsche Speculationen Deutschland zerstörten, in ihren Pachtcontracten die Stipulation unterzeichnen mußten, zu bestimmten Zeiten eine bestimmte Quantität Korn nach der Kammertaxe auf den Marktplatz zu bringen. Dieses war das sicherste Mittel, dem Kornwucher Einhalt zu thun,

Digitized by Google

und es wäre zu wünschen, daß diese, von dem Fürst von Dessau eigens ersonnene Maaßregel auch bei größeren Monarchen Eingang gefunden hätte, wodurch der Unzufriedenheit der Unterthanen abgeholfen gewesen wäre.

Das Soldatenspiel liebte er nicht; darum trat er auch nimmer wieder, der dringenden Aufforderungen ohngeachtet, in fremden Dienst, und darum war er auch in seinem eignen Lande mit dem allem, was den Kriegsdienst betrifft, in jedem Verhältniß so geitzig, daß man ihn oft verkannte und tadelte, während seine Unterthanen ihn vergötterten. An diesem Beifall war ihm aber mehr gelegen als an jenem Tadel, und die Wahrheit, mit welcher er überall handelte, gewann ihm von allen Seiten Vertrauen und einen ruhmvollen Namen. „Mein Dessau soll zufrieden mit mir seyn!" war sein Symbol, und es bedarf keiner weitern Erwähnung, als daß heiße Thränen vieler unbekannter Menschen seinem Sarkophage das „Requiem" erfleheten.

Das Schauspiel, welches er in Dessau gründete, wurde bald ein Muster für fremde Bühnen. Der Kunstsinn des Fürsten und der Geschmack der Kunstjünger, welche er in seinen Kreis gezogen hatte, versammelte bald in dem schon bekannt gewordenen Dessau eine Musterschule dramatischer Kunst, besonders in der leichteren Bewegung der Operette. Die Nothwendigkeit der Oekonomie führte späterhin dieses musterhafte Theater auf eine Einfachheit zurück, welche dem Fürsten selbst schmerzhaft war. So viel aber es möglich war, suchte er dennoch Kunstjünger und Kunstkenner nicht nur seinem Lande, sondern dem Allgemeinen zu erhalten. Nie

Digitized by Google

hat vielleicht in dieser Hinsicht ein freierer Kosmopolit regiert, als er!!

Auf Verschönerungen und Bauten aller Art verwendete er sehr viel; die geschmackvollsten, oft sehr kostbaren Baue wurden unter seiner langen Regierung aufgeführt. Die Baukunst war ihm fast mehr als Liebhaberei; indeß verfiel er nicht in den Fehler, der viele Bauluſtige zu Grunde richtet, daß er morgen wieder niedergerissen hätte, was heute aufgebauet war; vielmehr ließ er nie eher an den Aufbau gehen, ehe Anschlag, Risse und Plane nicht genau geprüft waren. Zu Verschönerung der Residenzstadt Dessau trug er sehr viel bei, und unterstützte die Privatpersonen, welche ihre Häuser pracht- und geschmackvoller aufführen wollten. An das Schloß selbst wandte er weniger, weil es ihm eigentlich dort nicht so recht gemüthlich zu seyn schien, weil er sich dort, im Ganzen genommen, nicht wohlgefiel. Um so mehr verwendete er auf Wörlitz, ohnfern Dessau. Aus einer Sandsteppe schuf er hier, freilich mit großem Kostenaufwand, ein kleines Paradies. Der Boden ist an sich unfruchtbar; aber gute Erde wurde angefahren, und die Bäume in Körbe, mit dieser guten Erde gefüllt, gesetzt; bei dem strengsten Winterfrost wurden große Bäume mit den Wurzeln ausgehauen und in diesen sonst unwirthbaren Boden verpflanzt; Seen wurden abgelassen und aufgethan, wie der Zweck des Ganzen es erforderte; — und in einigen Jahren war dieser Park von Wörlitz schon so in Aufnahme gekommen, daß er von sehr vielen Reisenden besucht und bewundert wurde. Der Fürst selbst hatte ein großes Wohlgefallen an dieser von ihm selbst hervorgegangenen Schöpfung, und Fremde durften überall

Digitized by Google

sich herum führen lassen, nur eine geraume Zeit lang nicht in dem zu dem Park gehörigen gothischen Gebäude, wo der Fürst als Mensch den Genuß des Lebens aufgesucht haben soll. — Es fehlte nicht an Tadlern, welche behaupteten, daß der Park von Wörlitz zu sehr in das Spielende falle, und daß alle Anlagen daselbst en miniature wären; allein alle diese Anlagen standen mit der Größe des Landes und mit den Kräften der Chatoulle des Fürsten wohl in ganz richtigem Verhältniß, und jene Tadler erwägen nicht, daß die Spielerei immer stärker wird, je größer, stolzer und kühner der Bau emporsteigt.

Eines der größten Vergnügen war ihm die Jagd. In der Umgegend von Dessau ist ein bedeutender Wildstand, und besonders wurde der Hubertustag lange Jahre hindurch festlich, waidmännisch gefeyert. Das ganze Jagdgefolge hatte für die verschiedenen Arten der Jagden zwei verschiedene Uniformen, eine rothe und eine grüne, und diese Jagden waren so prunkvoll, daß sie viele Fremde oft von hohem Rang herbeizogen, welche entweder daran Theil nahmen, oder Zuschauer waren. So leidenschaftlich aber auch der Fürst die großen, glänzenden Jagden liebte, so verfiel er doch nicht in den Fehler der Tyrannei gegen seine Unterthanen — ein Fehler der Großen, über welchen manche Länder klagen. Er seiner Seits sorgte dafür, daß der Wildstand nur in Revieren erhalten werde, wo er den Feldern der Unterthanen nicht gefährlich werden könne, und besonders gab er späterhin Befehle, daß das Schwarzwildprett (wilde Schweine) nach allen Kräften ausgetilgt werden solle. Die Klagen der Unterthanen über den Schaden, welchen diese Bestien anrichteten, waren

Digitized by Google

ihm zu Ohren gekommen, und sein Vergnügen opferte er gern dem Wohl der Unterthanen auf.

Durch Erbanfall vergrößerte er späterhin das Land. Fürst Christian August von Zerbst, Reichs-General-Feldmarschall-Lieutenant, geboren d. 8. Aug. 1734 hatte auch in zweiter Ehe mit Friederike Auguste Sophie, Tochter Victor Friedrichs von Anhalt Bernburg eine Kinder, und nur eine Schwester, Sophie Auguste Friederike zurückgelassen. Letztere ist bekannt unter dem Namen Catharina Alexiewna oder Catharina II. Kaiserin von Rußland, welche nach dem Ableben ihres Gemahls, des Czaar Peter III. seit d. 9. Jul. 1762 regierte und zu Moskau, der alten Residenz der Czaaren am 3. October 1762 gekrönt wurde. Da nun nach den Familienverträgen der Fürsten von Anhalt die weibliche Linie von der Succession ausgeschlossen ist, so wurde das Land Anhalt-Zerbst unter den Fürsten von Anhalt-Dessau, Bernburg und Köthen zur Theilung gebracht. Die Kommissarien aller interessirten Theile versammelten sich in Zerbst auf dem dortigen, sehr geräumigen Schlosse, und in dem Ausgleichungstractat fiel dem Herzog von Dessau durch das Loos die Stadt Zerbst mit ihren Umgebungen und außerdem das dortige Amt zu. Diese Theilung geschah am 28. December 1797. Einen Theil der nicht geringen Landesschulden hatte er zu übernehmen; er trug aber sogleich Sorge dafür, daß diese Landesschulden so bald als möglich abgelöset würden.

Zerbst ist eine nicht unbedeutende Stadt, und der Fürst von Dessau wandte nunmehr eine nicht geringe Aufmerksamkeit auf dieses neue Besitzthum. Im Schloß selbst hat er wenig zu der Verschönerung desselben ge-

Digitized by Google

than. Einige Zimmer, welche dem gesellschaftlichen Vergnügen und der gesellschaftlichen Unterhaltung geweiht zu seyn schienen, wenn der Fürst dort hinkomme, wurden geschmackvoll eingerichtet; übrigens blieb das große, geräumige Schloß nur in dem nothdürftigen Baustande. Dagegen that Leopold Friedrich Franz weit mehr für die Umgebungen des Schlosses, für die sogenannten Anlagen. In sehr geschmackvoller Einfachheit ziehn sich diese Anlagen um das Schloß und um ein bedeutendes Theil der Stadt herum, und bilden einen Park, welcher der Benennung werth ist. Leopold Friedrich Franz ist der Schöpfer dieses Parks. Mit der größten Besonnenheit suchte er hier Sparsamkeit mit Eleganz und Geschmack zu verbinden. Durch diese neue Anlagen, und durch die Unterstützungen, welche er überhaupt gewährte, war es zu bewirken, daß viele fremde Einwanderer in Zerbst einen Aufenthalt suchten, und der Stadt selbst dadurch einen sehr bedeutenden Lebensquell mehr eröffneten.

Was Leopold Friedrich Franz ganz vorzüglich für Zerbst gethan, wird von dem kommenden Geschlecht noch mit Dank erkannt werden. Er verfolgte nemlich die Idee, hier eine Schulanstalt für das weibliche Geschlecht anzulegen. Das Ganze war seine eigene Idee, und der Erfolg hat den ersten Plan gerechtfertigt. Diese Schulanstalt hat eine sehr glänzende Aufnahme gefunden, und er selbst, der Fürst, besuchte sie noch in seinen letzten Jahren persönlich, und erkundigte sich dabei mit strenger Sorgfalt um die geringsten Verhältnisse. Daß er viele Freistellen auch hier gegeben habe, bedarf keiner Erwähnung. Geraume Zeit noch wird diese Anstalt den Geschlechtern eine dankbare Erinnerung an Leopold

Digitized by Google

Friedrich Franz bleiben. — Ueber das Basedowsche System, welches er schon früherhin begünstigte, hat es späterher manches Gerede gegeben. Das Philantropin zu Dessau ist bekannt genug. Es läßt über Erziehungsmethoden sich viel für und dawider reden; der Fürst scheint auch späterhin mit diesem Basedowschen System unzufrieden gewesen zu seyn, weil der Erfolg die Erwartungen nicht rechtfertigte; allein in allem eine geregelte Konsequenz beobachtend, suchte er doch so viel als möglich wenigstens mit Anstand, diese von ihm aufgegriffene Erziehungsmethode zu Ende zu bringen.

In Dessau selbst suchte er mit dem damaligen Weimar zu rivalisiren. Er zog nemlich Künstler und Gelehrte in sein Land, und unterstützte sie, so weit er es vermogte. Man konnte ihn in dieser Hinsicht einen eleganten Verschwender nennen. Es ist zu beklagen, daß die ersten Anlagen, welche er in dieser Hinsicht machte, ein deutsches Athen zu gründen, nicht fortgesetzt sind. Die Ereignisse der Zeit störten manches, wovon er die ersten Anlagen gemacht gehabt. Besonders ist dahin zu rechnen die chalkographische Gesellschaft, durch welche bereits treffliche Kupferstichwerke, hauptsächlich in aqua-tinta-Manier hervorgingen, und die Gesellschaft und Buchhandlung der Gelehrten, deren allmähliges Verglimmen zu beklagen ist. Wenn dergleichen Institute untergingen, so lag dieses durchaus nicht an dem Fürst; er konnte weiter nichts thun, als die ersten Anlagen machen und nach seinen besten Kräften sie unterstützen; oft aber erlahmte dieser gute Wille an der Schwerfälligkeit oder an der Bösartigkeit der Menschen. Der Kanzler v. Hoffmann, ein Erdmannsdorf

Digitized by Google

u. s. w. waren Männer, des Vertrauens würdig, welches der Fürst ihnen schenkte, und sie hielten seinen Sinn für guten Geschmack immer rege. —

Beliebt, geachtet und geehrt war er bei den größten Regenten Europens; besonders hob ihn immer, unter allen Verhältnissen, der preußische Hof hervor. Dem König Friedrich Wilhelm II. gefiel der Aufenthalt in Dessau und dessen Umgebungen so sehr, daß er einigemale in strengem Incognito bei dem Fürst verweilte. — Schwelgerisch war dieser Hof im geringsten nicht; bei manchem reichen Privatmann wird vielleicht zu einer Mahlzeit mehr verpraßt, als in Dessau für einen Monat auf dem Etat des Hausstandes sich befand; in einer andern Hinsicht war man nicht so ganz mit dem Fürsten zufrieden. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß er ein Freund des Schönen war, und in der Liebe ein freies Feld suchte. In den Gegenständen seiner Liebe wechselte er zuweilen, immer aber mit Anstand trennte er sich, und diese Verbindungen waren in der Regel so geeignet, daß sie veredelten und nicht herabwürdigten. Noch in den spätesten Jahren unterhielt er solche Verbindungen, aber sie waren mehr geistig; eine solche Freundin schien ihm eine Aspasia zu seyn; er ließ sich vorlesen, oder las auch wohl selbst vor, und der Biograph weiß, daß der Fürst einstmals sehr ungehalten geworden, als er seiner Freundin vorlas, und diese unbemerkt eingeschlafen war. Schon früherhin hatte er die Angelegenheiten seines Hauses besorgt, und alle, welche in engerer Verbindung mit ihm gewesen, gut bedacht. Er hat durch Leidenschaft, Verleitung und Schwäche sich nie dazu bestimmen lassen, Opfer zu bringen, welche seinem Lande hätten schwer fallen kön-

nen; er ist daher von allem Vorwurf, welchen man ihm in dieser Hinsicht hat machen wollen, frei zu sprechen. — Mit seiner Familie suchte er immer im besten Einverständniß zu leben; seinen Bruder Johann George (Hans Jürgen) achtete er wegen dessen reifer Einsicht und trefflicher Kenntnisse, und seinen jüngern Bruder Albert behandelte er mit der feinen Schonung, welche ein von fixen Ideen befangener Geist verdient. Er that als regierender Herr für seine Familie überall mehr, als er nach den Hausgrundgesetzen zu thun brauchte. — Unter andern wurden ihm besondere Freunde, wenn ein Fürst übrigens Freunde haben kann, der von Hoffmann (zuletzt Kanzler der Universität zu Halle) und der von Erdmannsdorf, ein Mann, der in allem, was das Bauwesen betrifft, Geschmack mit tiefer Kenntniß verband.

Blühend blieb das Land bis zu Ende des Jahres 1806. Der Krieg zwischen Preußen und Frankreich war losgebrochen, und die preußische Macht hatte der französische Kaiser Napoleon am 14. October bei Jena und Austerlitz gänzlich geschlagen und zersprengt, so daß eine Sammlung erst an der Weichsel wieder zu erwarten war. Napoleon folgte dem zersprengten Feind mit seiner Hauptmacht auf den Fersen, warf nur, die Elbe entlang, einen Theil des Corps vom Marschall Ney vor Magdeburg, und rückte eiligst vor Dessau, den Uebergang über die Elbe auf dem kürzesten Wege zu gewinnen. Fürst Leopold Friedrich Franz, selbst erschreckt von den Ereignissen der letzten, sturmbewegten Zeit, kam an der Schloßtreppe dem Sieger entgegen, ihn zu empfangen. „Haben Sie auch Truppen zu der preußischen Armee geliefert?“ — war Napoleons An-

Digitized by Google

rede. — „Nein, Sire!" — gab der Fürst zur Antwort. „Und warum nicht?" fragte der französische Kaiser weiter. — „Weil ich nicht dazu aufgefordert bin!" — erwiederte der Fürst. „Wenn Sie aber aufgefordert wären, würden Die Truppen gestellt haben?" fuhr Napoledn fort. — „Sire! Sie kennen das Recht des Stärkern!" — entgegnete der Fürst, und Napoleon lächelte beifällig, und ließ sich die Schloßtreppe hinauf geleiten in die für ihn bereiteten Zimmer. — Der größte Theil der französischen Armee nahm durch Dessau seinen Uebergang über die Elbe, und von dem, was die, wenn auch nicht blühende, doch aber glückliche Stadt dabei erdulden müssen, kann hier die Rede nicht seyn. Mit blutendem Herzen sah es der Fürst, wie die wehrlose, unvertheidigte Stadt in Gegenwart des Kaisers fast geplündert wurde. Sein eigner Marstall, mit vielen und schönen Pferden geziert, wurde ihm ausgeräumt, und im Schloß verschonte man selbst das Silbergeräth und Tafelgeschirr nicht. Als Räuber und Mordbrenner kündigte sich die siegreiche Armee Napoleons hier an, und er selbst, der Kaiser, ließ sie gewähren, weil er es übel empfand, daß der Feind, den er verfolgte, hier die schöne Elbbrücke abgebrochen hatte, um seinen Rückzug zu schützen. Freilich war es unrecht, wegen dieser militärisch nothwendigen Maaßregel an dem Fürst von Dessau, der in die Gewalt des Stärkern gegeben war und keine bewaffnete Neutralität beobachten konnte, Rache nehmen zu wollen; allein Napoleons damaliges Kriegesglück und Kriegeswuth rechtfertigten alle solche Maaßregeln ungebändigter Laune.

Der französische Kaiser wußte sehr wohl, was der Fürst von Dessau den andern deutschen Fürsten galt

Digitized by Google

und welches Vertrauen man seit vielen Jahren zu seiner Klugheit und guten Berechnung gefaßt habe. Dem Wege, den er einschlug, würden viele folgen; das war zu erwarten. Kaiser Napoleon versuchte daher alle Mittel der Versprechung, selbst der Drohung, den Fürst zu einem kühnen, offenkundigen Schritt gegen Preußen und Rußland zu bestimmen; er versprach ihm die bedeutendste Erweiterung des Dessauer Landes; allein durch nichts war Leopold Friedrich Franz zu bestimmen, in diesem Kriege der großen Massen eine andere, als die ihm durch die Nothwendigkeit des Augenblicks abgedrungene Parthei nehmen zu wollen, und höchst unzufrieden mit dem Willen des Fürsten setzte Napoleon seinen Weg auf Berlin weiter fort. — Der Druck der fremden Invasion belastete nun die Länder vom Rhein bis zu der Weichsel. Keines der in Besitz genommenen Länder wurde von dem wilden Eroberer verschont; Auflagen aller Art wurden ausgeschrieben. Der Fürst von Dessau sorgte ohne weitere Veranlassung dafür, daß seine Domainen und Privatgüter gleich allen andern Grundstücken der Unterthanen belastet wurden, und seinen ganzen Hausstand schränkte er nunmehr so genau ein, daß vielleicht mancher seiner Domainenpächter üppiger lebte, als er selbst. Es war nicht etwa Geitz, was ihn zu dieser, fast übertriebenen Sparsamkeit trieb, sondern guter Wille für seine Unterthanen. Durch Aufopferungen und Einschränkungen aller Art wollte er unterstützen und helfen, wo es möglich wäre. Dankbar erkannten es seine Unterthanen, daß er in Zeiten der dringendsten Gefahr, in Zeiten, wo er vielleicht Demüthigungen zu ertragen hatte, sein Land nimmer verließ.

Während der Krieg zwischen den großen Massen

noch wüthete, suchte er alles Mögliche dazu beizutragen, seinem Lande die Kriegeslasten zu erleichtern. Späterhin wußte er sogar durch ein sehr verzeihliches Werk der Schlauheit die Militärstraße von Dessau abzuwenden. Wenige hatten bei dieser französischen Invasion in dem Dessauer Gebiet gewonnen, besonders Juden; die Mehrzahl hatte gelitten, und der Preis der Grundstücke war gefallen; dem schmutzigsten Wucher waren die Pforten geöffnet, und der Fürst sah die schweren Folgen eines unglücklichen Krieges, ohne ihnen steuern zu können. — Endlich wurde zum Erstaunen von ganz Europa der Tilsiter Frieden geschlossen, und im Gefolge desselben kam auch das Dessauer Land, am linken Elbufer belegen, unter französische Dependenz. — Anträge mancher Art, die ihm gemacht wurden, damit bei seinem Vortritt Andere Vertrauen zu dem neuen System fassen mögten, schlug er zu wiederholten Malen ab, und wurde ein nicht eifriges, aber der Nothwendigkeit gehorchendes Mitglied des Rheinbundes. — Den Titel als Herzog nahm er an; den Rang als Großherzog suchte er abzulehnen. Das Kriegspannier war fortan wieder aufgehangen; Napoleons rastloses Streben nach Beschäftigung litt es nicht anders; der Herzog suchte nur bei der falschen Exaltation, welche manchen Schwächling verblendete, die Wahrheit deutscher Treue mit Klugheit und Besonnenheit seinem Lande zu erhalten, und das mit Gefahren nicht geringer Art verbundene Wagstück gelang ihm! Er beschwichtigte den Feind, und war zugleich ein Palladium, ein Anlehnungspunkt deutscher Kraft.

Ein sehr feines Zartgefühl wohnte in diesem großen Geiste. Sein funfzigjähriger Regierungsantritt

sollte gefeyert werden. Er ließ die guten Menschen, welche ihm freundlich gestimmt waren, gern gewähren; allein den Tag der Feyer konnte er nicht genehmigen, weil es der Todestag seines Vaters war. Auf einen andern Tag wurde also die Feyer versetzt, und in dem Tiefgefühl edler Menschen brachte er die Todtenfeyer. Er war fein fühlender Mensch, ohne es scheinen zu wollen. Sein feines Gefühl riß ihn oft hin, und der Mensch stand dann in Widerstreit mit dem Fürsten.

Die Zeiten kamen in die alte Ordnung wieder, und auch für Dessau schien nach der Leipziger Völkerschlacht eine neue Aera wieder hervorzublühen. Der Wahrheit der Verhältnisse treu anhangend, wurde er auch als ein Fürst der guten Sache anerkannt, und sein Land in guten Schutz genommen. Die mißliche Lage an der Elbe veranlaßte übrigens es freilich, daß vor der vollständigen Entscheidung der französischen Niederlage ganze Armeecorps bekannter und unbekannter Völker in dem Dessauer Gebiet hausirten. Man suchte diese unbekannten Gäste so gut aufzunehmen, als möglich, und der Herzog hat es späterhin mit höchstem Unwillen aufgenommen, daß von seinen eignen Dienern diesen fremden Gästen Reverenzen gemacht wurden, und daß der Unsittlichkeit Thor und Thür geöffnet war. Einige Entlassungen waren späterhin die Folge dieser Bemerkungen des Herzogs. Sein reiner Sinn blieb stets derselbe; an dem ungewissen Wesen des Volkes nahm er nie Theil. — In jener schweren Periode, wo Zerbst von den Franzosen besetzt war, und auch die Polnischen Legionen dort aufgestellt wurden, wußte der Herzog sehr genau die guten Männer von dem leichtfertigen

Digitized by Google

Gesindel auszuscheiden, und letzteres bekam nachher die wohlverdiente Strafe.

Endlich wurden die Friedensangelegenheiten vollkommen wieder hergestellt, und der Herzog blieb in dem ruhigen Besitz seines Landes, ein mehreres nicht verlangend. Französischer Seits hatte man ihm das Seniorat über die Gesammtheit der anhaltischen Lande angetragen; er hatte aber die Uebernahme dieser ihn nicht entsprechenden Function abgeschlagen. Durch den Rheinbund zurückgedrängt in ein Vasallenwesen, welches vorhin ihm fremd gewesen war, suchte er so viel als möglich der Nothwendigkeit den Schein der Gefälligkeit zu geben; die Wahrheit seines moralischen Characters verleugnete er in dieser schweren Zeit nie, und auch in seinem politischen Character erkannte man bald den Feind der französischen Anmaßung. Die Lage seiner Besitzungen aber war allzu mißlich, als daß er mit einer Art von Selbstständigkeit gegen die fremde, vorherrschende Gewalt in diesem Augenblick hätte handeln können. Dem Genius der Zeit vertraute er; diesem Genius der Zeit war er ein Anlehnungspunct, und es kann und darf hierüber nur so viel gesagt werden, daß in dem Moment, wo Deutschland das fluchbeladne, fremde Joch abschütteln wollte, der Name des Herzogs von Dessau als der glorwürdigsten einer unter denen stand, welche zu der Sache der deutschen Freiheit geschworen hatten. Als im Jahr 1813 Germanien aus eigner Kraft erstand und das fremde Joch abschüttelte, leistete Leopold Friedrich Franz mit bedächtiger Sorgsamkeit das, was er nach reifer Ueberlegung angemessen hielt für die Nöthen des Landes. Ohne voreilige Hitze nahm er nur den Antheil an der gemeinen Gefahr, der

Digitized by Google

von überspannter Ausschweifung entfernt, durch eine achtungswerthe Mäßigung Sicherheit in allen Verhältnissen geben mußte. Freund und Feind mußten in diesem, gewiß sehr mißlichen Verhältniß ihn als einen besonnenen Mann erster Größe achten. Napoleon sagte auch bei dieser Gelegenheit über ihn: „schade, daß er schon die Jahre hat! Er würde uns allen Unterricht geben können!" Die zu Deutschlands Befreiung verbündeten Monarchen achteten und ehrten ihn fortan als einen Fürsten, welcher nur durch den Drang der Nothwendigkeit dem fremden Eroberer sich hatte unterwerfen müssen, und man war von ihm am ersten davon überzeugt, daß er mit freudiger Rührung in den Schooß des Vaterlandes zurückkehre. Alle seine Besitzungen, Rang und Prärogativen wurden ihm gern gewährt, und nicht mit jener, in den neuern Zeiten oft bekannt gewordnen marktschreierischen Wuth, wohl aber mit der Würde und dem Anstand, welche man von einem geregelten, besonnenen Manne erwarten darf, schloß er sich der allgemeinen Sache an, nachdem er in den langen Kriegeszeiten durch den französischen Druck so viel Schweres erfahren gehabt. Ein natürlicher Verbündeter des Hauses Preußen hatte er bisher seine Anhänglichkeit an diesen Regentenstamm nicht an den Tag legen gekonnt; mit um so wärmeren Eifer sprach und handelte er für die allgemeine Sache nach der Leipziger Völkerschlacht. Persönlich im Felde zu erscheinen, hielt er nicht für zweckdienlich, theils weil er selbst schon zu weit in den Jahren vorgerückt war, um die Ermüdungen des Krieges ertragen zu können, theils weil er nie Soldat von Metier gewesen, und der practische Kriegsdienst nie einen besondern Anreiz für ihn gehabt hatte.

Digitized by Google

Im Spätherbst seiner Tage hatte der Herzog noch die Trauer, seinen einzigen Sohn, den Erbprinz Friedrich im blühenden Mannesalter hinscheiden zu sehen. Mit diesem Sohn hatte der regierende Herzog, besonders in der letztern Zeit, in einem sehr vertrauten Verhältniß gelebt, und dessen unerwartet schneller Tod, am 27. May 1814, griff ihn sehr an. Den Erbprinz überlebten drei Söhne und zwei Töchter, wovon der älteste, Leopold Friedrich, geboren den 1. October 1794 nunmehr Erbprinz wurde. Leopold Friedrich Franz hatte schon immer diesen jungen Mann ausgezeichnet, und besonders that er dies jetzt, wo die unmittelbare Erbfolge demselben zustand. Er ließ es an keiner Bemühung, seinen Nachfolger in das System seiner Regierung schon früh einzuführen, fehlen, und so hinfällig der Herzog auch sich selbst fühlte, so begleitete er doch den jungen Prinzen einen geraumen Weg entlang auf diplomatischen Reisen. Bis zu dem letzten Moment seines Lebens war er nur für sein Land, für seine Unterthanen besorgt. Vergrößerung hätte er bekommen können, allein er schlug sie aus; nur Sicherheit und Ruhe begehrte er, weil hiervon allein er das Wohl der Unterthanen ermaß.

Die menschliche Natur mahnt zuletzt an die Zeit des Abscheidens von der Welt. Leopold Friedrich Franz hatte seiner Zeit genug gethan, und wurde von dem großen Pocher, dem Tode, abgefordert. In dem Lustschloß Luisium, welches der Herzog selbst hatte erbauen lassen, ereilte ihn der Tod am 9. August 1817 Abends halb sieben Uhr. Erst am 5. August war er bettlägerig geworden. Hätte er noch fünf eine halbe Stunde länger gelebt, so würde er sein sieben und siebzigstes

Jahr vollendet gehabt haben. Neun und funfzig Jahre hatte er regiert; ein ruhmwürdiger Veteran deutscher Fürsten ging er hinüber, und wohl dem Lande, welches solche Regenten hat! Der sicherste Beweis von seiner bewährt gefundenen Fürstentreue und Fürstenredlichkeit ist die Masse der Einwanderer, welche unter seiner humanen Regierung das Dessauer Land belebten. — Einfach wurde er nach seiner ausdrücklichen Vorschrift beerdigt; aber dauernd wird sein Monument seyn. Denn vieles hat er hinterlassen, was in der Nachwirkung erst folgereich ist, und die Segnungen, welche den Ländern angekündigt werden könnten, richtig deutend, that er wohl berechnend auch in dem kritischen Augenblick alles das, was für die gute Sache zu thun war, ohne daß er dadurch den Drang der Nothwendigkeit zurückgewiesen, und durch unpolitische Leidenschaftlichkeit sein Land in Gefahr gesetzt hätte. Mäßigung in jedem Verhältniß war seine Grundregel, und durch dieses philosophische System gewann er sich Achtung, Rang und Würde. —

Leopold Friedrich Franz war in frühern Jahren ein schöner Mann zu nennen. Groß und wohlgewachsen, wußte er sein Aeußeres geschmackvoll zu ordnen. Er war außerdem liebreich in der Rede, aber etwas polternd in der Sprache, und konnte — nach seiner sanften Art — beleidigt werden, wenn man so etwa ihn nicht verstand; darum mußte man im höchsten Grade genau aufmerksam seyn, ihn zu verstehen. — Er hat, wie viele große Herren, dem weiblichen Geschlecht gehuldigt, aber immer mit Anstand, und für die Sprößlinge freier Lust hat er mit fürstlicher Großmuth gesorgt. — Er wünschte, die Werke der Kunst nach seinen Kräften in reiner Klarheit der Nachwelt zu über-

Digitized by Google

eignen; das Gemeine des Zeitgeistes störte ihn in diesem großen, schönen Plan. Er hatte Bauten angelegt, welche Propyläen werden sollten, und mit blutendem Herzen mußte er es sehen, daß sie französische Kasernen wurden. Es gehört eine nicht geringe Entsagung dazu, in solchen Zeiten dringender Noth den Unmuth zurückzudrängen, und mit Entschlossenheit und freier Selbstständigkeit zu handeln! — Die Bauten, welche er aufgeführt, werden übrigens Jahrhunderte hindurch Monumente seiner Größe und Erinnerungen an seine Größe bleiben. Es wäre ihm zu wünschen gewesen, daß er mit größerer Macht in einem friedlichern Jahrhundert hätte regieren können. An gutem Willen, an Kraft und Talent fehlte es ihm nicht, und eben so wenig an der edlen Fürstenwürde; den Drang einer schweren Zeit hatte er zu bekämpfen, und dennoch unterlag er diesem Drange nicht. Mit der Gewalt und der Ausdauer eines großen Genius vollführte er das, was er für sein ganzes Regierungssystem sich vorgezeichnet hatte, und was mag ihm eine bessere Hekatombe seyn, als die stille Nachfeyer aller seiner Unterthanen?! — — Seit langen Jahren ist im In- und Auslande ein Regent nicht so herzlich, so wahrhaftig beweint worden, als Er!!!

Digitized by Google

Digitized by Google

III.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Göthe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Gleim ist unter den Dichtern Deutschlands zwar als Sänger vielleicht nicht von rasch sich verkündender Auszeichnung gewesen, so wenig, wie Anakreon, Moschus, Bion und alle die schalkhaft-tändelnde Sänger der Freude im Alterthum es waren; um so mehr aber wird sein Ruf dauern, so lange die deutsche Sprache geredet wird, je mehr das Eigenthümliche, das Nationelle, welches in vielen dieser Lieder liegt, zur Allgemeinheit wird. — Dazu, daß er ein Nationaldichter wurde, und einen Namen gewann, trugen besonders viel die von ihm herausgegebenen „Lieder eines preußischen Grenadiers" bei, und obwohl es ungewiß ist, ob diese, in der Volkssprache sehr wohl gedichtete Lieder ihm angehören, oder nicht vielmehr einem nahen Verwandten von ihm, in dessen Nachlaß er sie gefunden haben soll, so sind sie doch um deswillen besonders

Digitized by Google

heraus zu heben, weil Johann Wilhelm Ludwig Gleim es war, der sie zu Tage förderte, und allgemein bekannt machte. Mögen sie sein Eigenthum seyn oder nicht, das bleibt bedeutungslos, wenn man den Herausgeber dieser Gedichte in seinen fernern Verhältnissen näher betrachtet.

Als Schriftsteller, als Dichter ist Gleim sehr sorgfältig durch Mehrere, besonders durch W. Körte *) aufgesucht; einen für viele Verhältnisse so anziehenden Mann aber in seinen Eigenthümlichkeiten zu entfalten, ist auch wohl nicht unanziehend, und bedarf es kaum des Vorworts, daß von ängstlichen, oder partheiischen Meinungen der Localität, von unverschämten Urtheilen unverschämter Sprecher hier die Rede nicht seyn wird. Er ist, wie jeder bedeutende Mann, der sich einiges Gewicht zu geben weiß, oder dessen Domination man bemerkt, ohne daß er selbst es will, bald von dem Neide und der Schelsucht unbarmherzig getadelt, bald von der Schwäche und der Schmeichelei übertrieben gerühmt worden. Die goldne Wahrheit mag in der Mitten die Wage richten.

Gleim war an sich ein sehr fruchtbarer Dichter, wenn wir das Streben, durch Emsigkeit und Anhaltsamkeit die poetischen Phantasien in einer gewissen metrischen Ordnung auf das Papier hinzuzeichnen, Dichterfeuer nennen dürfen. Das nulla dies sine linea! war

*) J. W. L. Gleims sämmtliche Werke. Erste Originalausgabe durch Wilhelm Körte, Halberstadt im Büreau für Litteratur und Kunst 1811.

Digitized by Google

ihm heilig, obwohl man nicht der Meinung seyn kann, daß dieser Grundsatz auf die Production des Dichters, der die Begeisterung der Muse erwarten soll, anzuwenden sey. — Wie weit Gleim in dieser Behendigkeit mit der Feder ging, darüber beklagt sich, gewiß mit Recht, der Sammler seiner Werke. Man bemerke, daß Gleim in den Jahren von 1783 bis 1803 nicht weniger als neun und siebzig einzelne Bändchen handschriftlicher, eigner Poesien verzeichnet hatte, und daß eine fast noch größere Menge handschriftlicher Entwürfe in dem Chaos seiner Papiere sich vorfand. Diese Papiere zu ordnen, war kein geringes Werk, um so weniger, weil sich auf Zetteln hingeworfene Gedanken, Anlagen zu Ausarbeitungen und angefangene Gedichte befanden; denn Gleim hatte in dieser Hinsicht etwas Aehnliches mit Lichtenberg. Letzterer hatte auch bekanntlich seinen Zettelkasten, worin er auf einzelnen Papierblättern die schnell hervorspringenden Ideen festzuhalten suchte; und Gleim ging noch weiter darin. Einem lebhaften Gemüth kommen nämlich oft Ideen und Ansichten von überraschender Größe in dem ungewissen Zustande des halben Traums und der Begeisterung der Nacht. Man sucht sie festzuhalten, und am folgenden hellen Morgen weiß man nichts mehr von jener nächtlichen Begeisterung; man kann die Gedankenfolge, den hohen Schwung der Ideen nicht wieder heraufrufen; man war eine Pythia gewesen. Gleim hatte seit langen Jahren daher die für Männer seines Geistes nicht zu tadelnde Gewohnheit, daß er Nachts das Schreibzeug dicht am Bette hatte, und aus dem ungewissen Schlaf, aus dem Traum der Begeisterung erwachend, setzte er dann rasch das nieder, was in den Gebilden des innern Lebens sich ihm jetzt verdeutlicht

Digitized by Google

hatte. — Diese Masse von Papieren zu ordnen, war keine geringe Aufgabe; sie ist gut gelöst, und bei den verschiedenen Lesarten die erste kräftige Lesart des Dichters so viel als möglich beibehalten. An mehrern Sammlungen, besonders an den scherzhaften Liedern hatte Gleim viel gefeilt, und der Herausgeber der Gleimschen Werke erinnerte sich sehr treffend und richtig dessen, was Klopstock an Gleim schrieb: „brauchen Sie mir ja Ramlers Feile nicht zu viel, und bringen Sie mir mit Ihrer eigenen hie und da ein wenig Politur weg."

Gleims erste dichterische Laufbahn wurde durch „Bodmers Discourse der Mahler" eröffnet. Bodmers und anderer Versuche, auch in Deutschland den Gottschedschen, gereimten, schwerfälligen Alexandriner zu vertreiben, und die griechische Melodie des Verses ohne Endreim manchen Arten von Gedicht zu geben, fanden keinen besondern Beifall. Gleim studierte damals (1738 — 1740) auf der Universität zu Halle an der Saale, und mit denen ihm gemüthlichen Kunstgängern, Uz, Götz und Rudnick war er dahin einverstanden, daß man durch angenehmen Inhalt den Rhythmus der Griechen und Römer den Deutschen empfänglich und ansprechend machen müsse. Mit einer beachtungswerthen Energie und Ausdauer hat er dieses zuerst aufgefaßte Prinzip mit einem glücklichen Erfolge durchgeführt. Eine Art, aber auch nur eine Art von Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit waren die versteckten Impulse, welche Gleim nach seinen drängenden Wünschen erhoben, und ihn zu der Zelebrität brachten, die er in der Wahrheit verdient, und die ihm entnommen werden müßte, wenn die Sinnigkeit seiner

Digitized by Google

Werke, und der Fleiß und die Anhänglichkeit an alte Verhältnisse der Regierung den falschen Ton des bürgerlichen Menschen nicht Lügen straften.

Seine ersten Versuche in scherzhaften Liedern, die schon mit dem Jahr 1744 beginnen, sind durchaus nicht klassisch zu nennen. Man sieht wohl den guten Willen des Dichters, sein Streben nach Vervollkommnung, aber der Versbau ist ungeregelt, und mitunter ist auch der Dichter als Schmeichler, der sich um eine Pfründe bewirbt, durchzuschauen. Diese Wahrheit, daß alle Mäzene einen August suchen, wird die historische Ueberzeugung geben, und hätte Horaz keinen August gefunden, so würde Horaz uns nicht übertragen seyn. Gleim fand keinen August, aber er fand Bewunderer, Verehrer, er lebte in einem glücklichen Umschwung seines literarischen Zeitalters, und seine Aera wird ihm nie entstehen!

Gleim wurde geboren am 2. April 1719 zu Ermsleben im Fürstenthum Halberstadt. Sein Vater, Johann Laurentius Gleim war dort Obereinnehmer der Accisegefälle des Königs in Preußen, und wurde der Vater von zwölf Kindern aus einer Ehe. Er war verheirathet mit Anna Gertraud Peil, und neun Kinder überlebten ihn, der am 26. April 1735 starb. Die Mutter, eine Holländerin, folgte dem Gatten bald nach, und auf dem Kirchhof zu Ermsleben lieset man noch an einem steinernen Herold die Worte: „Allhier

ruhet Johann Lorenz Gleim, und Anna Gertrud Peil, ein gottgeliebtes, frommes Ehepaar, — schon Staub! — Beide starben im Jahr 1735. Von ihren erzeugten zwölf Kindern errichteten die noch lebenden fünf jüngsten Söhne: 1) Johann Wilhelm Ludwig, 2) Friedrich Ludwig Lorenz, 3) Daniel Conrad Vollrath, 4) Mathias Lebrecht Caspar, 5) Franz Carl Eberhard — dieses Denkmal. — Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser! — und also ward es!! Gleim verlor um so mehr an seinen Eltern, weil er deren Liebling geworden war, denn er war der ernsthafteste unter den Kindern geworden, und seine Zukunft versprach viel. Bei dem Rector Schumann in Ermsleben hatte er schon von dem dritten Jahre an den Elementar-Unterricht genossen, und im neunten Jahre begleitete er schon den Vater auf dessen Geschäftsreisen, wo die Ansicht der Harzgegenden vielleicht die Anlage seines dichterischen Talentes zuerst zur Entwickelung und Klarheit gebracht haben mag. — Im zehnten Jahre kam Gleim bei dem Prediger Zabel in Oberbörnecke (im Halberstädtischen) in Pension, und lernte hier besonders die alten Sprachen kennen. Im Jahr 1730 ward Gleim auf die damals sehr bewährte Stadtschule zu Wernigerode gebracht, und war Pensionär im Hause des Rector, Eustatius Schütz. — Eine Jugendgeschichte, welche ein sehr zuverlässiger Biograph *) über Gleim ausgiebt, finde hier Platz, weil sie die Anlagen des künftigen Mannes uns characterisirt.

*) Gleims Leben von W. Körte. Halberstadt im Büreau für Litteratur und Kunst. 1811.

„In den Osterferien ließ der Vater ihn nach Hause kommen. Einer der Brüder des Vaters, ein Apotheker aus Werben, befand sich im väterlichen Hause zum Besuche. Beiseyns desselben fragte der Vater seine Söhne, Wilhelm und Lorenz, was sie werden wollten? — „Ein Apotheker!" — sagte Lorenz; Wilhelm: „ich will studieren!" Die Schwestern aber wollten, Lorenz solle studieren, und Wilhelm ein Apotheker werden. Darüber entstand Streit; doch Wilhelm blieb ernsthaft. Dem Bruder Lorenz wurden seine schönen Haare am Abend vor Ostern von den Schwestern gekräuselt, die des Wilhelm nicht. Darüber ward Wilhelm eifersüchtig, und da er mit Lorenz in einem Bette schlief, so nahm er heimlich eine Scheere mit ins Bett, und schnitt dem schlafenden Bruder die Locken rund ab. Die aufgebrachten Schwestern schleppten den Missethäter vor der Eltern Bette zum Verhör und zur Strafe. Die guten Eltern konnten des Lachens sich nicht enthalten, und Wilhelm kam mit einem ernsten Verweise davon. Dem Vater gefiel die Eifersucht seines Sohnes, die aus der größern Liebe der Schwestern zu Lorenz und daraus entstanden war, daß die Schwestern ihn, ein Apotheker zu werden, nicht überreden konnten."

An demselben Tage war Gleim der Gefahr nahe, zu ertrinken; „Gott aber war mit ihm. Der Vater hatte den Söhnen den Freudengang nach Sinsleben erlaubt. Auf dem gefährlichen Steg über die Selke (solche Gebirgswasser sind oft als rieselnde Quellen zu betrachten, oft unnahbare Ströme, je nachdem die Wetter oben an den Bergen toben oder in der Dürre des Augenblicks sich verlieren,) stürzte Gleim, der seinen jüngeren Bruder hinüber geleiten wollte, hin-

Digitized by Google

ab in den Abgrund, und es fehlte wenig, daß er nicht eine Beute des Todes geworden wäre. An einem Weidenstrunk (Weidenbaum) rettete er sich, indem er in dem krampfhaften Zucken des Todes sich anklammerte, und zu dem Prediger Limburg wurde der todt scheinende rasch gebracht. Dieser, ein ohnfehlbar sehr aufgeklärter Mann, brachte den Scheintodten bald in das Leben zurück, und die Eltern erfuhren erst spät, als von einer Gefahr nicht mehr die Rede seyn konnte, etwas von der Sache selbst, die, wenn sie nicht mit freundschaftlichem Zartgefühl besorgt gewesen wäre, einen gewichtigen Mann der Welt hätte berauben können.

In Wernigerode wurde der junge Gleim besonders dem Graf Christian Ernst zu Stollberg-Wernigerode, einem nicht unbedeutenden Förderer deutscher Literatur, bekannt, und der Graf wandte, gewiß nicht ohne bedeutenden Grund, sein Augenmerk auf den jungen Gleim. Letzterer war oft mit dem Grafen von Wernigerode in der Bibliothek, bekam von ihm Bücher geschenkt, und gefiel durch sein freies, ansprechendes Wesen. Außerdem gewann er hier das Wohlwollen anderer Männer von Bedeutung und mit diesem Wohlwollen auch mehrere Unterstützung. — In der glücklichen Geschäftsamkeit, welche ein genußreiches Geschenk für große Gemüther ist, lebte er hier, bis ihm die Nachricht von der Todeskrankheit seines Vaters wurde. Mit seinem Freunde, Gottfried Schütz, reisete er sogleich in einem Karriol nach Ermsleben. Ueber Radisleben hinaus brach an dem zweirädrigen Fuhrwerk ein Rad; Gleim sah aber schon den weißen Thurm der Vaterstadt liegen und hörte zu ungewohnter Stunde ein volles Glockengeläut herüber schallen. Er eilte zu Fuß

Digitized by Google

weiter, fragte am Stadtthor, was das Geläut bedeute, und erhielt zur Antwort: „sie begraben den Obereinnehmer Gleim.“ Er stürzte in das väterliche Haus, der Sarg stand noch da; die Mutter ließ ihn wieder öffnen, aber Wilhelm Gleim ließ sich nicht bewegen, den theuren Verblichenen im Tode zu schauen; wohl aber folgte er, in stummen Schmerz versunken, der Leiche, und tröstete dann, als er zurückgekehrt, mit ergreifendem Ernst die Mutter. Sie folgte, wie schon gesagt, bald ihrem Gatten im Tode nach; der Vater Gleim war an einem Gallenfieber, und die Mutter vor Gram gestorben, wegen einer unter Friedrich Wilhelm I. zur Tagesordnung gehörenden, diesesmal ihren Schwiegersohn, den Amtsverwalter Fromme betreffenden Militärdespotie. Fromme hatte sich über die Verunglimpfungen, die er von einem Rittmeister von Natzmer erleiden mußte, unmittelbar bei dem Könige beschwert, und von diesem zur Antwort erhalten: „hätte nicht das Regiment den Prinz von Anhalt zum Cheff, so wollte ich ihm helfen!“ Darauf begab sich Fromme zu dem Kronprinzen, nachherigen Könige Friedrich II. nach Reinsberg, und dieser machte den gemißhandelten Fromme zum Pächter seiner ihm zugewiesenen sonst Happeschen Güter. Fromme fand sich hier glücklich, und die feine, besänftigende Manier des Kronprinzen machte einen tiefen Eindruck auf Wilhelm Gleim, dessen Schwester fortan bis zum Jahr 1760 viel für die Familie thun konnte.

Nach dem Hinscheiden seiner Eltern war Gleim wieder in Wernigerode, wurde dort so viel möglich von dem Geheimerath Reinhardt und dem Regierungsrath Rüdiger unterstützt, und Ostern 1738 verließ er Wernigerode,

Digitized by Google

auf der hohen Schule in Halle seine Studien fortzusetzen. Wie kümmerlich es ihm dort gegangen, das beweiset ein in seinem Nachloß vorgefundenes Rechnungsbuch. Darin heißt es vom Jahr 1739: Einnahme: 60 Rthlr., vom Jahr 1740: Einnahme: 56 Rthlr. Unter den Ausgaben steht unter andern: „für halbjährige Miethe zwei Thaler zwölf Groschen" — wie ärmlich mag der talentvolle, regsame Kopf also nicht gewohnt haben! — und so notirt er auch einmal: „den 23sten Fremde gehabt aus Aschersleben; für Taback, Pfeifen, Zucker und Milch zwei Groschen."

Gleims Lehrer in Halle war besonders der Kanzler Ludwig, der Geheimerath Heineccius, ferner Böhmer, Baumgarten und Christian Wolff. Dem Kanzler Ludwig war Gleim näher bekannt geworden; er ordnete dessen Bibliothek, und fand fortan noch mehr Geschmack am Bücherwesen. Er legte sogar einen kleinen Tauschhandel damit an, und machte bei dieser Gelegenheit die erste Bekanntschaft des jungen Uz und anderer talentvoller Köpfe.

Es gab damals zwei Wege zum Parnaß in Deutschland; den einen zeigte Gottsched in Leipzig, den andern Bodmer in Zürch. Gleim mit seinen Freunden Uz, Rudnick, Götz, hielt sich zu der Bodmerschen Schule. Zu Anfang des Jahres 1740 war er schon zum Gesandschaftssecretär an den dänischen Hof designirt, er ging aber, weil dieser Gesandschaftsposten nicht zu seinem Zwecke gelangte, nach Potsdam, wo er bei dem Obrist der Königlichen Leibgarden, v. Schulz, als Hauslehrer sich engagirte. Gleim ward hier bald mehr Hausfreund als Hauslehrer. Ein Zufall förderte

Digitized by Google

ihn weiter. Eines Tages stieß er nemlich durch Unvorsichtigkeit den Kaffeetisch um, und ein schönes Service fiel in Scherben. Gleim bestellte nach seinem eignen Geschmack in Meißen ein anderes, welches, als es ankam, sehr gefiel. Prinz Wilhelm, Sohn des Markgraf Albrecht zu Schwedt, bewunderte den Geschmack des Angebers, lernte ihn selbst kennen, und nahm ihn als Secretär in seinen Dienst, wobei aber Gleim dennoch im Hause des Obrist Schulz blieb.

Sonderbar genug war Gleims erstes Zusammentreffen mit Ewald Christian von Kleist. Der Obrist Schulz erzählte nemlich, daß in einem Zweikampf der Lieutenant v. Kleist des Prinz Heinrichschen Regiments tödtlich verwundet sey. Gleim ging zu ihm; die rechte Hand lag verbunden auf dem Bett, und der Kranke klagte über Langeweile. Gleim holte Bücher, las vor, fand einen aufmerksamen Zuhörer, und bei einem seiner eignen scherzhaften Lieder lachte Kleist laut auf, und zog dabei die rechte Hand nach sich, so daß eine bedeutende Ader sprang. Der schnell herbeigeholte Wundarzt erklärte nun, daß dieses Aufspringen der Ader den Kranken vom Tode gerettet habe, da sich Spuren vom Brande fänden, und daß hier die Poesie der beste Wundarzt gewesen sey. Kleist wurde gerettet, Gleims innigster Freund, und der große Dichter, den wir in ihm bewundern.

Gelehrte Freunde Gleims wurden nun außerdem nach und nach der Arzt Hirzel, der für die Literatur zu früh gestorbene Konrector Pyra, Spalding, Ramler, Lamprecht, Graun, und mehrere andere glänzende, meist erst emporstrebende Köpfe. Dieser Gelehrtenverein

wurde aber bald durch den neu ausgebrochenen Krieg gestört. Im Jahr 1744 zog König Friedrich II. von Preußen gegen Maria Theresia, welche den Herzog von Lothringen, ihren Gemahl auf den Kaiserthron zu heben strebte, zu Felde, drang rasch in Böhmen ein, und legte sich vor Prag. Prinz Wilhelm erhielt bei dieser anfänglich sehr geheim gehaltenen Expedition auch Ordre zum Aufbruch, und nur mit Mühe konnte Gleim es bewirken, ihn begleiten zu dürfen. Vor Prag fand man die Ermüdungen einer lange in den Lägern stehenden Armee. Mehrmals kochte Gleim für sich und seinen Freund Kleist in unpassendem Geschirr eine Suppe, die aus nichts als Brodt, Wasser und etwas Butter bestand. — Eines Tages kam der Prinz in das Zelt von Gleim, und befahl ihm, mitzugehen, weil König Friedrich, den er zu begleiten habe, jetzt eine große Recognoscirung anstellen wolle. Sehr freudig folgte Gleim, und er selbst sagt darüber: „man war der Festung so nahe, daß man auf den Wällen die Kanonen zählen konnte. Der König stand in der Gegend des Invalidenhauses, nach der Festung sehend, ein Fernglas in der Hand; eine sechspfündige Kanonenkugel strich vor dem nahe hinter dem Könige stehenden Prinzen vorbei, berührte die linke Schläfe desselben, und der Prinz war todt."

Gleim war außer sich über diesen Verlust; der Prinz war ihm ein Freund gewesen. Die königlichen Prinzen Wilhelm und Heinrich besuchten Gleim persönlich in seinem Zelt; aber ganz untröstbar begleitete er den Leichnam nach Berlin. Dort angekommen, eilte er zu seinem Freunde Lamprecht; auf dem Hausflur, im Sarge ruhend fand er ihn. So wurden seine innigsten

Digitized by Google

Gefühle aufgestört! — Im Jahr 1745 wurde Gleim von dem Generaldirectorium dem Fürst Leopold von Dessau, welcher ein preußisches Armeecorps gegen Sachsen hin befehligte, als Staatssecretär zugewiesen, und der Fürst, ein sehr origineller Mann, empfing ihn freundlich in Oranienbaum, im Hemde dastehend. — Eine Härte, welche sich der Fürst gegen einen vermeintlichen Spion in dem Lager bei Dieskau erlaubte, machte Gleim diesen Dienst widrig und gehässig; er wurde anscheinend krank, beurlaubte sich nach Magdeburg, von dort nach Berlin, wo er bei einem Verwandten, dem Professor Ludolf wohnte, und einer anderweiten Anstellung entgegen sah. Mehr als zwei Jahre verlebte er in Berlin in einer, ihm unangenehmen Ruhe. — Der Tribunalsrath von Berg, Domherr zu Halberstadt, schlug im Jahr 1747 Gleim zum Domsecretär daselbst vor, und alle Stimmen wurden ihm gegeben; nur einer, der Domdechant von dem Busche hatte einen andern Mann auf seiner Tafel. — So kam denn Gleim nach Halberstadt! — Hier lebte er in der Gemächlichkeit, welche vielleicht, wenn wir das Emphatische zurücklassen, das Ziel seines Lebens, und sein Lebenszweck gewesen war. Seine gelehrten Verbindungen setzte er nun fort und erweiterte sie mit dem glücklichsten Erfolg. Zu beklagen ist es für die Literatur, daß mehrere seiner satyrischen Werke, welche in diese Periode fallen, verloren gegangen; so wurden z. B. „das Glück der Spitzbuben" ferner „die Bürgerwelt" und zuletzt „das Sendschreiben an das Pflanzstädtlein Herrenhut" öffentlich in Hamburg verbrannt. Bald darauf, (1756) war Gleim der erste deutsche Dichter, der Romanzen unter diesem noch fremden Namen in unserer Muttersprache herausgab; sie fanden Beifall und

Digitized by Google

glücklichere Nachahmer. — Aller Aufforderungen ungeachtet mischte sich Gleim nicht in den damals sehr lebhaften Streit der verschiedenen Schulen, an deren Spitzen Gottsched, Bodmer, auch Lessing standen; Gleim sagt selbst, „daß er dieses Schulgezänk für unerträglich halte, und daß die Gabe der Musen ihm ein Genuß, nicht eine Arbeit seyn solle." Hiermit hat der Dichter gewiß sehr viel gesagt. In seinem Urtheil über die Verunglimpfungen, welche ihm wurden, war er sehr gemäßigt. „Man hat mich" — schreibt er 1758 an Uz — „zu einem Atheisten, zu einem liederlichen Menschen, zu einem Narren in neologischen Wörterbuche, zu einem armen Teufel gemacht, der in seinem Leben kein Glas Wein getrunken und doch Lieder von Wein gesungen hätte. Ein gewisser Prediger hat eine ganze schöne Rede wider mich drucken lassen, aber ich glaube nicht, daß zehn Menschen sind, die von alle dem das geringste wissen. — Eher hält man ein wildes Pferd auf der Flucht, als einen Dichter, der mit der Feder in der Hand auf seinen Feind losgeht; denn welches Gut ist wichtiger als eines Autors eingebildete Unsterblichkeit? In den gelehrten Streitigkeiten bin ich so wenig zu Hause, daß ich mich leicht irren kann, und ich habe so viele Ursachen, ein Fremdling darin zu bleiben, daß ich es mir selbst zu gute halte, wenn ich weniger davon weiß. Was ist heilloser, als das Gift streitender Federn? Ein tausendfacher Fluch sollte darauf gelegt werden, in einer eignen Sache gegen einen Gegner mit Schriften aufzutreten. — — Wie vielmehr sollte in Federkriegen dergleichen beobachtet werden, wo Ruf und Name und alles was dem Menschen heilig und dem Leben ersprießlich, unwiederbringlich vor aller Welt geschändet, vernichtet werden

kann! Wer kann gedruckte Schmähung tilgen? Wie leicht wird das Menschlichste und Heiligste durch Federkrieg verletzt; denn auch der Edlere verlor darin zu oft der Weisheit und Sitte Gleichgewicht!" — Mit der geschmackvollen Eleganz, welche der Schmuck eines Dichters ist, der ohne Eigensinn das Schöne in das oft so rohe und schwerfällige Leben bringen zu wollen strebt, ging Gleim den Weg durch seine Neider und Feinde.

In Halberstadt gefiel er sich bald sehr wohl; er schrieb an seinen Freund, Kleist: „die Domherrn versprechen sich einen gelinden Moralisten an mir; aber ich werde ihnen ein harter Cato seyn. Wenigstens will ich nichts als Wasser trinken, damit sie mich nicht zu Tode trinken!" Die Geschäfte waren nicht überlästig, er war gesucht und beliebt in allen Gesellschaftskreisen, und seinem lebendigen Kopf blieb Raum und Zeit für die weitere Ausbildung des vorherrschenden Dichtertalents genugsam übrig. — Von Halberstadt aus machte Gleim neue, wichtige Bekanntschaften mit Klopstock, Schmidt, Gellert, Rabener, Schlegel, und mit einigen gelehrten Freunden wurden manche Abende dem Bachus, aber auch nur ihm, geweiht. Gleim nahm daran nur nothgedrungenen Antheil, und immer sehr mäßig. Unter den Domherrn waren es besonders der von Spiegel, der von Hardenberg und der allbeliebte Graf von Stollberg-Wernigerode, in deren nähern Umgang sich Gleim oft und sehr vergnügte. Besonders werth wurde er bald dem Graf von Wernigerode; dieser residirte gewöhnlich sechs Monate im Jahr in Halberstadt, und dann war Gleim sein täglicher Tischgast.

Digitized by Google

Klopstock und Schmidt lebten fast den ganzen Sommer 1750 bei Gleim in Halberstadt, und die jugendliche Lust dieses Kleeblatts, wobei der große, ernste Sänger des Messias der ausgelassenste war, gab zu manchem Gerede Anlaß. Fast Knabenstreiche begingen im Ueberschwung der Laune die genialen Männer; dahin gehört unter andern die durch viele Beschreibungen bekannte Wasserschlacht zwischen Klopstock und Gleim bei dem Dorfe Aspenstedt. Klopstock wurde Gleims engster Vertrauter, so wie denn der theilnehmende Gleim der redlichste Verwahrer sehr vieler Geheimnisse war, und Klopstock klagte ihm allein nur in reiner Wahrheit seine unglückliche Liebe zu Fanny. — Eifersüchtig in der Freundschaft, schien Gleim wenig empfänglich für die Liebe zu seyn. Er selbst schreibt darüber einmal im Jahr 1745 an Lange in Laublingen: „ich bin vielleicht in der Freundschaft eifersüchtiger, als in der Liebe, denn ich will nicht, daß mir jemand an Freundschaft vorgehe." — Auf seiner Reise nach Leipzig, im Frühling 1750, machten ihm seine Freunde ernstliche Vorschläge, allein er schrieb nachher darüber an Kleist: „die Leipziger Mädchen haben mein Herz nicht gefesselt. Eines hatte ich zwar auf Empfehlung meines künftigen Beichtvaters in ernsthafter Absicht in Augenschein genommen, aber der Sieg schien mir gar zu leicht. Ich glaube, Cupido spielt mir einen Possen, daß er die Mädchen sich mir so leicht ergeben läßt, weil er mich von der thörigten Seite kennt, daß ich dann gleich aufhöre zu lieben."

„Die mich nicht haßt, eh' sie mich liebt,
„Die mir nicht widersteht,
„Die sich, wie Leipzig, leicht ergiebt,
„Die wird von mir verschmäht."

Digitized by Google

„Verrathen Sie mich aber nicht, denn vielleicht verliebe ich mich doch noch in das Mädchen. Es ist ein so gutes einfältiges Ding, daß es mir wenigstens nicht mißfällt. Ueberdem sieht es recht gut aus, und ist noch so jung, daß man noch hoffen kann, Gedanken in seine Seele zu bringen. Verliebe ich mich aber nicht bald, so geschieht es nimmer mehr. Sollte es wohl nicht der Liebe zu den Mädchen hinderlich seyn, daß ich so viele Freunde so zärtlich liebe? Ich wüßte sonst nicht, warum ich nicht bin wie andere Menschen, denen nichts leichter ist, als sich zu verlieben?"

Allein Amor, welchen Gleim so oft geneckt hatte, rächte sich an ihm. Im Winter 1752 — 53 verliebte er sich in die Tochter des Bergrath Mayer zu Blankenburg, und er schreibt darüber späterhin an seinen Freund Uz: „Seit dem 15ten März bin ich Bräutigam und den zweiten Mai werde ich Mann seyn. Haben Sie von Ihrem Gleim wohl geglaubt, daß er das einmal seyn würde? ꝛc."

Mit der Vollziehung dieser Ehe ging es aber sehr unglücklich. Die Braut kündigte in ungestümen Ausdrücken den Handel auf und ihr Vater unterstützte sie. Kleist war bei Gleim angekommen und machte mit ihm den letzten Versuch in Blankenburg. Allein auch dieser mißglückte, und der ehrliche Gleim hatte auf dem Rückwege das Unglück, am Hoppelberge mit dem Wagen umzuwerfen, und den rechten Arm zu zerbrechen, so daß das geträumte Brautbette ihm zum Krankenbette wurde.

Gleim ließ diese Verlobung durch richterlichen Aus-

Digitized by Google

spruch trennen, und sein Herz erkaltete immer mehr gegen das weibliche Geschlecht. „Dünkt es Sie nicht besonders, — schrieb er an Uz — daß ich mich von einem Mädchen habe betrügen lassen? Ich, den Sie für einen so großen Kenner der Mädchen halten? Mich zu betrügen, das wäre aber eben keine große Kunst auch für ein weniger witziges Mädchen gewesen! Denn ich bin in der That kein so guter Mädchenkenner, als meine Lieder mich denken lassen."

Fortan entsagte Gleim der Liebe, sang einige Spottgedichte auf Weiberliebe und Weibertreue, und hing mit dem vollen Gefühl seines Herzens nur um so zärtlicher der Freundschaft an. Oft sagte er in seinen Briefen, und schloß sie mit den Worten: „weil solche Männer lebten und meine Freunde waren, deswegen ist Unsterblichkeit so gewiß, als ich Ihr Freund bin."

Im Herbst 1753 nahm er eine nahe Verwandte Sophie Dorothea Gleim zu sich zu der Wirthschaftsbesorgung, und er war mit dieser Auswahl wohl zufrieden. — Im Winter 1754 — 55 war er in Berlin, machte persönliche Bekanntschaft mit Lessing, und späterhin mit dem Prinz von Preußen, der bei seiner glücklichen Anlage den Dichter Gleim auf die Fabeln aufmerksam machte; in diesem Gebiet der Kunst wurde bald darauf Gleim auch Meister! — Diese Fabeln und seine Romanzen vermehrten seinen Ruhm. Schon im Jahr 1750 hatte ihn die deutsche Gesellschaft zu Helmstädt zu ihrem Mitgliede ernannt; 1752 wurde er Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaft zu Göttin-

Digitized by Google

gen, und 1755 ordentliches Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Königsberg.

Der siebenjährige oder dritte schlesische Krieg brach im Jahr 1756 los, und Gleim wurde ein lauter, feuriger Vertheidiger der Sache König Friedrichs des Zweiten von Preußen. In diese Zeit fallen nun Gleims „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers," wovon schon vorhin die Rede gewesen, und mögen sie sein Eigenthum seyn oder nicht, so würde er schon als der Herausgeber dieser originellen, vaterländischen Gesänge vorzüglich zu schätzen seyn. — Die Tagesgeschichte dieses Krieges zu schreiben, nahm er sich vor, er stand aber bald davon ab, weil er wohl sah, daß seine Glut und Lebendigkeit der Rede für den abgemessenen ruhigen Ton der Geschichte sich nicht eigne. — Ewald von Kleist war seit der Eröffnung der preußischen Feldzüge sein getreuester Korrespondent, und welchen zärtlichen Antheil nahm nicht Gleim an seinem Ewald von Kleist! In allen seinen Briefen damaliger Zeit rühmt er ihn, und ist für sein Leben bei den Gefahren des Krieges besorgt. Ostern 1757 besuchte Gleim seinen Kleist in Leipzig, und feyerte mit ihm hier herrliche Tage. Gleim verweilte aber nicht lange in Leipzig, weil Halberstadt und die Umgegend von dem Feinde bedroht zu werden schienen. Nach der Kapitulation von Kloster Seeven wurde auch der französische Reichsmarschall, Herzog von Richelieu bald Meister der preußischen Lande bis an die Elbe, und König Friedrich von Preußen, gerade jetzt in der mißlichsten Lage sich befindend, überließ mit einer sehr geringen Zahl von Truppen das Zurückwerfen dieses Korps seinem Bruder, dem Prinz Heinrich. Er rechnete dabei auf die Unkunde der Fein-

Digitized by Google

de, und auf des Prinz Heinrich großes Talent; nach glücklich beendeten Kriege sagte nämlich König Friedrich bei versammelter Generalität: „Wir haben alle Fehler gemacht, aber mein Bruder Heinrich keinen einzigen!" — Und dieser Prinz Heinrich hatte gerade den mißlichsten Posten. Mit geringer Mannschaft, die mehrentheils unwillig und undisciplinirt ist, wild andrängende Rotten, die in Ueberzahl sich häufen, zurückzudrängen, das ist nichts Geringes! Der Herzog von Richelieu wurde nur durch den Sieg bei Roßbach genöthigt, die Länder am linken Elbufer aufzugeben, und da der Feind Halberstadt verlassen mußte, rächte er sich durch Verwüstungen aller Art in kleinlicher, unwürdiger Rache. So wurde Gleims Garten vor dem Thor am Wasser belegen, an welchen Gleim viel gewandt hatte, und der sein Spielwerk war, verwüstet. Er schreibt darüber an Kleist: „Der Krieg mag mir alles rauben, wenn er mir nur meinen Kleist läßt; mein Garten, der mein Paradies war, mein einziges Vergnügen, an dem ich den ganzen Sommer gearbeitet hatte, ist in zwei abscheulichen Stunden zur Wüstenei gemacht, aber mit ihm ist nur mein Vergnügen dahin. Wie viel tausend arme Leute haben seit acht Tagen ihr einziges Lamm, ihr einziges Huhn verloren, ihren einzigen Baum. — Schreiben Sie mir zum Trost und zur Erquickung alle Lieder ab, die Sie den Musen singen. Ihr Trinklied ist eines der besten; ich habe sogleich eine Melodie darauf gemacht, (Gleim war also nicht allein Musiker, sondern auch Komponist) und es den ganzen Tag einem französischen Offizier vorgesungen, der kein Wort davon verstand: Was soll ich Ihnen dafür wiedergeben? — Als ich das letztemal in meinem lieben Garten war, und in der schönen Lindenallee ging, die

nun nicht mehr ist,*) schrieb ich ein Lied in meine Tafel ein, das ich Ihnen mitschicken will. Seit 14 Jahren wieder das erste scherzhafte Lied. Aber ich muß aufhören, denn ich muß nothwendig noch herumlaufen, und Dollmetscher seyn. Was für ein trauriger Dienst, mein liebster Freund!"

Als der Feind, namentlich um Halberstadt in ungeheuren Massen sich sammelte, schrieb Gleim unter d. 10. October an seinen Freund Kleist: „Wenn' ich Ihnen in meinem Vorigen über den Verlust meines Edens Elegien gesungen habe, so sollte ich Ihnen nun Jeremiaden singen, aber was würde das helfen? Ich habe dem Himmel so viel gute Tage zu danken, daß ich die bösen schon mitnehmen muß. — Es ist hier kein Haus, worin nicht ein Duc, ein Comte, oder gar ein Prinz von Geblüt läge. Ist es nicht entsetzlich, mit welcher Macht man unsern großen Friedrich zu Boden werfen will? Die ganze Welt ist sein Feind. — Mitten unter der Trübsal lache ich zuweilen über mich selbst. Zum Exempel, gestern als mir die Ohren von dem abscheulichen Lärmen von 6000 Maulesseln wehe thaten, holte ich meinen Virgil, und dachte mit seinen wohlklingenden Versen die Schmerzen zu lindern. Weil ich nun wirklich einige Linderung verspürte, so greife ich jetzt, sobald ein Esel anfängt zu schreien, sogleich nach meinem Virgil. — Gestern besuchte mich ein gelehrter Pariser, und regalirte mich gleich anfangs mit einem

*) Diese an Gleims Garten stoßende Allee heißt jetzt, wahrscheinlich ihm zu Ehren, der Poetengang.

Paar Oden Anakreons, die er mir griechisch vorbetete; ich rächte mich mit einem Paar andern, und ich glaube, wir hätten den ganzen Anakreon recitirt, wenn nicht ein Officier dazu gekommen wäre, der sich nach dem Antimachiavell des Königs erkundigte. Als ich die französische Uebersetzung des Anakreon tadelte, und dem Longepierre die fiers fils d'Atrée übel nahm, sah er einen Franzosen, den er mitgebracht hatte, an so wie wir einen Affen ansehn — als wundere er sich, einen gescheuten Deutschen zu finden. Er fragte mich unter andern: ob ich Bouhours manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit hätte. Ich antwortete: ja, ich habe auch seine Entretiens etc, in welchen er behauptet, ein Deutscher könne viele Bücher haben, aber keinen Witz, — wovon ich jetzt ein Beweis sey. Es war natürlich, daß er mir ein Compliment machte."

Sehr bemerkenswerth sagt Gleim in einem spätern Schreiben an Kleist vom 17. October: „Sie sind ja recht im Zuge, zu dichten; aber es geht Ihnen, wie mir. Wenn ich gute Tage habe, mache ich nichts. Jetzo, da ich in der That auf tausendfache Weise ein geplagter Mensch bin, jetzo habe ich die Thorheit, meine scherzhaften Lieder zu corrigiren. — Es hilft in der That nichts, daß man viel Critiker zu Rath ziehe. Jeder Personalcharacter hat seinen ihm eignen Ausdruck, an dem jeder andere etwas auszusetzen finden wird, wiewohl ich dem unbestimmten Geschmack damit nicht das Wort reden will. Denn jenen Personalcharacter hat kein schlechter Scribent, und den unbestimmten Geschmack *) findet man nur bei diesem."

*) Mangel an Originalität und Schwanken in der Nachahmung.

Digitized by Google

Jetzt, wo die preußischen Waffen in neuem Glanze wieder strahlten, schwang sich auch Gleims Muse wieder muthiger empor. Die Gedichte eines Grenadiers, über deren Entstehung, wie schon früher bemerkt, ein Dunkel schwebt, gewannen jetzt einen sehr bedeutenden Namen, und unter andern schrieb Lessing, dieser strenge Kritiker jetzt darüber an Gleim: „versichern Sie dem Grenadier, daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere, und daß er alle meine Erwartung so zu übersteigen weiß, daß ich das Neueste, was er gemacht hat, immer für das Beste halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat." — Gleims Briefe an seine vertrautesten Freunde, daß man ihn als Verfasser der Kriegslieder nicht nennen solle, lassen zwar für ihn schließen, und dazu kommt sein fast ungestümer Enthusiasmus für das Haus Preußen in dieser Kriegsperiode. Allein dieser Enthusiasmus, aus dem wahren Leben hervorgegriffen, kann nicht zu einer Originalität begeistern, welche in den Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers in jeder Zeile sich zeigt, und in dieser Art den andern Gedichten Gleims fremd ist. Der Vorname des Bruders von Wilhelm Gleim wurde der ersten Ausgabe jener Gedichte vorgesetzt, und strenge Richter der Litteratur mögen nun entscheiden, ob jene Kriegeslieder, welche dem Wilhelm Gleim einen entschiedenen Namen gewannen, sein Eigenthum waren, oder nicht, ob er sich mit fremden Federn schmückte, oder nicht.

Ein großer Kopf schreibt: ich will lieber ein schlechtes Original als die herrlichste Copie seyn!

Digitized by Google

Als, besonders vom 11. bis 16. Januar 1758 die Franzosen neuerdings in Halberstadt wütheten, wurde Gleim durch eine der Zufälligkeiten, deren es im Kriege viele giebt, zwar ziemlich verschont; allein die allgemeine Noth griff ihn, den sein fühlenden Menschen doch sehr an, so daß er in den nächsten Briefen an seine Freunde sich schmerzlich über den Drang der Zeit beklagte. Die Musen schienen jetzt ganz von ihm gewichen zu seyn. Durch süße Einladungen der Verwandschaft machte er sie sich wieder geneigt, und sie nahmen seine Einladung an. Sehr treffend schreibt er hierüber: „ich hatte einem rechtschaffnen Offizier es zu danken, daß mein Haus vor grober Entweihung verschont wurde. Ein Glück für mich ist gewesen, daß ich den Character der feindlichen Nation kannte, und aus Erfahrung wußte, daß sie harten Wortschall und ein Löwengesicht nicht ausstehn kann. Gleich der Klapperschlange kann man sie damit in Stein verwandeln."

Mit wenigen Worten zeichnet Gleim, der es wohl ahnden mogte, daß das tragische Spiel des Krieges immer mehr eine ernstere Wendung nehmen werde, kurz darauf an Ramler, dort wo er Kleist, seinen innigsten Freund zum letztenmal sprach, von Bernburg ab, wohin Kleist auf militärische Execution geschickt war: „ich habe mit meinem Kleist vier ganze, glückliche Tage in Bärenburg verlebt, um derentwillen allein unsere Eltern uns mögen in die Welt gesetzt haben." — Welch' ein herzliches, zärtliches, tief rührendes Gefühl!! Am 12. August 1759 fiel Ewald von Kleist in der Schlacht bei Kunersdorf. Gleim erfuhr dessen schwere Verwundung, und daß er in russi-

Digitized by Google

sche Gefangenschaft gerathen. Er eilte nach Magdeburg, um von dort ab weiter Hülfe zu schaffen. Die Königin residirte damals dort, und eine Kammerfrau derselben gab zuerst ihm die überzeugende Nachricht von dem Tode des geliebtesten der Freunde. Gleim war außer sich. „O mein lieber Lessing" schrieb er an diesen, „ich empfinde nun Horazens quid moror altera?"

Auf einer Geschäftsreise nach Berlin im Sommer 1761 lernte Gleim die beliebte Sängerin Karschin persönlich kennen, und lud sie nach Halberstadt ein. Hier gefiel sich die Karschin, und Gleim, der Beschützer alles Schönen und Guten, sorgte bis zu ihrem Ende mit seiner Sorgfalt für sie. Sie war der einzige Gegenstand, wo seine, auf Menschenliebe und Menschenunterstützung zu leicht entworfene Pläne mit Erfolg ausgeführt wurden. Eine Art von schwärmerischer Liebe, wo Dank von der einen und Verwandschaft der Geister von der andern Seite den Knoten schürzte, wob unter ihnen ein magisches Band, und Gleim erhob diese Karschin mit seinem reinen Enthusiasm für das Nennenswerthe.

Nach dem Hubertsburger Frieden, (15. März 1763) wurde Gleim wieder mehr ein productiver Gelehrter. Er versificirte unter andern Klopstocks Trauerspiel „der Tod Adams." Allein Klopstock war nicht damit so zufrieden, wie Lessing mit seiner Behandlung des Philotas es gewesen. Er schrieb an Gleim: „Der Freund und der Dichter danken Ihnen für den versificirten Adam. Aber Sie wissen doch, daß Sie ein wenig kricklich sind, und daß man sich daher kaum getrauet, Ihnen ein Viertelwort zu sagen. Denken Sie nicht etwa, daß ich ein halbes Wort zu sagen habe. Mein

Digitized by Google

Viertelwort ist: daß Sie an ein paar Stellen den Gedanken ein wenig ausgedehnt haben, und ich hatte ihn doch so, just nicht länger und nicht kürzer haben wollen." — Klopstocks reine, derbe Sprache verleugnete sich auch in dem Briefwechsel mit seinen nächsten Freunden nicht! — Gleim aber ließ von diesem hochbewährten Freunde nicht ab, und beklagte sich bei ihm späterhin darüber, daß seine gelehrten Freunde den sonst so lebhaften Briefwechsel nicht fortsetzten. Der Unterschied lag darin, daß die Zeit ernster geworden, und Gleim ein anakreontischer Dichter blieb, während seine Freunde im hohen Schwunge eine Unsterblichkeit zu erringen suchten. — Mit lebendigem Eifer setzte Gleim es unterdeß fort, ohne dabei eigenwillig auf seine Methoden zu seyn, das Dichtertalent zu Tage zu fördern, und er hat in dieser Hinsicht viel, recht sehr viel gethan! Benjamin Michaelis, der für die Litteratur viel zu früh gestorben, schrieb ihm darüber 1766: „kann man Sie denken, ohne in die Verführung zu fallen, nach seinen Kräften dichten zu wollen?" Solch' ein Förderer der Litteratur war Gleim, und dem Förderer gebührt der vaterländische Zoll oft noch mehr, als dem ungewissen Jünger der Muse. Jener schafft zu Tage, wo ohne ihn das glänzende Talent in ewiger Verborgenheit geblieben seyn würde.

In diese Zeit fällt auch eine, Gleims Herz ergreifende Unannehmlichkeit. Ramler, dem er seinen Tadel über manche Sachen laut, jedoch schonend verkündigt hatte, ging in seinem Ungestüm gegen Gleim hart zu Werke, und dieser schrieb ihn: „Zeile vor Zeile Ihrer Briefe glühet von Bosheit, und stoßt mir einen Dolch in das Herz, den, daß Sie den Freund in meinem

Digitized by Google

Herzen auslöschen und tödten, den ich so sehr liebte. Aber besser ist es, ihn verlieren, als ihn behalten wie er ist; ich werde in Berlin seyn und ihn nicht sehen; und ich bitte ihn, daß er auch mich nicht sehe." So schied Gleim, gewiß mit blutendem Herzen, von litterarischen Freundschaften, die ihm von großem Werth waren. Bald darauf reisete Gleim nach Berlin, und traf Ramler in einer Gesellschaft bei Fr. Nicolai. Dieses Zusammentreffen wäre beinahe für die Allgemeinheit störend geworden; die Folge davon war die Störung der großen Geister für immer. Mißverständnisse und litterarischer Eifer waren die Veranlassungen. Gleim hatte aber von diesem Vorfall eine solche Alteration gehabt, daß er in ein Fieber verfiel, schon dem Tode nahe war, und sich selbst die Grabschrift bestimmte: „die Freundschaft brachte ihn um!" Man sieht hieraus das liebevolle Gemüth, welches in seinem ganzen Leben sein Geleiter war, und auch bei der Gefahr des nahen Todes noch ihn von rachsüchtigen Gedanken entfernt hielt. Ohne diese, tief im Innern verschlossene Sanftheit hätte auch der zärtliche, sinnig-tändelnde Dichter nicht erstehen können!

Unermüdet in dem Streben, besonders junge Gelehrte nach Halberstadt oder in dessen Nähe zu ziehn, gelang es ihm jetzt wieder mit Johann Georg Jacobi, dem herrlichen Sänger, den er 1766 in Lauchstädt im Bade kennen gelernt hatte. Gleim wandte sich an König Friedrich, um dem Professor Jacobi ein Kanonikat in Halberstadt zu verschaffen, und in dem genehmigenden Kabinetsschreiben heißt es unter andern: „es ist zur Animirung eines gelehrten Mannes und seiner Conservation in den königlichen Landen resolvirt

worden, daß derselbe nur die Hälfte von den zu erhebenden Annatengeldern erlegen dürfe, damit ihm einige Erleichterung wegen der erhaltenen Präbende widerfahren möge." — Die Freunde Gleims, hierdurch einen Schritt zur Ausführung seines Lieblingsplans, Halberstadt zu einem Sitz der Musen zu machen, gethan zu haben, und die Möglichkeit, das Ziel zu erreichen, vor Augen zu sehen, war sehr groß. Er schreibt darüber: „wie berühmt soll einst unser Halberstadt seyn! Ein Schritt zu einer im Kopf habenden Vorbereitungsacademie geschah durch die Eroberung meines Jacobi. Könnten wir erst gemeinschaftlich an den übrigen arbeiten! Für unsern Klotz habe ich eine fette Dechanei bestimmt! Das Kloster Huysburg liegt mir sehr am Herzen. Wären die Mönche nur Jesuiten! *) Rechtlicher Beweis, daß die Jesuiten zu vertreiben, und ihre Güter Halberstädtischen Musensöhnen zu übergeben wären, sollte bald geführt werden! Um eine Stelle für unsern Meusel bin ich besorgt; sie soll und muß sich finden. Mein Plan erstreckt sich noch weiter, er geht auf Uz, Götz, Riedel und Herder! er geht auf eine ganze deutsche Academie der Wissenschaften!" — Gleims Briefwechsel mit Jacobi erschien im Jahr 1768 im Druck, und wurde der Zärtlichkeit des Tones wegen von Menschen, welche nur die Prosa des Lebens kennen, unanständig bekrittelt; allein Gleim so wenig als Jacobi ließen durch das kleinliche Wesen kleiner Menschen sich

*) Ein herrlicher Traum Gleims, auf dem großen, schön gelegenen Kloster Huysburg eine Gelehrtenacademie zu sehen. Der Plan wäre noch jetzt ausführbar. —

Digitized by Google

stören, und im December 1769 machte Jacobi zur größten Freude Gleims sich selbst in Halberstadt einheimisch. — Benjamin Michaelis warb Gleim im Jahr 1771 für Halberstadt. Fehlgeschlagene Hoffnungen hatten den Schutzlosen von Hamburg vertrieben; Gleim unterstützte ihn mit seiner, an ihm nicht genug zu rühmender Art, und unter anderm schrieb er ihm nach Osnabrück: „Aber krank! O! mein bester Michaelis, mein Dichter, mein Freund! Sie krank? Sie junger, rascher Jüngling krank? Lassen Sie mich alten Mann krank seyn! Ich bin's, und will es für meinen Michaelis mit seyn, denn wie lange kann es noch währen, so wandle ich in den elisäischen Feldern und suche meinen Kleist! — Es ist nicht zu hoffen, daß ich wieder gesund werde. Sie hingegen haben die Kräfte der Natur noch alle beisammen. ꝛc."

Allein hier irrte sich Gleim; zu früh für die Glorie der Dichtkunst starb Benjamin Michaelis, er, der am Helikon schon seinen hohen Sitz eingenommen hatte, am 30. September 1772; Gleim war über dessen raschen Hinsturz fast untröstlich. Er ordnete die Papiere seines Michaelis, fand darin, daß der selbst darbende junge Mann seine Eltern noch unterstützt hatte, und mit hochherziger Großmuth wußte Gleim den Eltern seines Freundes Unterstützungen beizubringen.

Gleims Lieder für's Volk erschienen im Jahr 1772. Um zu zeigen, wie sehr er Volksdichter, und volksthümlich war, darüber bedarf es nur des Urtheils eines Lessing. Dieser sagt über Gleims Volkslieder zu dem Sänger selbst: „Sie haben mir, lieber Freund, mit Ihren Liedern für's Volk eine wahre und große

Digitized by Google

Freude gemacht. Man hat oft gesagt, wie gut und nothwendig es sey, daß sich der Dichter zu dem Volk herablasse. Auch hat es hie und da ein Dichter zu thun versucht, aber noch keinem ist es eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben; und doch denke ich, daß diese Ihre Art die vorzügliche, wo nicht die einzig wahre ist! Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den schwankendsten Theil des Geschlechts genommen, und daher für das vornehme und gemeine Volk gesungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verstanden, und den mit seinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht sowohl an Verstande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieses Volk haben Sie sich gemengt, nicht um es durch gewinstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehn, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe, und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen. Besonders athmen in Ansehung des letztern die meisten von diesen Ihren Liedern das, was den alten Weisen ein so wünschenswerthes ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt sich zu verlieren scheint; ich meine jene fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur und Seneka so sehr gefiel, und bei der es wenig darauf ankömmt, ob sie erzwungen oder freiwillig ist, wenn sie nur fröhlich ist."

Um diese Zeit lernte Gleim auch Johannes von Müller kennen, und legte den Plan an, ihn für Preußen zu gewinnen. Müller studierte damals in Göttingen, und eben so Bürger, auf welchen Gleim aufmerksam geworden war; Gleim war es, der diesen

Digitized by Google

herrlichen vaterländischen Dichter durch seine feine Schonung und Behandlung der Welt und Nachwelt erhielt. Bürger hatte sich dem Trunk ergeben gehabt; Gleim wußte ihn zu der Arethusa, welche keinen prosaischen Rausch giebt, zurück zu führen. — Im October 1772 führte Gleim auch Wilhelm Heinse, unter dem Namen „Rost" in Halberstadt ein, verschaffte ihm eine Hauslehrerstelle, und stiftete mit ihm einen sehr herzlichen Freundschaftsbund. — Um diese Zeit schrieb Gleim auch „Halladat, oder das rothe Buch," wozu die Veranlassung diese gewesen war, daß Gleim den Versuch Boysens in Quedlinburg, den Koran in Prosa übersetzen zu wollen, laut tadelte.

Gleim hatte viele Feinde, welche ihm Böses bereiteten. Im Jahr 1773 und 1774 scheint er besonders von ihnen verfolgt worden zu seyn. Doch so geht es jedem großen Mann, der über den Pöbel sich erheben will; der Neid hängt sich an ihn, wenn auch zuletzt vergeblich. Gleim schreibt darüber an die Karschin: „ich habe den ganzen Winter hindurch gekränkelt, ich habe nicht wagen dürfen, in die freie Luft zu gehen; und doch hätte ich diesen bösen Feind überwunden, leider aber hatte ich auch mit bösen Menschen zu kämpfen, und mit aller meiner stoischen Standhaftigkeit war's nicht möglich, mein Gemüth in Ruhe zu setzen. Dennoch verliere ich den Muth nicht, ich gehe meinen Weg und handle nach meinen Grundsätzen; könnte ich es nur dahin bringen, daß ich gar nicht mehr an böse Menschen gedächte, daß ich von Feind und Verfolger nichts mehr hörte! So wenig Nachtheiliges ich von diesen Verfolgungen zu fürchten habe, so sehr ich mein Vertraun auf Gott, ungeachtet dieser wenigen Erfahrun-

Digitized by Google

gen, eher vermehrt, als vermindert in meiner ganzen Seele fühle, so ist doch die menschliche Natur zu schwach, so vielem Verdruß nicht zu unterliegen. Indeß

„Ich fürchte nicht die Teufel auf der Welt,
„Und nicht die Teufel in der Hölle!"

Das Urgefühl der Liebe zu den Menschen und die Religion, deren sanfte, tröstende Stimme ihm nie fremd wurde, schützten ihn jetzt vor Menschenhaß. Es fehlte wenig, und er wäre jetzt ein frommer Schwärmer geworden. In der Trübheit, welche seine Seele jetzt umnachtete, ermuthigte ihn nur der laute Beifall, welcher von den größten Geistern Deutschlands besonders seinem Halladat gezollt wurde. Unter andern schrieb ihm Wieland darüber: „Dieses Halladat müßte, wenn wir nicht alles Gefühl für das Wahre, Schöne und Gute verloren hätten, eine eben so große, allgemeine Aufmerksamkeit erwecken, und eben so aufgenommen werden, als ob es eine Taube vom Himmel herab gebracht hätte. Halladat ist zwar Ambrosia für die wenigen guten, von der Natur rein gestimmten, empfindsamen und unverfälschten Seelen, aber nur für diese! Den Juden ist's ein Aergerniß, und den Heiden eine Thorheit. Auch dies, Seher Gottes, muß Sie nicht irre machen; Sie selbst mußten's fühlen und wissen, daß Halladat zwar ein Buch für alle, sonderlich für bessere Zeiten, aber kein Buch für viele Leute in dieser unserer Zeit ist. Sie fühlten dies, da Sie auf den Titel setzten: zum Vorlesen in den Schulen! Guter Himmel, wie manche Generation wird noch kommen und verschwinden, bis wir so weit gekommen sind, daß ein Buch wie Halladat ein Schulbuch wird und werden kann!" Man darf in dieses

Werk Gleim's nur einen Blick werfen, um sich davon zu überzeugen, daß er mit sehr scharfem Blick seinem Zeitalter voraneilte, und eigentlich für dasselbe nicht geboren war. Die Mißdeutung, welche er überall erlitten, gab ihm, dem großen Geiste kühnen Anflugs, besonders in spätern Jahren, wo der jugendliche Uebermuth schwindet, etwas Bitteres, und eine Art von Mißbehagen, welches aber nur ihn selbst störte, nicht aber seine Freunde von ihm scheuchte, oder die Muse ihm abhold gemacht hätte. Halladats Aufnahme, welche sehr kalt war, trug nicht wenig zu seinem damaligen Mißbehagen bei. Er sagt selbst: „Leser dieses Halladats werden erst dann sich finden, wenn die bekehrten Atheisten einst sagen werden: wäre kein Gott, so müßte man einen erfinden!"

Bald darauf bekam Gleim eine neue Veranlassung zur Mißstimmung. Er hatte mit Jacobi, Michaelis, Schmidt, Heinse, Sangerhausen, Göcking, Tiedge ꝛc. einen poetischen Briefwechsel eingeführt, der als ein litterarisches Institut gelten konnte, und die kleinen Preise wurden nach Anhörung der Tafelrunde zu Zeiten vertheilt. Gleim war im Frühjahr 1774 eben in Magdeburg, als er erfuhr, daß Jacobi und Heinse nach Düsseldorf gingen, eine litterarische Aufforderung zu benutzen. Eine Zeitschrift, „Iris" welche bald verblichen ist, war der geringe Gegenstand dieser freundschaftlichen Untreue. Schmerzlich und gefühlvoll drückt sich Gleim darüber aus, indem er an Heinse schreibt: „ich bin es gewohnt, von meinen Freunden gemordet zu werden! Ich sagte nach dem Lesen Ihres Briefes zu meiner Nichte: Jacobi kann mit leichtem Herzen mir meinen Heinse entführen —

Digitized by Google

ich sagte es, lieber Freund, und kann und will nichts weiter sagen, als daß ich bin Ihr Vater Gleim."

Unzufrieden über diesen, ihm sehr bedeutenden Verlust schrieb Gleim um diese Zeit auch an Jacobi: „im Tempel der Freundschaft bin ich nun ganz ohne Zweifel wohl der Getreueste! Fast alle meine Freunde wurden mehr oder weniger, nicht eben ungetreu, kalt aber! Die meisten fingen's feurig an, schlugen in ätnäischen Flammen der Freundschaft auf, zuletzt was war's? — das Flämmchen eines Nachtlichts. Nein, ich will nicht klagen. Traurig aber ist's, erfahren, welch ein elend, erbärmlich Ding es ist mit unserm Leben. Da sitze ich einsam nun auf meiner Zelle; die Bilder aller meiner Freunde sehe ich an, und seufze nach ihnen hin, suche um mich her noch ein sympathetisches Herz, finde keines so warm von Bruderliebe, als ich's wünsche."

— Es bedarf nur der bis dahin vorausgeschickten historischen Entwickelung über Gleim, um bei dieser Stelle seines Briefes offenkundig, ohne alle Schmeichelei hinzuzufügen: beklagenswerthes Jahrhundert, welches seine Dichter nicht ehrt! Sie sind die Zierde der Nation und übertragen das Säculum der Nachwelt zur Würdigung! Aber Gleim, der Deutsche, hatte mit dem französischen Geschmack zu kämpfen, der damals von den Thronen Germaniens herab begünstigt wurde, und seine patriotischen Andeutungen wurden ihm daher sogar feindlich angerechnet. — Er ertrug mit der Ueberzeugung, nach Wahrheit gestrebt zu haben, alle Befeindungen und Verunglimpfungen. Mit Manneswürde wußte er sich durchzuführen; nur, daß so

Digitized by Google

manche seiner jungen Freunde, an denen er leidenschaftlich hing, bei fremden Einflüsterungen ihm abfielen, das ward ihm schmerzlich, obgleich er nie in Wort oder Schrift oder Handlung schmähsüchtig deshalb geworden. Den edlen Charakter, selbst der gekränkten Freundesliebe, hat er immer beibehalten, und nie weiß man, daß er über einen, der von ihm abschied, hart und lieblos geurtheilt hätte, obschon sein ganzes Wesen sehr lebendig war.

Im Jahr 1775 wurde der verdienstvolle Fischer durch Gleims thätiges Mitwirken als Rector an die Schule zu Halberstadt versetzt, und dieser auch im persönlichen Umgang sehr anziehende, lebendig-regsame, geschmackvolle Mann wurde Gleim bald unentbehrlich. — Der Minister des Cultus, Zedlitz galt damals sehr viel am preußischen Hofe. Gleim hatte ihn schon früher persönlich kennen gelernt und Zedlitz besuchte den alten Gleim im Jahr 1776 in Halberstadt. Es war eine sehr verzeihliche Eitelkeit Gleims, mit vornehmen Bekanntschaften eine Art von Gepränge zu führen, verzeihlich um deswillen, weil er diese vornehmen Bekanntschaften dazu benutzte, seine wahren Freunde zu fördern. Durch den Minister Zedlitz hat Gleim manches Genie belebt und ist manchem Talent durch sein dringendes Vorwort förderlich geworden. — Indessen fühlte er doch eine große Leere, und schrieb im Jahr 1777, zu der Zeit, wo seine Romanzen in freierem Schwunge erschienen, an Heinse: „in unserm Halberstadt wird es immer trauriger. Alles, was die Musen liebt, verläßt uns. Ich habe ein kleines, sechsjähriges Mädchen, von welchem ich Großonkel bin, zu mir genommen. Dieses kleine Mädchen horcht, wie eine

Muse, den Liedern, welche der Großonkel ihr vorlies't; ein herrliches Kind, das in meinem Schneckenhause, denn ich habe mich in meine Behausung zurückgezogen, mir viel Vergnügen macht." — Aus diesen Worten bemerkt man, daß Gleim die Schwäche mit den mehresten Dichtern gemein hatte, seine eignen Dichtungen gern selbst vorzulesen, und sollte es auch nur einem sechsjährigen Kinde seyn, — — eine Schwäche, die man bei dem wirklich großen Dichter unverzeihlich finden mögte, wenn nicht — der blinde Homer seine Stanzen von Wohnung zu Wohnung recitirt gehabt hätte.

Im Jahr 1778 brach der baiersche Erbfolgekrieg aus, wo König Friedrich von Preußen gegen Kaiser Joseph auszog; die Kriegeslieder des Grenadiers erschallten wieder, wurden aber nicht mit dem Beifall, als die zur Zeit der schlesischen Kriege geschriebenen, aufgenommen, obschon Gleim offenkundiger als Sänger sich bekannte, mogte nun der Mangel an rauschendem Beifall daran liegen, daß der Krieg selbst nur eine Demonstration und geräuschlos war, oder daß Gleim bei dieser Fortsetzung der Kriegeslieder in die Saiten einer fremden Leyer gegriffen hatte. Das Volk giebt das richtigste Urtheil, und vor der Meinung des Volkes beugen oft sich auch die Scepter! — Bald darauf erschienen von dem anakreontischen Greise die „Lieder der Liebe," welche auch mitunter etwas kalt aufgenommen, von manchem aber, z. B. von einem Herder hoch gefeiert würden.

Einer Familienscene ist hier zu erwähnen. Wir wollen einen früheren Biographen reden lassen. „Gleim,"

Digitized by Google

heißt es, *) „der mit so vieler Liebe an den Seinigen hing, kannte bis in's Jahr 1799 nur drei seiner noch lebenden Brüder; die beiden Jüngsten, Lorenz, Hofapotheker zu Marburg, und Franz, Kaufmann zu Stettin, hatten die vier ältern seit ihrer Trennung von dem väterlichen Hause zu Ermsleben, nicht wieder gesehen. Von einem günstigen Schicksal geführt, hatten die Geschwister durch betriebsamen Fleiß den Segen des redlichen Vaters erfüllt, und lebten sämtlich im Wohlstande. Gleim veranstaltete eine Zusammenkunft sämtlicher Brüder zu Magdeburg. Eine erwählte Gesellschaft von Freunden war Zeuge des Wiedersehens: die einander unbekannten Brüder sollten sich die Brüder unter den Anwesenden aussuchen. Die Frauen der Brüder waren lebhafter und vertraueten dem innern Genius: Daß dies mein Bruder sey — sprach die eine Schwägerin, auf Leberecht zugehend — das trägt mir mein Herz zu!" — Die Brüder vergossen Thränen der Freude, und damit ein Andenken wäre dieses Brüdercongresses, so beschlossen sie einmüthiglich in frommer, elterlicher Weise, den Altar der Hauptkirche ihres Geburtsortes neu mahlen und vergolden zu lassen, den geliebten Eltern zu Ehren. Solches ward auf der Stelle von den Nächstwohnenden erfüllt, und als bald darauf die Brüder, bei der Zurückreise über Halberstadt die Grabstätte der theuren Eltern zu Ermsleben besuchten, ward beschlossen, zum Andenken dieser Wallfahrt von Gott gesegneter Kinder zum Grabe ihrer seligen Eltern, das Denkmal setzen zu lassen, welches zwei Jahr dar-

*) Johann Wilhelm Ludwig Gleims Leben, von W. Körte. Halberstadt 1811.

Digitized by Google

auf wirklich errichtet ward. Gleim stiftete mit seinen zwei andern, unverheiratheten Brüdern ein, in der Anlage sehr wohlthätiges Fidecommiß, und es wurde durch ein Rescript vom 16. Januar 1781 genehmigt; allein der gute, herrliche Wille Gleims, welcher in diesem Plan lag, ist nicht erreicht. Es ist hier der Ort nicht, darüber zu reden. — Im Jahr 1783 gab er seine Episteln heraus, und mit einer rührenden Zärtlichkeit sagt er seinen Freunden, daß er einem jeden eine derselben gewidmet habe. Göcking war in diesem originellen, aber sehr ansprechenden Fach sein nächster Vorgänger gewesen.

Im Jahr 1785 verlor Gleim einen nicht genug für ihn zu beklagenden Gönner, den Domherrn von Spiegel, welcher bis dahin der stille Unterstützer der Gleimschen Anordnungen gewesen und jetzt in einer Art geschieden war, worüber ein großes Dunkel brütet und brüten bleiben wird. Der Hinfall dieses hochbedeutenden Mannes hatte auf die Gemüthsstimmung Gleims einen sehr bedeutenden Einfluß. Spiegel war ihm immer ein Protector des Großen, des Schönen, der Kunst gewesen, und er beklagte den Verlust dieses Beschützers der Kunst. *) Neuer Domdechant wurde in Halberstadt bald der Graf von Wernigerode, ein Enkel des schon

*) Ueber die wahren Verhältnisse des Domherrn von Spiegel, und wie und wo er verschieden, das Publikum zu unterrichten, würde willkommen seyn. Man erzählt sich, daß er, wegen eines Duells mit dem Graf von Wernigerode in Wetzlar enthauptet sey, nachdem er, so lange Friedrich II. von Preußen lebte, unter dessen Schutz die Vorladungen des Reichskammergerichts nicht beachtet hatte.

Digitized by Google

erwähnten Grafen Stollberg-Wernigerode, ein Mann, in dessen Hause, sowohl in Halberstadt als in Wernigerode, Gleim sich recht sehr bald heimisch fühlte. — Mit den „Blumen auf Spiegels und Leopolds Grab," welche von Gleim in diesem Jahre erschienen, waren die Kritiker nicht ganz zufrieden. Herder schreibt ihm: „Sie begraben Ihre Freunde unter Blumen, indeß die karge Hand eines Simonides und Plato nur eine oder zwei derselben auf's größte Heldendenkmal streute. Lassen Sie den reichen Lenz, der in Ihrer Brust blühet, nicht für Spiegel und Leopold allein geblühet haben. Die schöne und hohe Einfalt Ihres Genius muß noch mehrere und reichere Gegenstände mit edlem Laube kränzen!" Sehr sinnig ist das anakreontische Lied, welches Herder um diese Zeit an Gleim von Carlsbad aus sang:

Hier am erwärmenden Quell, im Kranz von Bergen und Hainen
Werde dem Vater Gleim dreimal ein Becher gebracht!
Einer dem Wassertrinker, der wie die Nymphe des Felsen
Uns mit wohlthätiger Glut, fröhlich zu leben erneut!
Einer dem guten Manne, dem Freunde von Bergen und Wäldern,
Dessen Busen uns einschließt wie ein fröhliches Thal!
Und noch einer! — Steig auf du Klang der irdenen Becher,
Störe dem Alten die Ruh; denn warum ist er nicht hier?!

Die Epoden von Gleim, welche um diese Zeit auch erschienen, wurden der Satyre wegen nicht mit allgemeinem Beifall aufgenommen, obgleich Gleim mit Bodmer der Meinung war, „Witz sey Krätze," und wie entfernt er von bösartiger, satyrischer Laune war, das zeigen seine Worte an Uz: „ich bin nicht weit

mehr von der Feindschaft des Witzes entfernt, wenn ich erwäge, daß so viele Eigenschaften, die dem Menschen einen höhern Werth geben, durch ihn verdrängt und verhindert werden, empor zu kommen." — Witz und Satyre greifen die Menschen bei ihren Thorheiten an, wo sie ungern sich beachtet und erkannt sehen; lieber sehen sie sich in ihren Lastern entdeckt, worüber Witz und Satyre nichts sagen, weil sie keine Strafgerichte sind; daher wird Witz und Satyre auch so sehr verfolgt. An Falk sagt in dieser Hinsicht Gleim: „meine ersten Gedichte waren satyrische. Vater Hagedorn warnte den jungen Dichter; wäre dieser so fortgefahren, so hätte er die Menschen nicht besser, und sich zu keinem guten gemacht." — Sume quod tuum est! kann man hinzufügen. — Am 22. December 1785 wurde Gleim König Friedrich dem Zweiten persönlich vorgestellt; der Marchese Luchesini hatte die Vorstellung bewirkt. — Gleim scheint übrigens damit auch nicht zufrieden gewesen zu seyn, denn König Friedrich radottirte beinahe über die Versifikation, indem er sich mit Gleim unterhielt. Friedrich, ein geborner Dichter, war aber kein besonderer Freund der deutschen Dichtkunst, und behandelte Gleim etwas kalt. Wenn es wahr ist, was Gleim selbst über diese kurze Unterredung in Stanzen zu bringen gesucht hat, so replicirte Gleim dem Könige rasch und gut. Die Unterredung war hiernach folgende:

König. Wie heißt der Dombechant?

Gleim. Von Hardenberg.

K. Macht der auch Verse?

G. Mehr als ich.

K. Macht er sie auch so gut, als Er?

G. Ich glaube, nein; man schmeichelt sich am liebsten selbst.

K. Da hat er Recht! Die Brüder im heiligen Apoll die harmoniren nicht.

G. Wir harmoniren sehr, denn er macht Kirchenlieder; ich nicht, und keiner spricht von seinen Versen.

K. Das ist besser, als wenn Ihr's thätet. Aber, ist Wieland groß, ist Klopstock größer?

G. Der, Sire! wäre stolz, der dies zu entscheiden wagte!

K. Er ist nicht stolz?

G. Ich bin's in diesem Augenblick, sonst eben nicht.

K. Er geht nach Halberstadt zurück; grüß' Er den Dombechant. —

Friedrich der Zweite äußerte gleich darauf zu dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Oels: si tous les savants allemands seroient comme ce Gleim, je pourrois m'en accommoder! — Kaum hatte Gleim 1786 die Sammlung seiner Fabeln und Erzählungen herausgege-

Digitized by Google

ben, als die Nachricht von dem Tode seines irdischen Abgottes, König Friedrichs des Großen ihn niederschlug, ihn in die tiefste Bekümmerniß setzte. Sein Idol war ihm verschwunden, der Richtstern seines Lebens war hinunter gegangen, und hatte die Deutung des Daseyns ihm in trübem Dämmerlicht verkündet. Gleim war über den Tod des großen Königs inniger gerührt, als er zu singen vermogte. — König Friedrich Wilhelm der Zweite erkannte ihn bald darauf durch ein Handschreiben als bedeutenden Beschützer der schönen Wissenschaften an, und Friedrich August von Braunschweig-Oels übersandte ihm unter dem 25. Aug. 1786 folgenden Brief: „Mein lieber Canonicus Gleim! Hier ist der versprochene Hut, den der verstorbene König noch den Morgen vor seinem Ende auf seinem Haupte getragen hat. Damit man an der Wahrheit nicht zweifle, habe ich es auf eine Karte im Hut geschrieben, und mit meinem Siegel besiegelt ꝛc." — Welch' ein köstliches Geschenk für Gleim! — — Ein Jahr darauf erhielt er auch noch die Schärpe, welche Friedrich im siebenjährigen Kriege getragen. Bald darauf wurde er zum Mitglied der Academie der Künste und Wissenschaften in Berlin ernannt. Er erhielt diese Auszeichnung, nachdem er ein Oelgemälde Sulzers der Academie gewidmet hatte, und er nahm die Auszeichnung etwas empfindlich an, denn er schrieb desfalls an den Professor Müller: „was soll ich in meinem Alter mit Ehrentiteln? Konnten unsere Musageten mit eignen Augen mich nicht sehen vor zwanzig Jahren, so sollen Sie es nun auch nicht mit Ihren Vergrößerungsgläsern. Ich schwöre Ihnen, daß es mir am liebsten wäre, wenn Sie's bei meiner Bedingung, daß niemand es erfahre, wer der Academie das Bild geschenkt habe, gelassen!"

Digitized by Google

Um einer Verlegenheit zu entgehen, welche ein etwas satyrisches Gedicht Gleims ihm hätte bringen können, entschuldigte er sich im Jahr 1788 bei dem geistlichen Minister Wöllner. Das von diesem zu Wege gebrachte Religionsedict hätte allgemein Aufsehn und Mißbehagen erregt, und Gleim war scherzhaft-bitter darüber hergefallen. Seine hingeworfenen Gedanken darüber, welche nicht zur Publicität gebracht werden sollten, waren hämisch gemißbraucht. In seinem Brief an Wöllner sagt Gleim unter anderm: „daß der Vers „„und alle Musen sind verwiesen"" die Wahrheit andeuten solle, daß durch jene speculirende Philosophen und deren Anhänger die Musen aus Deutschland verwiesen seyen. Dieser Wahrheit kann kein Kenner des jetzigen Zustandes unserer Wissenschaften widersprechen. Auf unsern Universitäten, in und außer Preußen, in Monatsschriften, überall Verfolgung der Musen! Der Monarch erklärte bei dem Antritt seiner Regierung sich für ihren Beschützer; nicht die geringste Wirkung davon! Die Speculation hat aller unserer besten Köpfe sich bemächtigt. Die Wissenschaften, die man verachtungsweise die Schönen nennt, und die so nützlich dem Staat und der Menschheit sind, wie die sogenannten gründlichen, werden nicht gelehrt; auf Kanzeln und auf Gerichtsstühlen speculirende Philosophen, werden machen, daß Barbarei einreißt, wie zu den Zeiten, nicht des Aristoteles, sondern der Aristoteliker. — Meine Freunde wissen, daß ich diese Zeiten weissagte, vor vielen Jahren schon. So weit ist's nun gekommen, daß unsere Jugend Humaniora nicht mehr treibt, weil wider sie Geschäftsmänner eingenommen sind, und sie von unsern vielen, speculirenden Philosophen über die Achsel angesehn werden. — Ew: Excellenz halten die-

sen Ausguß seines Herzens einem in der Liebe zu den Musen alt und grau gewordenen Patrioten zu gute! Jene Deutung konnte er nicht ertragen! Sie vernichtet seinen Character; er bleibt Patriot bis in sein Grab. Patrioten aber müssen Unzufriedenheit im Staat nicht entstehn machen, und entstandene nicht vermehren!"

Der Minister Wöllner antwortete hierauf an Gleim: „es kümmert mich, daß Ihr kleines Gedichtchen einen hämischen Anstrich hat erleiden müssen. Wollen Sie aber vor mir und allen andern Patrioten etwas voraus haben? Das gute, unschuldige Edict vom 9. Julius findet so viele Widersacher und unberufene Tadler, da es doch nichts weiter ist, als eine kirchliche Polizeyverordnung." —

Nach einer Krankheit, welche im Jahr 1790 Gleim dem Tode nahe gebracht hatte, schrieb er sehr originell an Ebert: „Sie glauben nicht, wie wohl ich mich befinde. Trink- und Liebeslieder ohne Wein und ohne Liebe schmiede ich noch täglich um vier Uhr." Man sieht hieraus, wie sehr verschieden der Erguß poetischer Laune von dem Sinnenreitz, dem physischen Bedürfniß sey. — Und an Herder, der in das Bad reisen wollte, seine Gesundheit zu stärken, schrieb der joviale Greis: „eine Reise zu dem Patriarchen macht gesünder! Sehn sollten Sie, wie der Patriarch noch hüpft und springt, und seine Jünger beschämt! Wasser thut's freilich nicht; die Freude thut mehr!" — Gleims „Soldatenlieder vom Jahr 1787" machten einigen, vielleicht nur ministeriellen Eindruck, und es erfolgte darauf an Gleim ein Impuls, solche der Regierung zu

Digitized by Google

überreichen. Es geschah, und die Regierung strebte dahin, diese patriotischen Lieder als Volkslieder immer noch mehr und mehr zu erheben. — In Zeiten der Noth und der Gefahr sieht der Fürst erst ein, was das Volk dem Fürsten sey!! Reich, fast überreich an Gesang und Klang sandte er noch im März 1790 seine preußische Marschlieder in das Publikum, und dann entstanden seine Zeitgedichte, zu jener Periode, wo die französische Revolution zum Erstaunen von ganz Europa sich entwickelte, und viele vorher umnebelt gewesene Köpfe entfesselte. — Entsetzt über die Hinrichtung Ludwigs von Frankreich, gab Gleim im Jahr 1793 eine zweite Sammlung heraus, unter dem Titel: Zeitgedichte vor und nach dem Tode Ludwig des Sechzehnten, und späterhin kam er mit den glutentzündeten Köpfen seiner Zeit, welche von der Sache der Freiheitsstürmer Frankreichs berauscht waren, in lebhaften Streit. — Als Klopstock das ihm zugesandte französische Bürgerdiplom wieder zurückgeschickt hatte, sang ihm Gleim:

„Klopstock sah den Freien; Gleim den Knecht;
„Von beiden, wer sah recht?"

Gleim war während dieses Krieges gegen das junge Frankreich in voller Glut. Als der preußische Generalissimus, Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl niederlegen wollte, schrieb Gleim in seinem etwas dreisten Enthusiasmus an ihn, und die Antwort des Herzogs verdient einer Erwähnung. „Nicht Trägheit," schreibt er, „nicht Mangel an Theilnahme an dem über die Menschheit verhängten Unglück, sondern erkannte Unmöglichkeit, unter unzusammenhängenden politischen Umständen zu wirken; und Friederichs Nach-

Digitized by Google

folgers Aeußerungen: nicht wirken zu sollen, geboteten dem Guelfen, Zuschauer der Schande Deutschlandes, und des Triumphs des Verbrechens zu seyn. d. 7. November 1794." Am 12. Februar 1792 schon hatte ihm der König Stanislaus Augustus von Pohlen für die Andeutungen des Dichters auf die Sache der Pohlen einen Brillantring zusenden lassen, und gerade diese, nicht gesuchte Aufmerksamkeit war ihm von großem Werth.

Gleim war niemals Schmeichler, wie er oftmals befeindet wurde. Wahrheit war und blieb die Uranlage seines genialen Characters. In dieser Originalität suchte er auch die Geister, welche er der Welt zu geben strebte, zu entwickeln. — Besonders eiferte er gegen die allgemeine, immer mehr zunehmende Sittenverderbniß, und glaubte die Hauptquelle davon in der Lesesucht und damit in Verbindung stehenden Verfertigung und Verbreitung vieler, das sittliche Gefühl bestechender Bücher zu finden. Mit den ersten Buchhändlern des nördlichen Deutschlands setzte er sich in Briefwechsel und bat sie, dafür zu sorgen, daß keine, die Schaamhaftigkeit beleidigende Bücher verbreitet würden.

Unzufrieden mit der äußern Welt, besonders mit dem für Deutschland einflußreichen Gang der französischen Verhältnisse zog sich Gleim in eine Einsamkeit zurück, die man ein Tusculum, ein Tiburtinum nennen mögte, und wo er, von Freunden besucht, in seiner seltenen emsigen Geschäftigkeit und Lebendigkeit eines glücklichen Alters am Born des Lebens neue Kraft zu schöpfen schien. Die Satyre scheint er nun ausgestrichen und

Digitized by Google

gefunden zu haben, daß es nutzlos ist, meistern zu wollen. Er schreibt in dieser Hinsicht an Falk:

Vor sechzig Jahren, lieber Falk
Wollt' ich, wie du, den Schelm, den Schalk
Den Narrn, den kriechenden Poeten
Auf unserm winzigsten Planeten
Nicht dulden; sang die Schäferwelt,
Die Bürgerwelt, das Glück der Buben!
Ha! Götter! Welch' Geschrei erhuben
Der Schelm, der Schalk, der Kriegesheld,
Und der Betrüger, der das Geld
Aus seinem Vaterland in Säcken
Weg trug, ein Prachthaus sich zu baun,
Und seinen Bau mit Gold zu decken!
Bald aber machte Furcht und Graun
Vor allem, was ich leiden sollte,
Daß ich sie alle dulden wollte.
Nun dank' ich's meinem lieben Gott,
Daß sich mein allzu bitt'rer Spott
In Liebe Scherz und Halladat
Durch ihn so bald verwandelt hat!
Dank ihm! daß er an seinem Faden,
Dem feinen, unsichtbaren, mich
In's Hüttchen führte! Seiner Gnaden,
Der überschwenglichen dank' ich,
Daß ich den alten guten Sinn
Für dieses eine stille Leben
Erhalten hab', und ihm ergeben
Ein alter Mann geworden bin.

Laut äußerte er sich immer noch gegen die französische Revolution, und wurde bald öffentlich ein Ob-

Digitized by Google

scurant genannt. Er schwieg darüber; so etwas konnte ihn nicht beleidigen. Indeß ließ Gleim hierüber in mehrern Briefen sich gegen Cramer aus, der von Kiel nach Paris als Buchhändler gegangen war, und die Parthei der Revolution sehr eifrig nahm. Einige Stellen seiner Briefe an Cramer verdienen einer ausdrücklichen Erwähnung: — „Sie sind ein braver, freimüthiger Mann, überschreiten aber gleich einem zügellosen Füllen, die Gränzen der Humanität und des Wohlstandes; beides weiß ich, und lasse Sie seyn, was Sie sind; Sie können nichts anderes, nichts besseres nach meinem Begriff seyn; ich werde, was Sie stark und bitter und ohne Schonung, als mein Feind, wie Sie selbst sagen, gegen mich geschrieben haben, lesen, und ruhig seyn und schweigen! Im Hüttchen ist kein Krieg! — — Sie können mein Freund nicht seyn! Sie hätten sonst öffentlich zur Rede mich nicht gestellt, nicht mich hingestellt zur Schau der Einfältigen als einen Spießgesellen der beiden Männer, mit denen ich nicht in der entferntesten Verbindung stehe; hätten mit zwei gelinden Worten mich zurecht gewiesen! Daß ich irrte, das mußten Sie sehen, und irrt' ich nicht, (bis diese Stunde halten brave, rechtschaffene Männer den Abt Sieyes, den Sie persönlich kennen, für den schlauesten Rathgeber der Tygermenschen) so — so — ! — — (26. Juni 1795.) Ich bin ein alter, dem Grabe naher Mann, und habe was besseres zu thun, als mit einem noch kraftvollen Athleten mich einzulassen. Also will ich nun auch, was Sie geständlich im Eifer, nicht für die Wahrheit, sondern für Ihre Meinung, gegen mich geschrieben haben mögen, nicht lesen! Es sey was es wolle, gereuen wird's Ihnen. Gott geb' es! Dieu fit du repentir la vertu des hommes! —

Digitized by Google

Als im Jahr 1797 König Friedrich Wilhelm III. in Preußen zur Regierung kam, schrieb ihm Gleim sehr naiv: „Sire! Voltaire schrieb an Friedrich wie an seines Gleichen! Die deutschen Dichter machen mit ihren Königen sich nicht so gemein! weil ihre Könige nichts aus ihnen sich machen, so machen sie auch aus ihren Königen sich nichts! Sie sind stolzer als die französischen! Wenn aber ein König anfängt, einer zu seyn, wie Ew. Majestät, dann sind sie nicht mehr stolz! — dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben! — — Friedrich der Große hatte nur einen Fehler; diesen haben E. K. M. nicht! Sie sind ein deutscher König!" — Im Namen des Königs, welcher damals an den Masern danieder lag, dankte ihm Menken, der Kabinetsrath, in sehr verbindlichen Worten. — Als er nun von dem öffentlichen Geschäft in sein Hüttchen, wie er es nannte, sich zurückgezogen hatte, behielt er doch die Beneficiengeschäfte bei, weil dies ihn in Verbindung mit der herangewachsenen Jugend erhielt, und ihm Gelegenheit gab, manchen jungen Mann auf der Academie zu unterstützen. Fast unzählige Dankschreiben junger Studierender fanden sich in Gleim's Nachlaß, und wandten sie sich persönlich an ihn, so konnte er bei seiner gewöhnlichen Frage, was ihr Lieblingsstudium sey, nur dann in seinen lebendigen Eifer ausbrechen, wenn die jungen Männer das Brodstudium als das Wesentlichste betrachteten.

— Einst ward Gleim um ein Gelegenheitsgedicht für eine bedeutende Person ersucht. So fruchtbar sein Genius nun auch an Gedichten gewesen, so antwortete er doch, was ihn in der Reihe der Dichter höher stellt: „alle meine Gedichte werden Ihnen sagen, daß ich im

Namen eines Dritten etwas taugliches nicht machen kann. Es sind nur Gedanken, Empfindungen und Meinungen meines Personalcharacters, die sie singen; sie fließen aus meinem Herzen, aus meiner Seele! Wahrlich, es ist mir nicht möglich, im Namen eines Dritten etwas taugliches zu singen!" Uebrigens findet man auch keinen Dichter bedeutenden Gehalts, der zu Gelegenheitsgedichten für fremde Personen den Pegasus bestiegen hätte, so unbescheiden oft auch die Ansuchungen darüber waren. Der Genius begehrt freie Entwicklung, keinen Zwang!

Außer der durch den Rastadter Kongreß gewordenen Umgestaltung der politischen Angelegenheiten kränkte ihn auch sehr in philosophischer Ansicht das in Schwung gekommene Kantische System, und Fichte's Verwegenheit, ihn, der bei Wolf und Leibnitz auferzogen war, und in deren Schulen sich wohl befunden hatte. — Gleim war schon zu alt, der philosophischen Neuerungssucht entgegen zu arbeiten, sonst hätte er es unbedingt gethan. Auch nicht einmal sarkastisch ließ er sich darüber aus, weil er nur äußerte, — daß ihm und vielen andern diese Wortstellungen und Zusammenstellungen der Begriffe und Schlüsse wie böhmische Dörfer erschienen.*) — An dem zu dieser Zeit sich entwickelnden Gelehrtenstreit nahm Gleim keinen Antheil; er indignirte ihn.

Kurz darauf schrieb Gleim: „nun habe ich von

*) Die Kantische Philosophie hat vielleicht ihren Tag erlebt. Gleim urtheilte aber wohl zu lieblos über sie, weil er das Eigenthümliche der Kantischen Sprache sich nicht mehr einstudieren konnte.

Digitized by Google

den Aeltesten einen nur noch zu überleben, Klopstock, und das wird auch geschehen. Er, jünger als ich, weiß doch so gut als ich, nicht zu leben: immer zufrieden und immer im Tempel der Freundschaft, wenn nicht wirklich, doch in Gedanken! Das heißt zu leben wissen! So will ich leben!"

Rührend ist, was der viel umfangende Dichter in dem hohen Gefühl, welches manche Menschen nicht begreifen, überall wo er an seine nächsten Freunde, namentlich an Herder, Schmidt und Streithorst schreibt. Wirklich ergreifend schreibt er in diesem hohen Alter an Herder: „solche Briefe wie die Eurigen sind Manna in der Wüste, sind Erquickung eines nach Freundschaft lechzenden Herzens. Des Lebens größter Schatz ist Freundschaft; ich wäre, glaub' ich, viel munterer Jüngling, als ich wirklich noch bin, hätt' ich mit einem Kleist, mit einem Herder unter einem Dache oder in einer Stadt gelebt." Das Urtheil von Voß über Gleim, den Greis, ist characteristisch. Voß sagt: „Gleim ist ein silberhaariger Jüngling, der in Elysium nur die Hülle zu verändern braucht, ein solches Leben und Weben, voll der reinsten Güte, habe ich noch nicht gesehen." — Baggesen und Richter (Jean Paul) machten noch in Gleims alten Tagen seine persönliche Bekanntschaft, und er war hoch erfreut, besonders Richter persönlich kennen gelernt zu haben, diesen genialen Mann, auf welchen Gleim so unendlich viel hielt. Seume, den Wanderer nach Syrakus unterstützte er mit einer so anständigen Artigkeit, als selten ein Fürst es thut.

Das Licht der Augen war ihm immer mehr und

mehr untreu geworden, und bei seiner Lebenslust und Lebensregsamkeit entschloß er sich, einer Operation sich zu unterziehen. Der Hofrath Himly übernahm am 2. August 1801 das sehr schwere, und nach den Andeutungen wohl nicht folgereiche Geschäft. Aber Gleim bestand darauf, und unterwarf sich der Operation mit heroischer Ruhe. Nachdem das Auge verbunden, wurde er in das Bett gebracht, und mußte wochenlang dort ausharren. Er dictirte nun, weil er selbst nicht mehr schreiben konnte, aber er wurde mitunter auch so ungestüm, daß seine Umgebungen aller Mäßigung bedurften. In seinem bittern Unmuth rief er oft den Tod als seinen Retter von einem kärglichen Daseyn an. Nach Abnahme der Verbande zeigte sich die Unwahrscheinlichkeit, das Licht der Augen dem guten Gleim wieder zu geben. Nur in dem Zimmer konnte er auf und abgehen. Dankbar aber rühmt er immer noch der Muse Gunst. Er schrieb, oder ließ vielmehr schreiben:

Getreu geblieben bist Du mir,
Dank, liebe Muse! Dank dafür!
Hast in den sieben Marterwochen
Von Gott dem Herrn mit mir gesprochen;
Hast eine brennende Begier,
Bei ihm zu seyn, erweckt in mir;
Dank, liebe Muse, Dank dafür!

Auf ein Gesuch an den König von Preußen, daß er den Professor Gurlitt, der einem Ruf nach Hamburg folgen wollte, im Lande erhalten, und den Hofrath Voß hineinziehn möge, erhielt Gleim folgendes Kabinetsschreiben:

Digitized by Google

„Ich erkenne zwar die gute Absicht, aus welcher Ihr in Eurem Schreiben darauf antragt: daß ich den Professor Gurlitt für meine Staaten zu erhalten, und den Hofrath Voß zu Eutin für dieselben zu gewinnen suchen mögte, recht gern; kann mich aber auf Eure diesfälligen Wünsche oder deren Erfüllung nicht einlassen, und zwar, was den Professor Gurlitt betrifft, darum nicht, weil derselbe, so gut meine Meinung sonst von ihm ist, sich unentbehrlich machen will; Ich aber den Grundsatz habe, daß derjenige, der sich für unentbehrlich hält, gerade am entbehrlichsten ist, und in Ansehung des Hofrath Voß nicht, weil dieser es sich selbst zur Ehre rechnen muß, wenn er durch Niederlassung in den preußischen Staaten den Ruhm der preußischen Gelehrten und Dichter, zu dessen Begründung Ihr selbst so vieles beigetragen habt, theilen kann. Indessen bleibe ich Euer gnädiger König

Charlottenburg, den 19. Jul. 1802. Friedrich Wilhelm.

Um gleiche Zeit erhielt Gleim von dem russischen Kaiser Alexander für die Zusendung einer neuen Sammlung von Zeitgedichten eine mit Brillanten besetzte Dose zum Geschenk. Das Schreiben des russischen Gesandten am preußischen Hofe, Baron von Krüdener, womit diese Dose überkam, ist sehr verbindlich.

Einer seiner spätern Briefe ist der an Klopstock, worin er sagt: „ich sterbe, lieber Klopstock! Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt. In jenem wollen wir's nachholen. Die Muse hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet, und steht noch bei mir."

Digitized by Google

Am 18. Januar 1803 starb auch Gleim wirklich, an der Lebensentkräftung (marasma senile) und mit ruhiger Ergebung ging er hinüber zu den Räumen des Lichts. Ein Lorbeerkranz wurde um das greise Haar des hochverdienten Greises gewunden, und in festlichem, würdevollen Pomp wurde der Leichnam eines Mannes, der den herrlichsten Willen für sein Germanien hatte, zur Ruhe bestattet.

Entschiedenen Einfluß auf den Gang der Litteratur in dem nördlichen Deutschland hat Gleim unbedenklich gehabt. Mit allen Gelehrten von Bedeutung stand er in steter Verbindung, und sein reges Streben war, die Gelehrsamkeit zu fördern. Oft freilich wurde er störend durch seine Eigenwilligkeit, durch das Abschreckende in seinem Wesen; allein man muß das Allgemeine des Erfolgs auch beachten können, und den Dichter von dem Naturmenschen zu unterscheiden wissen. Jener, der Dichter, wird immer glänzen, wenn auch der Naturmensch verschwindet. —

Eine kleine Geschichte verdient gerade hier noch einer Erwähnung. Barth, (der damals berüchtigte Barth) war in Halberstadt, und Gleim wollte ihn nicht sehen. An Gleims Geburtstage, der gefeyert wurde, hatte sich Barth unter den Tisch versteckt, und zwickte Gleim mit Nadeln. Man erkannte sich, und die Versöhnung wurde bald geschlossen! —

Gleim liegt nach seiner ausdrücklichen Bestimmung begraben in seinem Garten dicht vor Halberstadt, in eben dem Garten, dessen er so oft in den Briefen an seine Freunde erwähnt. Sein Grab ist einfach, ohne

Digitized by Google

Monument nur ein wohl unterhaltener Blumenhügel. Um diesen Hügel sieht man noch jetzt in schwarzgrauem Marmor acht Vasen, gleichsam als Aschenkrüge, mit den Einschriften: Lessing, Michaelis, Kleist, Bodmer, Lange, Götz, Pera, Geßner. — Es ist zu wünschen, daß dieses Denkmal, welches man unter die Nationaldenkmäler mit Recht zählen kann, sehr aufmerksam erhalten werde.

Die Anlagen des Gartens selbst zeigen noch jetzt von dem Geschmack des Vater Gleim, besonders dort, wo dieses Plätzchen idillischer Ruhe gelegentlich vom Wasser, dem sogenannten Salzbach durchschnitten wird. Der Eingangsthür gegenüber sieht man jetzt in einer Laube die Einschrift:

„Ihr, Der und Die, Die Ihr
Mit Herzen und mit Mienen
Der Göttin Freundlichkeit
Gekommen seyd,
Dem Freunde der Zufriedenheit
Mit Eurer Gegenwart zu dienen,
Willkommen hier im Grünen!"

Gleims Einfluß auf die Förderung der Litteratur ist unverkennbar. Man muß die Veteranen des goldnen Zeitalters deutscher, origineller Genialität über Gleim urtheilen gehört haben, um ohne Uebertreibung mit historischer Treue ihm den Tribut, — ein Tribut, welcher der Zweck seines ganzen, langen, angestrengten Lebens war — zu zollen, daß er besonders es war, der das glänzende Zeitalter Germaniens in der Wissenschaft feststellte und förderte. Seine Ansichten sind überall natio-

Digitized by Google

nell und kräftig, einfach und ergreifend für das Volk. Möge nun auch der Cyklus der Lieder eines preußischen Grenadiers nicht sein Eigenthum seyn, was dahin gestellt bleiben muß; — genug, er war der Förderer, und sein Nationalstolz verdient Nationalruhm.

— Früherhin störte das Geräusch der Waffen den in dieser Ansicht kühnen Gleim darin, aus Halberstadt ein zweites Athen zu bilden. Er war auf dem besten Wege, und die Spuren zeigen sich noch jetzt davon in Halberstadt, weil es fast sprichwörtlich geworden ist, Gleim als Schirmvoigt Halberstadts zu nennen, und noch jetzt spricht jeder mit Liebe von ihm.

De mortuis nil nisi bene! Der Tod streicht die Lebensrechnung, und wenn auch vielleicht hie und da einige Flecken sich finden sollten, so muß man sehr wohl bedenken: wo große Höhe ist, da ist auch große Tiefe!

Ein tapferer Beschirmer und Förderer der Wissenschaft zu seyn, ist ungleich schwerer, denn als Kunstjünger der Laune des Volkes fröhnen zu müssen! Gleim trat als Beschirmer auf, und gewann hierdurch allein seine Aera! Niemand wird es wagen wollen, sie ihm zu rauben!! Das Lob, welches ihm gegeben wird, ist nicht schmeichelhaft-gleißnerisch: es ist das reine Verdienst der Wahrheit! Ohne epicurischen Genuß der gewöhnlichen Klasse ein ganzes Menschenleben den Musen nicht allein, sondern auch dem Betrieb und Umgang der Wissenschaft gewidmet zu haben, das ist kein geringes Verdienst! — Gleim fühlte selbst seinen Beruf zu dem scherzhaften, in dem glückli-

Digitized by Google

chen Griechenland wohlgefälligen Dichter. Er wußte sehr wohl, daß er mit dieser Gattung des Musenschwunges sein Vaterland noch nicht erheben könne. Aber mit Willen und Kraft that er sehr viel, sein, damals verdüstertes Vaterland zu Tage zu fördern, oder ihm wenigstens eine Deutung zu geben. Ohne erhitzt zu seyn, war Gleim bei guter Berechnung der Verhältnisse auch ein bleibender Sänger für die Glorien Preußens.

Gleim war ziemlich groß, wohl gewachsen, kräftiger Natur, und hatte ein sehr ansprechendes Gesicht. Die Regsamkeit eines stets lebendigen Geistes lag auf diesem Gesicht, und dieser immer schaffende, immer wirksame Geist gönnte daher auch dem Körper noch in den spätesten Jahren nur wenige Stunden der Ruhe. — Sehr lebhaft war Gleim im Gespräch, wie in allen Affecten. Der genauere Umgang mit ihm wurde daher, besonders in den letzteren Jahren seines Lebens etwas mißlich, weil der Eigensinn des Alters seinen natürlichen Ungestüm zuweilen unduldsam machte. Doch die herzliche Liebe des Vater Gleim blickte bald wieder durch, und man verzieh ihm daher gern die Uebereilungen und Aufwallungen, die er im nächsten Moment wohl selbst gern zurückgenommen hätte. — Er sprach gern, viel und rasch, ohne Anmaßung, obschon er besonders späterhin in Schriften gern den Protector der jungen Musageten machte. — Characteristisch bei ihm ist sein unbegränzter Enthusiasmus für das preußische Haus, und selbst wenn wir „den Grenadier mit seinen Liedern" in Zweifel gestellt seyn lassen, so scheint doch dieser Enthusiasmus nicht affectirt zu seyn, denn er ist uneigennützig gewesen. — Zwar hat Gleim,

Digitized by Google

der ohne Vermögen hinausging in die Welt, ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, und er schien mitunter ein Verschwender zu seyn; allein aller Erwerb ist ihm auf die redlichste Art geworden, und wo er zu verschwenden schien, war er ein großmüthiger, glücklicher, bescheidener Prasser mit seinem Gelde. Für sich selbst mäßig in allen Genüssen konnte er wohl bei der beträchtlichen Pfründe und bei dem übrigen Einkommen ein Bedeutendes sammeln. Was das übrige Einkommen betrifft, so bemerken wir, daß Gleim Hinsichts des Honorars, wenn er für seine Freunde Manuscripte anbot, mitunter ungeheure Forderungen machte, daß er aber seine eignen Manuscripte sehr gering hingab, und späterhin in einen nicht erwerbreichen Selbstverlag nahm. — Es ist in ihm ein ruhmwürdiger Musaget gestorben, und die Schwächen des Menschen muß man dem Dichter verzeihen. Wenige würden bei dem Gefühl der Kraft so viel Mäßigung behalten haben, als er. Noch aus den spätesten Jahren Gleims liegt uns ein Beweis vor, wie er Männer von Geist in ihrem Streben nach edler Wirksamkeit zu unterstützen, wie er sie der Mitwelt und ihren Namen der Nachwelt zu erhalten suchte. Ohne Gleim würde manches Werk, welches jetzt zu den Zierden deutscher Litteratur gehört, in dem rohen Gemenge des flach-altäglichen Lebens keinen Anlehnungspunkt gefunden, ohne ihn würde mancher talentvolle oder hoch begeisterte Kopf kein Vertraun zu Kunst und Wissenschaft gewonnen haben. — Ein junger Dichter, Stephanus Kunze, damals Rector in Dardesheim, besang Heinrich den Löwen in einem vaterländischen, großen Gedicht, und theilte seine Gesänge dem Vater Gleim und Klamer Schmidt mit. Ersterer nahm davon Veranlassung, nach allen Kräften für seinen jungen, ge-

Digitized by Google

lehrten Freund zu sorgen; und wie that er es? *) Gleims Briefe selbst mögen für ihn reden.

Halberstadt den 5. November 1799.

„Sie haben, lieber Freund, unserm lieben Klamer Schmidt ein liebliches Lied zu lesen gegeben, und unser lieber Klamer Schmidt hat die Güte gehabt, an seinem Vergnügen mich Theil nehmen zu lassen. Singen Sie doch ja noch viele solcher lieblichen Lieder! und eins nur jedesmal, wenn ein böser Genius, ein Liederfeind aus Ihrem Geiste zu verjagen ist! Sie machen's dann wie ich, und werden aller bösen Geister Ueberwinder! — Werden's aber auch wohl, wenn Sie dann und wann den alten Liedersänger in seinem Hüttchen besuchen! Es sind so schöne Herbsttage, warum machen Sie nicht, während derselben eine zu Ihrer Gesundheit dienende Fußreise zu Ihrem Freunde,

dem alten Gleim.

N. S.

Die neuen Gesänge des Heldengedichts, das einst ein Lehrgedicht in unsern deutschen Schulen, wie Homers in den griechischen war, seyn wird, hat der liebe Klamer Schmidt bis heute für sich behalten! Habe ich heute noch die Zeit, so plack' und plage ich ihn, auch mich sie lesen zu lassen."

---

*) Das Gedicht selbst ist endlich, das lang erwartete, zur Freude der Litteratoren, unter dem Titel „Heinrich, der Löwe, Heldengedicht in ein und zwanzig Gesängen von Stephanus Kunze," in drei Theilen im Jahr 1817 bei Gottfried Basse „Quedlinburg und Leipzig" im Druck erschienen.

Digitized by Google

An den Herzog von Braunschweig schrieb Gleim unaufgefordert am 9. April 1800 für den jungen Dichter St. Kunze: „Der Rector Kunze zu Dardesheim ist ein junger Mann von großen Talenten. — Beweis ist, daß er zum Helden eines großen Gedichts von Ein und zwanzig schon fertigen Gesängen Heinrich den Löwen gewählt hat. Drei las ich, fand sie fürtrefflich, und wünsche, daß er sein Glück dem Abstamme seines Helden verdanken möchte."

Gleim beschützte den, welchen er nun einmal in Schutz genommen, immer mehr, und als väterlicher Freund schrieb ihm der würdige Greis am 9. April 1800 „Lesen Sie, lieber Freund, Beigehendes, und kleiden Sie sich an. Um zehn Uhr reis't der Abstamm Ihres Helden, der mein Held ist, von hier ab, nach Braunschweig. Handelt er, wie ich nicht zweifle, heldenmäßig, so läßt er den jungen Mann von großen Talenten zu sich an den Wagen einladen, und dann rathe ich Ihnen, so zu sprechen mit ihm, wie Heinrich der Löwe mit ihm sprechen würde! Nicht viel Bücklinge! Nicht zu tief, so naiv, als sprächen Sie mit Ihrem Freunde, dem

alten Gleim.

Ich höre, Herr *** komme mit in Präsentation! Ein gefährlicher Mitbuhler! Ich schätze euch beide hoch! Einer also möge der Ueberwundene seyn; wir wollen den Ueberwundenen nicht bedauern!"

Wie sehr Gleim von jenem Gedicht begeistert war, das beweiset unter anderm noch sein Brief vom 5. Mai 1800.

Digitized by Google

„Ihr zwanzigster Gesang, lieber Herr Kunze," schreibt der Greis, „muß Sie zum Seelenhirten in Aderstedt machen. Er ist vortrefflich, ich bin durchaus mit ihm zufrieden, und finden noch andere an ihm zu bessern, so glaube ich, die Feile könne verderben, aber nicht bessern. Der Hinguß eines Gedichtes ist der einer Glocke! Geräth er, so muß man zufrieden seyn! Kann ich's möglich machen, so les' ich diesen herrlichen Gesang dem bey uns seyenden Nachkommen Ihres Helden vor; er bleibt einige Wochen diesesmal bei uns ꝛc. Am liebsten sähe ich, wenn unser Domcapitul den zweiten Domprediger zum ersten, und Sie zum zweiten machte. ꝛc

Ihr Gleim.

Bald darauf schreibt er ohne Datum in einer so unleserlichen Handschrift — (das Licht der Augen hatte ihn schon fast gänzlich verlassen) — daß sie verdiente, als Monogramm zu gelten, weiter: „Auf den Trümmern von Troja stand seit 1000 Jahren keiner; sie wurden ein Spiel der Winde; Sie, lieber Freund standen auf den Trümmern Ihrer Troja! Sie sahen die Spuren Ihres Löwen, ach! ich wollte, Sie hätten sie nicht gesehen, wollte, daß keine Zerstörungen jemals gewesen wären! Weil indessen ihrer gewesen sind, so seyn Sie Homer, Tasso ꝛc. so singen Sie, mein Kunze! Nicht aber, daß aus dem Gesange Zerstörer und Zerstörungen entstehen, sondern daß sie verhütet und verabscheuet werden! Newtons Behauptung: die Sonne sey Feuer, Kometen dienten dem Feuer zur Nahrung, — war von meinem zehnten Jahre an mir eine abscheuliche Behauptung! Gott baut, der Teufel zerstört! dachte ich, und hielt die Sonne für kein Feu-

Digitized by Google

er! ꝛc. Unser Schmidt ist von Berlin zurückgekommen, zufrieden im höchsten Grade mit den Menschen, die er gesehen hat, nicht mit den großen Palläſten; die fand er alle zu kleinlich; selbst das königliche Schloß, das man für eins der größten und schönsten in Europa hält, fand er zu klein; sähe er Aegyptia's Pyramiden, sagte ich, er fände sie zu klein. Dem Odendichter sind die Sonnen zu klein." *)

Unter d. 17. Mai 1800 schrieb Gleim an denselben: „Sieg über Zöllner, oder nichts, Vineta bleibt, was sie ist in Ihrem Epos; Ihres Bardewiks leibliche und auch unglückliche Schwester. Lassen Sie sich nicht irre machen ꝛc. Unsers Zöllners Zweifel sind geschichtliche Klaubereien, die einen Dichter nichts angehn, weil von ihnen das Volk nichts weiß. **) Leben Sie! wissen Sie zu leben; die Directoren unserer litterarischen Gesellschaft wußten's und wissen's nicht; morgen früh begraben wir den dritten neuen Subsenior, den humoristischen Eichholz, der so gern noch gelebt hätte! Am Mittewoch war er noch in der litterarischen Gesellschaft, und am Donnerstag rauchte der liebe Mann sein Pfeifchen noch, wie Ihr Freund, der alte Gleim." Man sieht aus den letzten Worten Gleims sein sicheres Vertraun, seine Ruhe, seine Ergebung.

*) Eine herrliche Idee von Gleim, worin viel Wahres liegt.

**) Auch wieder sehr richtig. Lessing und Eschenburg eifern besonders über die Engbrüstigkeit der Kritiker, wenn sie Historie mit Poesie verwechseln, und — ihre Schulgelehrsamkeit zeigen wollen. Der Dichter hat den Stoff zu verarbeiten, und wie er ihn verarbeitet, das geht den Dichter, nicht den Historiker an.

Immer noch war er, ohnerachtet sein Augenübel durchaus störend wurde, mit seinen litterarischen Freunden angelegentlichst beschäftigt. „Seyn und bleiben Sie" — schrieb er unter d. 15. Aug. 1800 an den Sänger Heinrichs des Löwen, „das Ich, das Sie gewesen sind bis auf den heutigen Tag! Werden Sie kein anderes; Ihr jetziges hat Ihren Heinrich gesungen, ein anderes hätt' ihn nicht so gut gesungen! Lesen Sie wenige Bücher, und keine neue. Die neuen verdürben Ihr Ich! Damit ich Ihre Briefe leicht und selbst lesen könne, bitte ich, die deutschen Buchstaben beizubehalten, und nur die Zeilen nicht zu nah' an einander zu setzen. Besuchen Sie mich bald. Sprechen kann ich leichter, als schreiben.

Ihr Gleim."

Gleim hatte ein sehr großes Gefühl dafür, die Armuth zu unterstützen. Ohne Prunk gab er, was er vermogte, und noch jetzt zeugen seine Einrichtungen, seine Verwendungen in Halberstadt hiervon. Mögte doch eine jede Stadt einen solchen Sänger, einen solchen Freund des Vaterlandes, einen so hoch mit herrlicher Liebe durchglühten Menschenfreund aufzuweisen haben! Es wären ihm Krösus Schätze zu wünschen gewesen, und er würde mit ihnen sein Halberstadt zu einem zweiten Athen gebildet haben! —

Digitized by Google

Magazin

der

Biographien

denkwürdiger Personen

der

neuern und neuesten Zeit.

Ein

historisches Journal in zwanglosen Heften.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Dritten Bandes drittes Heft.

Quedlinburg 1817,

bei Gottfried Basse.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Massena.

Sucht ihr Fortunen? Ihren Gürtel findet
Nur das verwöhnte Kind, genannt das Glück.

Digitized by Google

Digitized by Google

Massena.

Dieser bekannte und gefährliche Gefährte des Kaiser Napoleon verdient, bemerkt zu werden. Es gab Perioden, wo er Napoleons rechte Hand war, dieses immer denkwürdigen Mannes, der es vermogte, geraume Zeit hindurch aus eigner Kraft einen halben Weltkreis zu erschüttern und neu zu gestalten, fast in allen Verhältnissen! Napoleon war ein Kind des Glücks, oder vielmehr, unter günstiger Constellation hatte bei der allgemeinen Gährung sein unbestritten großes Talent sich entwickeln, bei dieser Gährung hatte er das Heft der Regierung des schönen Frankreichs ergreifen mögen. General, Konsul, Dictator, Kaiser, zog er von Anfang an Talent und Genie in seine gewaltreiche Nähe, wohl berechnend, daß das Talent und das Genie dem Führer unentbehrlich sind, wenn er große Zwecke ausführen

Digitized by Google

will. Napoleon war Meister in der Kunst, große Talente, besonders der Krieger, herauszufinden, und solche Männer schnell zu erheben, ohne daß das geringere Volk diese schnellere Erhebung scheelsüchtig befeinden konnte. Man muß vielleicht selbst geringern Herkommens seyn, um die feine Kenntniß von dem Heranziehn der Talente, von deren Auffinden und Entwickeln sich eigen machen zu können.

Massena, von dem man, wiewohl unrichtig, behauptet, daß er ein Jude gewesen, und vorhin Manasse geheißen habe, war einer von denen, welche der französische Kaiser Napoleon zu sich heranzog. Es giebt Menschen, welchen das Glück fast immer getreu bleibt. Zu diesen gehörte Massena; daher nannte ihn auch Napoleon oft in seiner Gegenwart l'enfant du bonheur, und in mißlichen Verhältnissen war es immer Massena, den er zu sich heranzog, um der Glücksgöttin ihren Liebling zu zeigen. — Gefährlich aber ist der Menschen Uebermuth, die einer geringen Herkunft enthoben, nach einer weiten Ausdehnung der Herrschaft streben. So war es mit Massena, dem tapfern Krieger, welcher, ein Liebling der Armee, von der Regierung immer scharf beobachtet werden mußte. Hannibal fiel, weil er die Armee sich eigen machen wollte, Wallenstein fiel aus gleichem Grunde, und Massena ist nicht uneben mit diesen Riesenbildern zu vergleichen.

Andreas Massena, Fürst von Eßlingen, Herzog von Rivoli, Marschall von Frankreich, Großadler und Chef der vierzehnten Cohorte der Ehrenlegion, dann Kommandeur des Königlichen militärischen St. Ludwig-Ordens, Großkreuz des Ungarischen St. Stephanor-

Digitized by Google

dens, des heil. Hubertusordens, des Badenschen Ordens der Treue und des Großherzoglich Hessenschen Ordens der Treue Ritter, — ist in Nizza geboren, und zwar am 8. Mai 1758. — Sein Vater war ein ganz geringer Einwohner, und kaum war Andreas Massena der Elementarschule entlaufen, so trat er als gemeiner Soldat in das französische Regiment Royal-Italien. Bei diesem Regiment Kriegsdienst zu nehmen, geschah um deswillen, weil ein naher Anverwandter von ihm eine Offizierstelle in diesem Regimente bekleidete. Diese Einkleidung als Soldat geschah im Jahr 1775, nachdem Andreas Massena schon vorher zur See drei Expeditionen mitgemacht und Lust zu dem Kriegeswesen gewonnen hatte. Auf der See in dem beschränkten Raum eines Schiffes wird diese Lust leichter eigenthümlich, als auf der Beschränktheit des festen Landes.

Jenes französische Regiment stand bekanntlich in sardinischem Dienst, und bei dem Ausbruch der französischen Revolution zu Ende des Jahrs 1789 hatte Massena es noch nicht weiter gebracht, als bis zu dem Grade eines Unteroffiziers. Jene Revolution aber, wo durch die Versammlung der Notabeln das große Trauerspiel eröffnet wurde, entwickelte schnell Massena's Talente, und in dieser, eine Welt erschütternden Tragödie spielte er keine geringe Rolle. Diese Rolle würde ohnfehlbar zu der Zeit der Katharstrophe derselben hochbedeutend geworden seyn, hätte damals nicht Massena schon die Neige eines mühvollen Lebens für den traurigen Rest der Tage zu ersparen gesucht.

Als die Armee der französischen jungen Republik zum Erstaunen von ganz Europa den Mont-Cenis über-

Digitized by Google

stiegen hatte, um die Oestreicher in ihren lombardischen und italienischen Besitzungen zu überraschen, wurde Massena von der Sache der Freiheit begeistert. Er desertirte von jenem, in Sardiniens Sold stehenden Regiment, und ging zu den Legionen der Republik über. — Hier fand Massena Raum für sein Anstreben zu thatvoller Wirksamkeit. Unter General Anselm, bei Eroberung der Grafschaft Nizza leistete er die ersten wesentlichen Dienste, mehr freilich als Spion, denn als General. Seine genaue Kenntniß der Seealpen erwarb ihm im Jahr 1793 eine Stelle bei dem Generalstab, und bald darauf wurde er zum General-Brigadier befördert. — Als Oberoffizier kommandirte er im Jahr 1793 das zweite Bataillon des Varr-Departements gegen Nizza. Er war sich selbst überlassen, und lernte durch Versuche, wobei das Glück ihm wohlwollte, den kleinen Krieg und das Tourniren des Feindes mit allen dazu gehörenden Neckereien immer mehr und mehr kennen. Er erhob sich bald in seinem Kraftgefühl, und zeigte, daß er Talent und Muth zu einem Feldherrn habe. Mit seinem geringen Häuflein schlug er am 19. November 1793 die Piemonteser bei Castell Geneste, zerstreute bald darauf bei Ponte di Nera einen Haufen Oestreicher, nahm schnell Ormea weg, und er war es, der den Ausgang des Waffentages von Scorgio durch seine an Verwegenheit gränzende, seine Mannschaft begeisternde Tapferkeit für das Glück der französischen Waffen entschied. Keine Gefahr kannte er in der Schlacht; sonst hätte er auch nimmer den Namen sich gewonnen! — Im Jahr 1794 war Massena Brigade-General, und befehligte in Ober-Italien in dem Kriege gegen die Oestreicher ein republikanisches Heer von 20,000 Mann mit Entschlossenheit, Glück und Er-

Digitized by Google

folg. Den Vortrab zu führen, war immer sein Streben, und so ward es ihm auch hier. — Der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich, wie er in Italien gespielt wurde, ist bekannt genug. Der Einzelne konnte Ruhm gewinnen; diese ganze Expedition aber, welche Jahre hindurch die gesegnetsten Länder erschöpfte, schien zu weiter nichts geeignet zu seyn, als zu einer Pflanzschule, welche nach beiden streitenden Theilen hin Feldherrn bilden sollte. Massena war einer von denen, welche in diesen Versuchen der neuern Kriegsübung sein Feldherrntalent zu bewähren strebte. Er wurde bald ein geschickter General, zu dem die Armee Vertrauen fassen mußte. Sein angebornes Talent zum Feldherrn bildete sich hier aus, wenn auch sein Character, seine politische Meinung unter allen Verhältnissen immer zweideutig bleiben mußten.

Während des Jahres 1795 hatte er die Leitung des rechten Flügels der französischen Armee in Italien. Ein unbelohnender Posten! Die Armee ward von einer Ueberzahl der Oestreicher und ihrer Verbündeten überall gedrängt, fand in dem Lande selbst nirgends sich sicher, und was das schlimmste von allem war, sie wurde von der französischen Republik nicht unterstützt, der Abgang wurde nicht ersetzt, theils weil der Hader in Paris unerträglich geworden, theils weil der Zufluß der Succurse durch die Oestreicher bereits umgangen und abgeschnitten war. — Massena war der thätigste, die Armee, welche von allem entblößt war, wenigstens in Ordnung zu halten, und ihr einigen Respect zu verschaffen. — Endlich nahm das französische Directorium besonders auf das Andringen von Barras dieser verwais'ten, sich selbst überlassen gewesenen Armee ernstlich sich an, denn

im Anfang des Jahrs 1796 erhielt Napoleon Buonaparte, aus familiären Verhältnissen ein genauer Vertrauter des Director Barras, damals Divisionsgeneral, den Oberbefehl über die italienische Armee, um sie wieder herzustellen. — Es ist bekannt, mit welchem, der Kunde für die Nachwelt aufbewahrten Eifer, Besonnenheit und Berechnung der Sieger bei Lodi und Marengo den ihm gewordenen Auftrag in zwei Feldzügen glanzvoll ausführte. Er überstieg das Gebirge, da wo das Leben ausstirbt, mit einer bedeutenden Menschenmasse, und rückte dann in die Thäler von Oberitalien, unangreifbar, weil Schrecken ihm voran ging, denn er hatte das Unmögliche möglich gemacht.

Sobald Buonaparte in Italien, um die zerrüttete, fast ganz aufgelöste Armee wieder herzustellen, angekommen war, wandte er sich gleich an Massena, den einzigen, dem er sich anvertrauen konnte und mogte, und Massena wurde bald sein Liebling, sein unzertrennlicher Waffengefährte. Die Armee der Republik kam durch den herbeigeführten Succurs bald wieder in Ordnung, und Massena war es, der das erste Vertrauen der Armee dem Obergeneral Buonaparte gewann. In dem mörderischen Gefecht bei Montenotte warf er mit seiner Division den Oestreichern sich entgegen, mit einem Ungestüm, der ruhmwürdig ist, und eröffnete dadurch dem Obergeneral die Siegesbahn. Massena selbst war in dem Gemetzel, und der Schwindel der Kriegeswuth hatte ihn so ergriffen, daß er zurückgehalten werden mußte. Der östreichische Feldherr, welcher in diesem, für die Folgezeit sehr bedeutenden Gefecht rückgängige Bewegungen machen mußte, heißt Beaulieu.

Digitized by Google

— Bei der Schlacht von Lodi war er sehr tapfer und wirksam, und zog siegreich in Milano (die Stadt Mayland) ein, als der erste des siegenden Heers. —

Bald darauf setzte Buonaparte, um die geschlagenen Oestreicher zu verfolgen, über den Mincio, und verfolgte die Oestreicher so weit wie möglich. Es gelang ihm. Massena bemächtigte sich mit seiner leichten Kolonne der sichern Pässe zu dem Tyroler Lande, nachdem er Gefahr gelaufen war, bei Lonato mit seiner ganzen Division gefangen genommen zu werden. Mit einer Gewandtheit, welche den entschiedenen General auszeichnete, hatte er sich durchgewunden. — Oestreich war nunmehr stark bedrängt. General Wurmser führte aus dem Innern des Reichs eine sehr bedeutende Armee den vordringenden Republikanern entgegen. Es ist hier der Ort, davon zu sprechen, warum das System der französischen Republik besonders auf Italien das Augenmerk richtete.

Dieser Zweck war ein sehr wohlberechneter Zweck; denn in den italienischen Besitzungen ist nicht nur Oestreich am leichtesten anzugreifen, sondern es ist auch Italien, bis nach Neapel hin, vielleicht die Tendenz von Oestreich, wenn es die Größe und Sicherheit haben will, wonach es strebt, und schon längst gestrebt hat. Italien, und nur der einfache Strom, die flava tibris gab schon einmal der Welt Gesetze; Buonaparte wollte versuchen, ob nicht die Seine auch einmal die Cirkularlinie der dominirenden Gesetzgebung seyn könne. Troja fiel, Karthago fiel, Rom fiel, und so fiel auch Paris in dem phantastischen Emporschwung Napoleon Buonapartes! Opfer sind ihm gefallen, deren Werth er für

Digitized by Google

ewige Zeiten verschuldet. Der Wille war groß, aber der Erdengeist stritt wider ihn!

Massena, den Vortrab der italischen Armee führend, wurde von dem östreichischen Feldherrn, General Wurmser bei Korona, wo er sich aufgestellt hatte, angegriffen, und nach einem sehr hartnäckigen Widerstande geworfen. Eine östreichische Kolonne warf sich schnell auf Sala am Lago di Garda, und Verona und Brescia fielen schnell in die Hände der Oestreicher. — Massena so wenig als der Oberfeldherr ließen den Muth sinken, und bald wurde auch die concentrirte Stellung, welche man nahm, Wurmser auf Mantua zurückgeworfen. — Massena erhielt die Ordre, dem General Wurmser den Weg dorthin abzuschneiden, allein er fand einen solchen Ungestüm des sich zurückziehenden Feindes, daß er selbst mit bedeutendem Verlust sich wieder in Verbindung mit der Hauptarmee zu setzen suchen mußte. — Die französische Armee rückte siegreich vor, Massena den Vortrab führend. Oestreich, nachdem die Armee des General Wurmser aufgerieben, stellte eine dritte Armee unter Anführung des General Alvinzy dem immer gefährlicher werdenden Feinde entgegen. Die Armeen stießen auf einander, und aller Anstrengungen ohngeachtet wurden die Franzosen am ersten Tage zurückgeworfen. Sie setzten sich wieder, und erneuerten unter Anführung ihres Obergenerals am zweiten Tage die Schlacht. Der Abend kam, und die Oestreicher behaupteten das leichenbedeckte Schlachtfeld. Mißmuth war schon in der französischen, sehr ermüdeten Armee. Um Mitternacht versammelte Buonaparte seine Generale zur Disposition für den nächsten Tag. Da war es besonders Massena, der erklärte, „die Armee sey noch nicht

geworfen, sie könne von dem Feinde nicht verfolgt werden, weil sie noch ihre Stellung behaupte, dagegen sey der Feind, wenn er auch das Schlachtfeld behauptet habe, an Kräften erschöpft und erschreckt über den hartnäckigen, tapfern Widerstand der jungen Republikaner, es müsse daher mit Tagesanbruch die Schlacht wieder erneuert werden."

Der Obergeneral selbst gab dem tapfern Massena Beifall, und stellte ihn mit seiner Division noch in der Nacht in schräger Richtung gegen das Zentrum des Feindes. — Der Morgen brach an; die Schlacht entwickelte sich wieder, und Massena mit seinen schwer ermüdeten Truppen war es, der an diesem Tage den französischen Waffen die Palme des Sieges errang. Mit einer Tapferkeit, welche an das Romanhafte gränzt, warf er sich nach kurzer Anrede mit seinen Getreuen auf das Zentrum des Feindes, der stolz auf zwei siegreiche Tage sich in Linie aufgestellt hatte, und er durchbrach dieses Zentrum. Nun wurde die Verwirrung unter der östreichischen Armee bald allgemein, denn das Zentrum ist das Haupt. Massena's Haufen rächten den Verlust der vorigen Tage, und er bemächtigte sich rasch des an sich unbedeutenden Arcole, wovon diese mörderische Schlacht den Namen gewonnen hat. — Der Erfolg dieses Sieges war schnell und glücklich. Die Oestreicher wurden zersprengt, und Buonaparte rückte als Sieger in das feindliche Gebiet vor.

Allein die Oestreicher stellten unter Erzherzog Karl ein viertes Heer dem siegtrunkenen Feinde entgegen. Vergebener Versuch! Massena drang mit seinem Vortrabe immer Zug auf Zug in Oestreich vor

mit dem glücklichsten Erfolg, und der Tractat von Loeben war der Erfolg der Waffenthaten Massena's. Mit einer, man könnte sagen, unbarmherzigen Tapferkeit hatte er gefochten. Er war Soldat für seine Soldaten, und General für seine Offiziere. Der Krieger versteht die Deutung. — Der Waffenstillstand zu Loeben wurde durch den Obergeneral der französischen Armee mit Oestreich geschlossen, und Buonaparte zeichnete den tapfern Massena so aus, daß er ihn zunächst nach Wien sandte, die Friedensunterhandlungen einzuleiten, und dann nach Paris, damit er die Ratification besorge. Ein sehr ehrenvoller Auftrag! — Der Tractat wurde zu Loeben am 18. April 1797 verabredet, und am 17. October zu Campo-Formido abgeschlossen. Massena als Sieger, als Friedensstifter erst nach Wien, dann nach Paris gesandt, wurde hier mit einem Jubel empfangen, der an Ausschweifung gränzte, und ihm, wenn man Rang und Würde erwägt, nicht gebührte. Der Genius begünstigte ihn! Man feierte ihm glänzende Feste, und die Hauptstadt Frankreichs war an dem Abend, wo er erschienen, festlich erleuchtet. — Buonaparte wurde nach Egypten von dem Directorium gesandt, und zwar mit einer auserlesenen Armee, um auf dem festen Lande bei einem Durchmarsch in Ostindien die Engländer, welche auf den Meeren unangreifbar zu seyn schienen, in den Hauptquellen ihrer Kraft und übermüthigen Stolzes zu vernichten. — Die Republik setzte unterdeß in kriegerischer Hinsicht ihr Vertraun auf Moreau und Massena, beides hochbewährte Feldherrn, deren Aufruf der Gemeine blindlings folgte.

Massena wurde an Buonaparte's Stelle, der nach Egypten den abentheuerlichen Zug machte, 1798 bei der

Digitized by Google

italienischen Armee als Obergeneral ernannt; allein wie fand er diese Armee? Es gehört zu den Kriegesnachrichten von Napoleon Buonaparte, daß er immer in den mißlichsten Momenten seine Getreuen verließ; nicht aus Verrath, nicht aus Furcht, sondern, weil sein lebhafter Geist ihn übereilte. So auch hier! — Kleidung, Sold, Lebensmittel fehlten überall, und die Soldaten zürnten; — Massena wußte die Gemüther zu beruhigen, und er stellte den guten Geist, der zu einer solchen Armee sich gehört, mit leichten Mitteln bald wieder her. — Die Verhandlungen mit Deutschland wurden unterdeß zu Rastadt wieder abgebrochen, und Massena erhielt von der französischen Republik in der Schweitz den Oberbefehl mit unbestimmten, seinem Feldherrntalent überlassenem Auftrag. — Massena erreichte auch in diesem höchst wichtigen Range nicht unbedeutende Vortheile; die Schweitz, immer zweifelhaft scheinend, und dennoch immer das alte System befolgend, mußte den französischen Waffen verdächtig bleiben. Er war bisher nur immer in untergeordnetem Verhältniß als Divisionsgeneneral gewesen; jetzt sollte er zum erstenmal als selbstständiger Feldherr sich zeigen, und zwar in einer für die ihm anvertraute Armee nicht ganz günstigen Lage. Aber in diesem Feldzuge von 1799 gegen die Schweitz bethätigte er sein Talent zum Oberbefehlshaber.

Die Bündner rechneten auf den östreichischen und russischen Schutz. Massena, der den Feldzug eröffnet hatte, gewann bedeutende Vortheile in der Schweitz. Jetzt aber schlug Erzherzog Carl den General Jourdan, und zwang ihn zu einem schleunigen Rückzuge nach dem Rhein hin. Befreit von dieser französisch-östreichischen Armee drang nun der Erzherzog Carl mit Eil nach der

Digitized by Google

Schweitz hin, die Bündner, welche selbst sich nicht mehr gegen Massena's Uebergewalt schützen konnten, kräftigst zu unterstützen. Die Franzosen hatten sich schon in der Vorderschweitz, in den Vorlanden ausgebreitet, und mit Italien in Verbindung gesetzt. Massena, dem Glück trauend, hatte hier den Fehler begangen, daß er die Gebirgspässe nicht besetzt gehabt, und Erzherzog Carl nahm Zürich im Augenblick. Wäre er weiter vorgedrungen, und hätte sich mit den Bündnern vereinigt, so würde vielleicht jetzt Massena nicht als bedeutender Feldherr genannt werden können. Allein aus Gründen, die zu den vielen Räthseln der Politik gehören, zog sich der Erzherzog zurück, um an dem Rhein die weitere Heldenbahn aufzusuchen.

Massena, der bei jenem gefährlichen Andringen bis zum Albis sich zurückziehen müssen, hatte nun wieder freien Raum. Er nahm eine feste Stellung bei Zürich ein, und erwartete den Feind. In dieser Stellung hatte er den großen Vortheil, die Vereinigung Korsakow's und Suwarow's verhindern zu können. Letzterer, einer der tapfersten Feldherrn Rußlands hatte bereits den St. Gotthard überstiegen gehabt — um in der Schweiz einen Gegner zu finden, welcher den größten Theil des Restes der russischen Heersmacht aufrieb. — Am 25. September 1799 war es bei Zürich zu einem entscheidenden Treffen gekommen. Massena griff den Feind mit Ungestüm an; der östreichische General Hotze blieb gleich im Anfang des Treffens, und dieser Verlust trug viel dazu bei, daß Massena's Heeresmacht freier sich ausbreiten, wirksamer seyn konnte. Er benutzte den günstigen Augenblick mit großem Vortheil.

Digitized by Google

I 353/56 übergeb.

Die Folge dieses bedeutenden Sieges war, daß der russische Feldherr über die Alpen zurück ging, daß Rußland sich von Oestreich trennte, daß Massena die rhätischen und helvetischen Alpen in Besitz nahm, und daß die Schweitz der französischen Herrschaft durch ihn wieder unterworfen wurde. Den bedeutendsten der russischen Feldherrn, den General Suwarow mit dessen Armee fast vernichtet zu haben, war für Massena keine geringe Glorie. Fortan war Massena der Liebling der großen Armee. An sein Kommando schien der Sieg gefesselt zu seyn, und nach der Schlacht und in den Lägern erschöpfte er alle Kräfte, für die Waffengefährten zu sorgen.

Das Directorium sandte ihn, den Mann des Glückes hiernach im Jahr 1800 nach Italien als Befehlshaber der dortigen französischen Armee. Aber wo war hier eine Armee zu finden? Diese sogenannte französische Armee war von dem Directorium sehr stiefmütterlich behandelt, und ihrer gänzlichen Auflösung nahe. Im Genuesischen Gebiet stand sie, und die bedeutende Stadt Genua war noch der einzige Stützpunkt, welcher Hoffnung geben konnte. Massena eilte nach Genua, traf Anordnungen, und war entschlossen, diesen Ort auf das äußerste zu vertheidigen. Mit der ganzen Kraft seiner Truppen zog er sich dorthin zurück. Er nannte Genua den Schlüssel von Italien, und bis auf den letzten Blutstropfen wollte er es vertheidigen; — er hoffte auf den Ersatz.

Die Stadt ist zur Landseite nicht minder befestigt, als zur See. An der Seeseite belagerten die Engländer mit einem sehr starken Geschwader die Stadt, und

von der Landseite umschloß sie das östreichisch-italienische Heer. Das größte Unglück für Massena und seine streitlustigen Truppen war, daß es ihm an Provision fehlte. Der Feind hatte es auch darauf angelegt, die Stadt auszuhungern. Massena hatte darauf gerechnet gehabt, von der Seeseite her sich Provisionen zu verschaffen; die englischen Schiffe, welche vor den Mündungen lagen, vereitelten diesen Plan, diese Hoffnung. — Mit Pest und Hunger hatte er zu kämpfen, und außerdem waren die Genueser, eine Volkszahl von 160,000 Personen, den französischen Waffen nicht geneigt. — Massena blieb aber mit seiner Besatzung ausdauernd, standhaft bis zu dem letzten Augenblick. Weiber und Kinder erfüllten die Luft mit Jammer. Tag und Nacht war das Angstgeschrei unerträglich; Katzen und Ratten wurden bei der allgemeinen Hungersnoth von dem Soldaten sowohl als von dem Bürger mit Heißhunger verzehrt; kein Hund war mehr zu bekommen; Massena blieb unerschütterlich, und wartete den letzten Augenblick ab. Er hielt es für nothwendig, einen großen Theil der Bürger, welche sich nicht mehr ernähren konnten, mit Weib und Kind aus der Stadt zu treiben, ehe sie vor Hunger starben. Der unbarmherzige Feind drängte diese Unglücklichen mit Kartätschensalven wieder in die Stadt zurück.

Endlich waren alle Hülfsmittel erschöpft, und kein Entsatz erfolgte. Selbst an Munition gebrach es, und die Soldaten verweigerten rottenweise den Dienst. Massena sah sich daher genöthigt, nun er bis auf den äußersten Punkt sich gehalten hatte, um nichts thorhaftes zu beginnen, am 4. Juni 1800 diese schöne, reiche, große Stadt, welche einst die Hauptstadt einer Republik gewesen war, so für Europa Gesetze vorschrieb,

Digitized by Google

dem Feinde zu übergeben. Mit ehrenvoller Kapitulation zog er ab, und es ist ausdrücklich zu bemerken, daß er den Punkt nicht genehmigte, mit seiner Mannschaft in diesem Kriege nicht wieder dienen zu wollen. — Zehn Tage darauf erfolgte die Schlacht von Marengo, wo die Oestreicher gänzlich aus dem Felde geschlagen wurden, und die Friedensunterhandlungen wurden bald darauf eingeleitet. Mit dem Abschluß der Präliminarien eilte Buonaparte selbst nach Paris, und überließ den Oberbefehl über die italienische Armee unterdeß dem tapfern Vertheidiger Genua's, dem General Massena.

Lange blieb Massena nicht bei dem Heer. Er wurde von dem Seine-Departement für das corps legislativ erwählt, und zwar im Jahr 12. der Republik. als nun aber der Konsul Buonaparte die Kaiserkrone sich auf das Haupt setzte, ernannte er den treuen Waffengefährten Massena zum Reichsmarschall, und gab ihm demnächst das Großkreuz der Ehrenlegion. Diese Ehrenlegion war das, was dem neuen Kaiser die Armee fesselte. Das Ehrenzeichen war festgestellt, und, je höher der Rang, desto höher die mit diesem Ehrenzeichen verbundene Einnahme! — In dem Feldzuge von 1805 gegen Oestreich und Rußland befehligte Massena die italienische Armee als General en Chef. Hier konnte er keine Trophäen einerndten. Erzherzog Karl mit überlegner Macht stand ihm gegenüber, und warf ihn, den Verwegenen, der die Schlacht anbot, bei Caldiero. Massena bewies hier seine Tactik, indem er mit kluger Besonnenheit sich zurückzog. — Das Unglück der östreichischen Waffen nöthigte den Erzherzog Karl zu dem Rückzuge nach Deutschland, und mit seiner ganzen Macht verfolgte ihn nun Massena, ohne ihm jedoch ei-

Digitized by Google

nen Vortheil abgewinnen zu können. Der Erzherzog Karl war auf diesem merkwürdigen Rückzuge ein dritter Cyrus. Freilich sollte man es dem Marschall Massena zum Vorwurf machen dürfen, daß er, der im Rücken der östreichisch-italienischen Armee stand, nicht ein mehreres that, diese Armee zu verfolgen, zumal er von den Niederlagen der Hauptarmee in Deutschland genaue Kenntniß haben mußte. Allein auf der andern Seite ist auch zu erwägen, daß man dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen soll, und daß Massena überall mit einer Vorsorge und Behutsamkeit handelte, welche jeden Feldherrn adelt. — Der Friede von Preßburg wurde geschlossen, und Massena erhielt von dem französischen Kaiser den Befehl, das schwach besetzte Neapel für den Prinz Joseph in Besitz zu nehmen.

Von jetzt an war Massena's Benehmen gegen die französische Regierung etwas zweideutig. In Italien, wo er sich Ruhm erworben, wo sein Name galt, schien er sich eine Selbstständigkeit verschaffen zu wollen. Seine Talente, sein guter Wille, sein Kriegesglück und die Anhänglichkeit der Armee unterstützten ihn bei seinem stillen Beginnen. Er handelte mit Glück und Erfolg; aber er schien bald nachher, als die französische Armee im Norden fern war, Neapel für sich selbst einnehmen zu wollen. Die Meinung des Volkes war ihm günstig, und es ist nicht unglaublich, wenn man behauptet, daß er selbst zum Könige von Neapel sich habe aufwerfen wollen. Die Bestätigung darüber fehlt aber. Doch Napoleon, ein strenges Augenmerk auf seine Feldherrn habend, berief ihn 1807 nach Polen, wahrscheinlich, ihn von dem verwegenen Versuch abzureißen, und ihn fester an seine Sache zu binden. — Massena erhielt hier den ehrenvol-

len Auftrag, den rechten Flügel der weitgedehnten französischen Armee zu befehligen.

Bei Pultusk bestand er einen Kampf mit dem Feinde, der Massena Ehre machte, wenn gleich er viele Menschen geopfert hatte. Nimmer rastend erstürmte er mit nennenswerther Tapferkeit am 12. Juni 1807. Die Linien von Ostrolenka, und dieses große Wagstück seiner Tapferkeit war es vorzüglich, welches den Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) bestimmte, wonach Preußen ein bedeutendes Theil seiner Länder französischer Disposition überließ, und gewissermaßen es aufgab, noch ein Staat ersten Ranges in der europäischen Völkergeschichte seyn zu wollen. Dieser Friede, welchen Rußland zu verantworten hat, und welcher nachher mit vielem Blute gesühnt ist, war zwar nur ein abgedrungener Friede; allein mit hoher Glorie wurden die Sieger in Frankreich empfangen. Massena war einer von denen, welche ihn zu erpressen gewußt hatten. — Der französische Kaiser erkannte die Verdienste dieses tapfern Heerführers an, und ernannte ihn nach dem Tilsiter Frieden zum Herzog von Rivoli, auch wurde er Präsident des Wahlcollegiums der Seealpen.

Das nächste Jahr ging anfangs ruhig hin. Massena benutzte diese kurze Zeit der Ruhe, von der reichen Beute, die er gemacht hatte, sich wenigstens theilweise anzukaufen. Uebrigens machte er es auch wie mehrere andere französische Generale, daß er bedeutende Summen in brittische Fonds legte, obschon Frankreich mit England in Kriege lebte, und in stetem Kriege leben wird. Die Geschichte lehrt es, daß die Intervallen des Friedens zwischen beiden Mächten nur kurz

sind. — Der französische Kaiser mischte sich jetzt in die spanischen Angelegenheiten, und zwar auf eine Art, welche erst lange nachher der Welt offenkundig hat vorgelegt werden können. — König Karl der Vierte, und der Prinz von Asturien (nachher Ferdinand der Siebente) lagen hier in Streit, angezettelt von dem Friedensfürst und von der Königin Mutter. Diesen Streit benutzte der französische Kaiser zunächst, durch den geheimen Tractat Fontainebleau den 29. October 1807 eine Theilung Portugals zu verabreden, wodurch er nur bezweckte, eine Militärstraße sich über die Pyrenäen zu bahnen, und so mit leichter Mühe unter dem Schein der Freundschaft seine Armeemassen in Spanien eindringen zu lassen. Es geschah, und zwar mit einer Uebermacht, welche beide spanische Partheien in Erstaunen setzen mußte. Es gehört nicht hieher, zu erzählen, wie König Karl zu Gunsten des Prinz von Asturien der Krone entsagen wollte, und wie beide nach Frankreich gelockt wurden, wo der französische Kaiser den Schiedsrichter zwischen beiden abgeben wollte, während er sie auf französischem Boden in anständige Gefangenschaft nahm; an einem andern Ort wird diese fein berechnete Intrigue, der pyrenäischen Halbinsel sich zu bemächtigen, ihre Entwickelung finden. Genug, die französischen Truppen rückten immer tiefer in Spanien ein, bemächtigten sich der wichtigsten Plätze, und während der Hof von Lissabon sich einschiffte, um nach Rio-Janeyro in Brasilien abzugehen, bewaffnete sich die spanische Nation unter der Leitung der Kortez oder Reichsstände. Napoleon hätte geglaubt, ein leichtes Spiel mit Spanien und Portugal zu haben, allein er hatte sich verrechnet an dem charakteristischen Stolz, an der Tapferkeit der Nation, und an der Lage des Landes, welche

dem Krieg im Kleinen der Guerillas sehr günstig ist. Portugal stand auch auf in voller Kraft, und dazu kam, daß England diesen spanischen Krieg kräftigst unterstützte. In dem Herzen von Germanien, in den polnischen Steppen, an den Ufern der Weichsel hatte es den französischen Kaiser als Sieger sehn müssen; jetzt wollte es versuchen, im Westen seines großen Reiches, wonach er den Arm hinreckte, ihn anzugreifen und ihn zu erlahmen. Der bewährteste Feldherr, Wellington wurde mit den auserlesensten Truppen nach der pyrenäischen Halbinsel gesandt, die Insurgenten zu unterstützen; allein der Erfolg war schwach, wenigstens im Innern des Landes. Der brittische Feldherr hielt sich mehr an den Küsten auf, und suchte sich stets den Rückzug nach dem Meere zu decken. — Massena bemerkte bald dieses behutsame Zögern, und benutzte es in dem Innern von Spanien meisterhaft. Zwar ermüdeten ihn oft die Guerillas, allein in Gefechten, welche man gegen fesselslose Rotten nicht Gefechte nennen kann, trieb er sie stets zu Paaren, und wußte seine Stellungen zu behaupten. Aber die Spur, wo er ging, war mit Blut bezeichnet. Das Schrecken ging vor ihm her, und das Schweigen folgte ihm.

In ganz richtigem Gesichtspunkt behandelte er, trotz seiner Strenge, die spanischen Angelegenheiten. Er schaffte sich Anhang unter den Kortez, und schien nicht übel Willens zu seyn, hier das auszuführen, was er sich schon früher in dem Unteritalien vorgenommen haben sollte, nämlich sich zu dem Selbstherrscher eines bedeutenden Landstrichs aufzuwerfen. Seines Armeecorps war er, der nimmer rastende Feldherr, auch hier wohl wieder gewiß, und mit England ließ sich wohl

unterhandeln. Der Plan schien nicht übel angelegt zu seyn. — Dazu kam folgendes. Oestreich, welches zu seinem Schaden dem Kriege gegen Preußen von 1806 und 1807 zugesehn hatte, glaubte jetzt den Augenblick aufgefaßt zu haben, sich für die Schmähungen und Beschränkungen, die es von Frankreich erdulden mußte, zu rächen. Die französische Macht, oder wenigstens der Kern derselben war jetzt in Spanien ernst beschäftigt, und konnte nach der Meinung des Wiener Kabinets nicht zurückgezogen werden. Dieser Augenblick war zu benutzen, die alte Würde wieder zu gewinnen, und der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich entflammte sich von neuem. Gelegenheit zum Kriege ist bald gefunden. — Allein der französische Kaiser, der in allen Kabinetten seine Horcher hatte, war auf diesen Krieg schon längst vorbereitet, und während er den ernster werdenden spanischen Krieg wenigstens in einer ehrenvollen Defensive immer fortführte, nahm er von Oestreich den Fehde-Handschuh an, und rückte mit einer Macht und mit einer Schnelligkeit, wie man beides nicht erwartet hatte, gegen Deutschland vor.

Massena war noch in Spanien; allein der französische Kaiser ließ ihn ablösen und berief ihn auch hier wieder zu der großen Armee; nicht allein, weil er ihn immer noch l'enfant du bonheur (das verwöhnte Kind des Glücks) nannte, sondern auch, weil ihm Massena jetzt in Spanien freiwaltend, zweideutig erscheinen mußte, und Napoleon war ein sehr genauer und strenger Beobachter über seine Generale. — Massena eilte nach Deutschland, und nahm an den großen Schlachten von Regensburg, Aspern, Eßling und Wagram den thätigsten Antheil. — In der Schlacht von Aspern

und Eßling, welche eigentlich verbunden werden müssen, war es wieder Massena, der, wie man sagen mag, mit Heldentrotz den Zufall in die Schranken forderte. — Diese Schlachtgefechte fielen vor am 20. und 21. Mai, und Massena befehligte bei diesem stürmischen Anfall des Feindes den rechten Flügel. Eßling hielt er streng besetzt, und schlug drei Stürme der östreichischen Tapferkeit durch lebendige Thätigkeit ab. Seine große Tapferkeit, welche er hier an den Tag legte, war nicht von geringer Bedeutung, denn er deckte dadurch den Rückzug der französischen Hauptmacht, welche, — ein seltenes Beispiel in den Annalen der Kriegsgeschichten Napoleons — hier in fast übereilter Schnelle dem Andrang der Oestreicher weichen mußte. — Massena machte ein sehr gutes Manövre, die Armee wieder in enge Verbindung zu setzen; er verlor nichts, als er sich zurückzog, und war der Anlehnungspunkt des übrigen Theils der großen Armee, welche bald wieder vordrang, um neue Siege zu erfechten. Er mit seinem rechten Flügel war nicht gewichen und hatte unbesiegt das Feld behauptet. Späterhin, durch ein Decret vom 15. August 1809 ertheilte ihm der französische Kaiser, als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste, den Titel eines Fürsten von Eßling, und schenkte ihm Brüel, ein ehemalig Chur-Köllnisches Lustschloß (Augustenburg) ohnfern der kleinen Stadt Brüel gelegen, als Stammgut seines Fürstenthums.

Am 14. October 1809 wurde der Friede zwischen Frankreich und Oestreich zu Wien unterzeichnet, in dessen Gefolge Oestreich sein Krain, Oberkärnthen, Friaul, Triest, Salzburg und Berchtolsgaden, das Innviertel und Hundsrücksviertel ꝛc., ge-

nug, zusammen eine Seelenzahl von 3,253,944 Menschen verlor. Diese höchst bedeutende Abtretung war für Oestreich um so wichtiger, indem es dadurch von drei Seiten her von mächtigen Nachbarn umlagert, und von der See gänzlich abgeschnitten war. Das Tyrol allein vertheidigte noch der Passeyer Wirth, Andreas Hofer; allein bei seinem herrlichen Willen verlassen von dem Vaterlande, wurde er ein Opfer seiner Anhänglichkeit, und Fremde theilten sich auf kurze Zeit in das schöne National-Land Tyrol.

Vom Osten und Norden ab sicher, sandte Napoleon den glücklichsten seiner Feldherrn, nämlich Massena, sogleich wieder nach Spanien, an die Spitze der Armee, welche hier um diese Zeit im höchsten Grade bedrängt zu seyn schien. Massena sollte ihr wieder empor helfen, und er wurde mit lautem Jubel von den mißvergnügten Truppen empfangen, weil sie in ihm ihren Retter erblickten.

Was die französisch-spanische Armee betrifft, so hatte Napoleon selbst mit 70,000 Mann geübter Truppen den Oberbefehl zu übernehmen versucht gehabt; allein der französische Kaiser, die Mißlichkeit der Lage und der Verhältnisse wohl berechnend, hatte sich rasch mit seiner Persönlichkeit aus diesem ungewissen, gewagten Kriege zurückgezogen. In freierer Kraft wirkte er, während er außer andern Generalen hauptsächlich auch Massena das Schicksal des Tages anvertraute. Ein besonnener Feldherr war Napoleon, und eben so Massena unter ihm.

Früherhin schon waren die Marschälle Soult, Ney,

Bessieres, Moncey, Lefevre, Mortier und Victor bei der französisch-spanischen Armee gewesen. Der Erfolg der französischen Waffen in Spanien und Portugal entsprach aber nimmer den Erwartungen des französischen Kaisers. Die Engländer ließen auf eine große Hauptschlacht sich nicht ein, so oft sie ihnen auch angeboten wurde, und die Spanier und Portugiesen mit ihren Guerillas waren durch die Junta so gut angeführt, daß sie in einzelnen, neckenden Gefechten und im Hinterhalt, welchen die spanischen Gebirge begünstigen, den Feind ermüdeten und aufrieben.

Wellington, der brittische Feldherr, beschränkte sich, als er die französische Armee ermattet und ermüdet sah, als der Muth der Spanier und Portugiesen immer mehr und mehr wuchs, darauf, eine feste Stellung einzunehmen, durch welche er die Hauptstadt Portugals deckte. Vergebens versuchte es Massena, ihn heraus zu locken. Alle Mittel der List, des Verraths, der Gewalt wurden versucht; Massena ließ seine Armee einige Male aufbrechen und in eiliger Schnelle sich zurückziehn; er vertheilte sie in entfernte Posten, welche aber schnell wieder zusammengezogen werden konnten; er ließ fabelhafte Gerüchte von dem Mißmuth seiner Truppen, und von den Krankheiten, welche unter ihnen herrschten, ausspreugen, so daß sie dem Feinde hinterbracht werden mußten; umsonst! Wellington ließ sich nicht täuschen, und blieb in seiner festen Stellung. Nicht allein, daß er überzeugt war, der Aufstand der Nationalen im Rükken der französischen Armee müsse diese bald aushungern, und der Succurs von jenseits der Pyrenäen sey ihnen abgeschnitten, so mußte er auch dem brittischen Grundsatz Folge leisten, daß er die brittischen Trup-

Digitized by Google

pen möglichst zu schonen habe, da England bei seinen ausgedehnten Besitzungen und bei der Unbeträchtlichkeit des Mutterlandes aus sich selbst an einem einzigen Ort dem Kriegsgott keine große Opfer bringen kann und darf.

Die Folgen dieses Manövers zeigten sich auch sehr bald bei der französischen Armee. Der Hunger stellte sich ein, die Folge davon waren epidemische Krankheiten, und Massena mußte nach dem Innern von Spanien sich zurückziehen; das Glück, dem er so viel vertraut hatte, schien ihn jetzt verlassen zu haben. Jetzt, als der brittische Feldherr sah, daß es mit dem Rückzug der Franzosen Ernst sey, brach er aus seinem verschanzten Lager auf, und verfolgte Massena, welcher die schwere Kunst des Rückzuges noch nicht gelernt gehabt; bis jetzt war er fast durchgängig nur siegreich vordringend gewesen. Bei diesem Rückzuge, wo Massena die Sierra Morena aufzusuchen schien, um sich wieder zu setzen, nahm ihm der Feind viele Nachzügler und entfernt schwärmende Piquets ab; der Marodeurs bei der französischen Armee gab es auch sehr viele, und diese alle fielen dem Feinde in die Hände. Wehe dem Einzelnen, der in die Gewalt der Spanier, der Portugiesen, der Guerillas kam! Die Geschichte muß schaudernd schweigen, die Grausamkeiten zu enthüllen, welche in einem gebildeten Jahrhundert von gebildeten Nationen gegen wehrlose Gefangene verübt wurden. — Die französischen Truppen waren noch mehr zusammengehalten, weil sie den Kern der Armee ausmachen sollten; allein von den Auxiliartruppen, den deutschen Rheinbündnern fielen sehr viele als traurige Opfer der spanischen und portugiesischen Volkswuth, denn diese

Deutsche waren sehr häufig dahin gestellt, was man im Kriege verlorne Posten nennt.

Napoleon, der den spanischen Feldzug so pomphaft angekündigt gehabt, und überhaupt jetzt in Verlegenheit zu seyn schien, was er mit der spanischen Königsfamilie anfangen solle, da ganz Europa sein Verfahren mißbilligte, hatte geglaubt in Massena seinen besten und glücklichsten Feldherrn zu der spanischen Armee geschickt zu haben. Um so unzufriedener war er jetzt, als ihm die Berichte wurden, und besonders tadelte er Massena in Hinsicht der Art des Rückzuges. „Dieser Rückzug sey übereilt" — meinte er — „Massena habe nicht die Talente und die Besonnenheit des jüngern Cyrus." — Massena wurde daher von der französisch-spanischen Armee abberufen, und es war ein schneller Wechsel derer, die an seine Stelle kamen. Mürat machte die Dispositionen nicht zu Gunsten des französischen Kaisers; Victor war noch der einzige, dessen Unternehmungen von Erfolg zu seyn schienen; späterhin aber hatte der spanische Krieg doch den für Frankreich unangenehmen Erfolg, daß die englisch-spanisch-portugiesische Armee über die Pyrenäen drang, Frankreich bedrohete und den Frieden erzwang.

Massena, nachdem er zurück berufen worden, äußerte in dem Mißmuth des Feldherrn sich hart gegen den französischen Kaiser. Er, der Lagergenosse Napoleons, dem so manches Geheimniß anvertraut gewesen, der als Liebling der Armee den Zorn des emporgewachsenen Kaisers nicht zu fürchten hatte, sagte ihm unter andern bei der ersten Zusammenkunft in St. Cloud: „Sire, den Befehl der spanischen Armee verlasse ich

gern, denn es ist dort kein Ruhm zu gewinnen; aber die Art, mit welcher ich — entlassen worden! die schmerzt mich tief. Glück und Verwegenheit haben ihre Gränzen, und ich würde diesen zermalmenden Krieg nie angefangen haben!" — „Darum sollen und werden Sie ihn auch nicht beenden," — erwiederte ihm Napoleon, — „und Sie werden wohl thun, wenn Sie für jetzt auf Ihre Güter gehn."

Massena war also entlassen, und ging auch wirklich auf seine Güter. Er legte den Kommandostab nieder. Es ist keinem Bedenken unterworfen, daß zwischen dem französischen Kaiser und Massena noch heftigere Reden als die angegebenen vorgefallen seyn müssen, denn ansonst würde der Kaiser den vielbewährten Waffengefährten nicht also indignirt haben; allein es ist mit Aechtheit über das Weitere nichts zu sagen. — Massena bezog den Marschallsgehalt und privatisirte, so zu sagen, auf kurze Zeit.

Napoleon, nimmer rastend, entflammte den Krieg von 1813 gegen Rußland. Des Rheinbundes gewiß, Preußen in seiner Gewalt habend, hatte er keinen geringern Plan, als mit einer Landmacht, welche seit Xerres Heer noch nicht wieder zusammengestellt worden, Rußland zum Frieden zu zwingen, und dann auf dem festen Lande durch Persien nach Ostindien vorzudringen, um den Hauptfeind der französischen Macht, die Briten, zu entnerven. Ehe dieser Krieg ausbrach, war Napoleon mit Massena wieder einverstanden, und letzterer blieb zwar vom Kriegsschauplatz fern, denn Napoleon traute ihm nicht mehr; allein in Kriegsthätigkeit wurde er wieder gestellt, und Massena befehligte fortan das

Digitized by Google

Lager von Boulogne, fern von den streitenden Heeren. Mit diesem Lager hatte übrigens Napoleon einen nicht unbedeutenden Plan. Sofern nämlich das Vorschreiten gegen Rußland von Erfolg war, und er England in seinen ostindischen Besitzungen von der Landseite her bedrängte, sollte dieses rasch zu vergrößernde Lager eine Mannschaft stellen, welche die Schiffe bestiege, um nach dem seiner Kräfte beraubten brittischen Mutterlande überzuschiffen. Der Plan war chimärisch genug, und Massena schien designirt zu seyn, ihn ausführen zu sollen. Allein an der Expedition gegen Rußland scheiterte nun gänzlich das Glück des französischen Kaisers, — ein Glück, welches ihm bisher doch immer ziemlich treu gedient hatte.

Die großen Schlachten in Rußland und Polen wurden geschlagen, und Napoleon sah sich genöthigt, über den Rhein zurückzugehn; allein dieser schützte ihn nicht. Der Feind verfolgte ihn rasch, und am 11. April 1815 sah er sich genöthigt, zu Gunsten der Bourbons der Krone Frankreichs zu entsagen, und nach Elba abzugehen. Persönlich sprach er Massena auf seinem Zuge durch das südliche Frankreich, so weit wir aus glaubhaften Schriftstellern es haben entnehmen können, nicht. Ob aber nicht schon damals Massena von einem künftigen Insurrectionsplane unterrichtet gewesen sey, das muß man dahin gestellt seyn lassen. Wahrscheinlich aber wird es, weil er sich fortan an die Häuptlinge der Insurrection, Napoleon als Kaiser wieder einzuführen, eng anschloß. — Das südliche Frankreich jenseits der Loire stand noch unter den Waffen, unentschlossen, ob es die dreifarbige oder die weiße Kokarde tragen solle. Massena mit den ihm Untergebenen trug die weiße Kokarde, und ging zu Lud-

Digitized by Google

wig den Achtzehnten über, welcher durch die Streitkräfte der großen Koalition des heiligen Bundes jetzt dahin gelangt war, den alten Thron der Bourboniden wieder in Besitz nehmen zu können. — Späterhin bestätigte der neue Regent von Frankreich Massena's Rang als Marschall des Reichs, und gab ihm ein eigenes Militärgouvernement im südlichen Frankreich, hier, wo Massena bekannt war, Liebe und Vertrauen gewonnen hatte.

Napoleon Buonaparte hatte indeß sein, bei seiner Abreise nach Elba gegebenes Wort, daß in einem Jahr die dreifarbige Fahne wieder auf Notre Dame wehen solle, erfüllt; er schiffte sich am 26. Februar 1815 ein, und landete am 1. März bei Cannes im südlichen Frankreich mit seiner kleinen Flottille. Sein rascher Gang nach Paris wird der Nachwelt ein Wunder erscheinen, und dieser rasche Gang beweiset, daß er vorbereitet seyn mußte. Der König Ludwig gab unter d. 7. März dieses Decret: „Napoleon Buonaparte ist für einen Verräther und Empörer erklärt, weil er sich mit bewaffneter Macht in dem Var-Departement eingefunden. Es wird allen Gouverneurs ꝛc. und selbst den bloßen Bürgern aufgegeben, auf ihn Jagd zu machen (de lui courir sus) ihn zu verhaften und ihn ungesäumt vor ein Kriegsgericht zu führen, welches, nachdem es seine Person erkannt, gegen ihn die durch das Gesetz verfügten Strafen verhängen soll. Mit gleicher Strafe und desselben Verbrechens schuldig sollen belegt werden, die Soldaten und Beamten von jedem Range, welche den gedachten Buonaparte bei seinem Einfalle in das französische Gebiet begleitet haben mögen ꝛc."

Digitized by Google

Massena, der das Königliche Militär-Kommando in Marseille um diese Zeit hatte, erließ am 9. März diese Proklamation: „Einwohner von Marseille! Verlaßt Euch auf meinen Eifer, und auf meine Anhänglichkeit an den König. Für ihn und seinen Thron will ich Leib und Leben lassen.“ — Wie zweideutig er aber handelte, wovon wir schon früher Winke gegeben haben, beweiset seine Proklamation vom 13. März, worin er zu Gunsten Napoleons sagt: „Die Sache der Bourbons ist auf immer verloren. Die gesetzmäßige Dynastie, welche die Nation adoptirt hat, wird den Thron wieder besteigen. Nur dem Kaiser Napoleon steht das Recht zu, unser schönes Land zu beherrschen. Mag der Bourbonsche Adel wieder auswandern oder ruhig in unserer Mitte bleiben; dies ist uns einerlei. Die Sache wird nicht mehr durch ihre unglückliche Gegenwart leiden. Sie wollten unsern militärischen Ruhm herabwürdigen, aber sie haben sich geirrt. Dieser Ruhm hat uns zu viel gekostet, um ihn je vergessen zu können. Soldaten! Die Zeiten sind vorüber, wo man die Völker nur beherrschte, um ihre Rechte zu unterdrücken. Die Freiheit siegt, und Napoleon wird sie befestigen. Mögten sich alle Tapfere, die ich kommandire, von dieser Wahrheit überzeugen! Ich habe Euch oft zum Siege geführt; jetzt will ich Euch zu jenen Tapfern führen, welche Napoleon nach Paris begleiten.“ —

Bei dem schnellen Vorrücken Napoleons nach Paris flüchtete die Königlich-Bourbonische Familie nach dem Flammändischen, vielleicht um die Seeküste sicher zu haben, und die alte Stadt Paris, welche seit vielen Jahrhunderten an die entfernten Nachfolger eines Meroväus, eines Clodowig, selbst eines Hugo Capet

gefesselt gewesen, wurde jetzt, wundersam genug, ohne alle Kraftanstrengung von den entarteten Enkeln verlassen, und zwar in flüchtiger Eil! —

Napoleon Buonaparte nahm den Thron der Franzosen wieder ein, und die Mehrzahl der Marschälle bestätigte er. — Massena blieb bei seinen unter beiden Regierungen ihm anvertraut gewesenen Abtheilungen im südlichen Frankreich. Er hatte hier, am Fuß der Pyrenäen Liebe und Vertrauen der Einwohner aller Klassen bereits zu gewinnen gewußt. — Die Schlacht von Waterloo gab den Exkaiser Napoleon unwiederbringlich verloren, und jenseits der Loire stand noch in zweideutigem Licht Massena, fast der Einzige, zu welchem Napoleon noch hätte Zutrauen fassen können. Massena schien dies zu erwarten, und seiner Sache gewiß zu seyn; daher sein zweideutiges Wesen in den ersten Zeiten, als Frankreich wieder von fremden Truppen überzogen wurde. Allein Napoleon war durch die Schrecken der Zeit den Andeutungen fremd geworden, und gab sich den Engländern blindgläubig hin. Er bestieg ein brittisches Schiff, und glaubte in dem Kabinet von St. James Schutz zu finden. Welche Täuschung zu einer Zeit, wo fast die ganze Welt zu Aufruhr gerüttelt war, wo alle Gränzen alter Ordnung nicht mehr galten, und ein neuer Weltgeist zu walten begann! Auf St. Helena wird Napoleon seinen übereilten Schritt bereuen. — Massena war zu dieser Zeit in und um Marseille, und nahm den Augenblick wahr. Die Truppen hingen ihm an, daher wußte man, wenn man ihn berechnete, die Wahrheit in seinem politischen Charakter nicht zu finden, indem die Partheien wechselten.

Digitized by Google

Allein endlich nahm in wohl geregelter, wohl gesicherter Ordnung Ludwig der Achtzehnte den Thron der Bourboniden wieder in Besitz, und Massena war der ersten einer, seine Treue den König glauben zu machen. — Ludwig, ein guter Regent, der aus Rücksichten die selbst meineidigen Anhänger Napoleon Buonaparte's zu gewinnen wünschte, nahm den Marschall Massena in dem frühern Verhältniß wieder an. — So blieb er in dem Dienst des neuen Regenten von Frankreich bis zu seinem Tode, welcher am vierten April Achtzehnhundert Siebzehn erfolgte. So rasch wie er gelebt hatte, starb er nicht; seine letzte Krankheit war sehr schmerzhaft, wie alle innere Entzündungen es seyn mögen. Allein er starb mit Ruhe und mit dem Vertrauen und der Resignation eines Helden!

Die Leichenfeyer wurde in Paris mit außerordentlichem Pomp begangen. Ganz Paris war in Bewegung, eine solche, lange nicht gesehene Festlichkeit anzuschauen. General Tibaut, ein Waffengefährte des Verblichenen hielt die Leichenrede in dem Umkreise so vieler, welche mit Massena so manche Waffenthat bestanden hatten, und von seiner Tapferkeit sowohl als von der Wahrheit seines hohen Gefühls erschüttert gewesen waren!

Auf dem Kirchhof Père la chaise wird jetzt ein Mausoleum für Massena, Fürst von Eßling, Herzog von Rivoli errichtet. Die Grundlage von gehauenen Steinen ist bereits gelegt, worauf ein Obelisk von kararischem Marmor errichtet werden soll, der in der Ausführung eine große Zierde der Umgebung seyn dürfte. Die vier Seiten des fünf Schuh hohen Fußgestelles

Digitized by Google

werden im Horelleff geschmückt. Auf der ersten Seite, nach Morgen hin, befindet sich Massena's Bildniß; auf der entgegengesetzten Seite sein Wappen, und auf den beiden andern Seiten zwei Marschallstäbe mit kriegerischen Emblemen. Der Obelisk, ohne den Seckel wird zwanzig Fuß hoch. *)

Ob nun wohl Massena ruhmwürdiger Erwähnung verdient? In seinem Kopf lagen große Talente, welche zu einer günstigern Zeit auch eine glücklichere Entfaltung gefunden haben würden. Nicht leicht wird einem Monarchen ein solches Feldherrntalent zur Hand gegeben, als Massena war! Krieg war sein Leben, seine Lust, und wo er nicht selbstständig handeln konnte oder mogte, da that er das Möglichste für den, dem er sich gedungen.

Massena war vermählt, und seine Gemahlin war, wie er, geringer Herkunft. Ein glücklicher und zärtlicher Gatte und Familienvater scheint er nicht gewesen zu seyn. Ueber seine Gemahlin sagt ein Journal: „Auch Frauen der Marschälle und Generale waren in den Bund der Verschwornen eingeweiht. Namentlich ist die Gemahlin des Marschall Massena auszuheben. Hätte sie noch weibliche Ehre aufzuopfern gehabt, sie würde sie nach dem Einzug der Verbündeten in Paris der Intrigue aufgeopfert haben. Nicht umsonst hatte Buonaparte sein Augenmerk auch auf den weiblichen Hofstaat gerichtet, wohl wissend, daß ein Weib oft mehr

*) Diese Arbeit ist unterbrochen worden, wird aber hoffentlich fortgesetzt werden.

Digitized by Google

vermag, denn eine Armee." Hiernach scheint es fast, als habe Massena seine Ehe nur als ein Bündniß zu den politischen Zwecken seiner Förderung benutzt gehabt, und diese Meinung fällt nicht ganz in das Unwahrscheinliche, wenn man den ehrsüchtigen Character Massena's erwägt. In den Lägern erwachsen, war ihm die Ehe wohl mehr Speculation, als bürgerlicher Vertrag.

Massena war ein großer, wohlgebildeter Mann. Sein Gesicht war sehr geregelt, und der Zug der Entschlossenheit war auf demselben vorherrschend. Ganz Soldat, war er wenig gewandt in der Rede des bürgerlichen Lebens. Es fiel daher an dem Hofe von St. Cloud oft auf, wenn er ohne alle Umschweife war. Allein der französische Kaiser wußte diese Manieren richtig zu würdigen, und Massena verlor durch kleine Verstöße gegen die Hofetiquette nichts von seinem wahren Gehalt bei ihm. — So wollte z. B. einstmals Massena den Kaiser sprechen in einer dringenden Angelegenheit. Der dienstthuende Kammerherr wollte ihn erst anmelden, und bat ihn, unterdeß Platz zu nehmen. — „Der Kaiser ist mein Kamerad! — sagte er, schob den Kammerherrn zurück und ging unangemeldet in das Kabinet des Kaisers, welcher diesen Verstoß gegen das Hofetiquett nicht bemerken zu wollen schien. — Bei einem Hoffest in den Zimmern der Kaiserin erschien Massena in Stiefeln und Sporen. Der Marechal du palais machte ihm diesen Verstoß auf eine feine Art bemerklich. „In dieser Tracht" — erwiederte Massena laut genug — „habe ich dem Kaiser manche Schlacht gewonnen, und ihn mit hieher geführt. Ich bleibe in der Tracht, weil ich nicht

Digitized by Google

weiß, ob ich dieser Stiefeln und Sporen nicht in dem nächsten Augenblick wieder bedarf." —

Massena war übrigens sehr mäßig in seinen Genüssen, und einfach, ganz militärisch in der Kleidung. Er trug sein dünnes Haar ohne besondere Anordnung, eine schwarze Halsbinde mit weißem Vorstoß, die Generalsuniform, und auch in den spätern Zeiten noch eine bis dicht unter den Halskragen zugeknöpfte Weste, welche vorhin nur die französischen Emigranten trugen. Seine Soldaten liebten ihn fast bis zur Vergötterung; er that aber auch alles für diese Soldaten. Er kannte jeden Einzelnen; er war strenge, ohne hart zu seyn, und im feindlichen Gebiet schien er Despot zu seyn, wenn er einrückte, weil er mit unerbittlicher Strenge alles forderte, was zu Verpflegung der Armee gehörte. Bald aber bemerkte der Feind, daß Massena unerbittlich in der Ordnung und Zucht seiner Soldaten war, und dann giebt jeder Feind gern. Daher sah man denn auch, seit die Franzosen unter Napoleon die schönsten Länder Europens durchstreiften, am liebsten Massena's Truppen, weil er der gerechteste gegen den Soldaten und gegen den Bürger war. Daher kam es, daß er in Italien und dann in Spanien, an der Gränze von Portugal eine so gefährliche Liebe unter den Nationalen sich erwarb, daß der französische Kaiser sich veranlaßt finden mußte, ihn abzurufen. — Außerdem wurde auch sein Armeekorps oft gewechselt, damit die Anhänglichkeit der Truppen an ihn nicht zu groß werden mogte. — Massena war es, der fast stürmisch Napoleon nach der Schlacht von Waterloo, als dieser unwürdig seiner Erhebung abdankte, aufforderte, Paris aufzugeben, und an der Loire sich gegen den Feind wie-

Digitized by Google

der aufzustellen. Es ist zu beklagen, daß der desfalsige militärische Bericht Massena's, der jene Gegenden genau kannte, nicht im Publikum erschienen ist. Allein, Napoleon nahm auf die Ermuthigungen seiner tapfersten Feldherrn keine Rücksicht, und gab sich entweder durch Uebereilung oder durch Intrigue den Engländern hin. — Massena zürnte darüber. Er war ganz Patriot, ganz freier Republikaner, denn er war aufgewachsen unter freien, republikanischen Ansichten. Dieser Lebendigkeit seines Gemüths wegen konnte Massena auch nicht zu Legationen gebraucht werden. Dazu kam denn auch, daß er der fremden Sprachen und der Feder nicht mächtig war. Die Worte wohlgeordnet zu setzen, das wurde ihm, besonders späterhin, nicht schwer.

Eigen ist es, daß er mit seinem Waffengefährten Napoleon so oft in Zwiespalt war. Woher kam das? Wir glauben! Napoleon erkannte das vorherrschende Genie von Massena, er erwog, daß wenn diesem Massena eine Armee anvertraut werde, er einen Erdball in Erschütterung bringen könne. — Daher waren Napoleon und Massena in feindlicher Reibung, weil der angestammte Genius des letztern dem des erstern sich nicht unterordnen konnte.

Massena hinterläßt eine Witwe und zwei Söhne. Seine Tochter ist an den Graf Reille verheirathet. — König Ludwig XVIII. hatte die Aufmerksamkeit gehabt, der Familie des Marschalls den Marschallstab zu übersenden, damit das Leichenbegängniß um so festlicher die Anerkennung der Verdienste geben möge.

Digitized by Google

Zum Schluß muß noch bemerkt werden, daß Massena zwar einer der ersten gewesen, welche bei der provisorischen Regierung dem König die Zustimmung geschickt gehabt, daß er aber der zu Toulon und Marseille im Jahr 1815 Napoleon proclamirte, durch die Deputirtenkammer angeklagt wurde. Die Anklage wurde aber niedergeschlagen, ohnfehlbar aus Gründen der Besonnenheit, um durch Bestrafung eines so wichtigen Haupts der Armee, die Armee selbst sich nicht zum Feinde zu machen. Massena hatte hiernächst in tiefer Zurückgezogenheit gelebt. — Solche Gewalt hat eine Armee! — — —

Digitized by Google

II.

Berthier.

„Ich sag' euch's, er spielt mit Königreichen, wie man mit Nüssen spielt!"

Shakespeare.

Digitized by Google

Digitized by Google

Berthier.

Alexander Berthier, Kaiserlicher Prinz, Herzog von Wagram, General-Major der großen Armee, Kommandeur der Ehrenlegion, vieler Orden Ritter — wurde im Jahr 1767 zu Versailles geboren. Sein Vater hatte eine Hofcharge, und Berthier erhielt eine feine, den damaligen Zeiten anpassende Erziehung. Diese Erziehung wurde nicht sowohl auf das Zeremonielle, als vielmehr auf das Wissenschaftliche gerichtet, und er machte, bei einem lebhaften, lernbegierigen Geist, darin auch bald bedeutende Fortschritte. Für das Kriegswesen war er von Jugend auf bestimmt, und kam in die école militaire. Von hier ab diente er bald als Offizier unter dem Corps de Genies; eine besondere Auszeichnung, weil nur die talentvollsten, mit Kenntnissen wohl ausgerüsteten Köpfe dazu gewählt wurden.

Digitized by Google

Der Krieg der nordamerikanischen Independenten brach aus, und Dr. Franklin hatte am 20. März 1778 die erste Audienz bei Ludwig zu Versailles, und bat um französische Unterstützung für die junge Republik. Die Unterstützung wurde ihm zu seiner großen Freude zugesagt, und der König von Frankreich wußte nicht, daß er durch diese Zusagung die Säulen aller Monarchien von Europa, und die der französischen zunächst untergrub. Am 16. December 1778 kam der erste Handelstractat zwischen Frankreich und Nordamerika zu Stande, und am 6. Februar 1779 wurde der förmliche Abschluß eines Trutz- und Schutzbündnisses vollzogen. Hiernach versprach Frankreich und die dreizehn Provinzen der vereinigten Staaten einander wechselseitig Hülfe, und keiner sollte ohne Wissen des andern Frieden machen, die Provinzen aber ihre Independenz behaupten. Dagegen entsagte in diesem Tractat Frankreich allen Ansprüchen auf Canada und Neu-Schottland, wenn diese Provinzen etwa während des Krieges den Engländern entrissen werden mögten. — Der Hof von Versailles meinte es sehr ernsthaft, in Amerika den Engländern eine Diversion zu machen. Eine französische Flotte legte sich vor Neu-York; Wind und Wetter hinderten die rasche Einnahme. — Wie sehr dem Hof von Versailles an der Förderung der nordamerikanischen Freiheit gelegen war, beweiset der Umstand, daß jener Hof den jungen Republikanern drei Millionen Livres vorschoß, wovon 750,000 Livres schon vor Vollziehung des Alliance-Tractats an Nordamerika gezahlt wurden. Franklin hatte das bewirkt.

In diesem Kriege war Berthier unter der französischen Division, welche den nordamerikanischen Freistaaten zur Hülfe gesandt war. An den Ufern des Ohio

erwarb er sich zuerst einige Auszeichnung. Seinem Talent blieb aber noch weit mehr vorbehalten. — Thatendurstig, wie er war, griff er bei dem Anfang der Revolution in Frankreich im Jahr 1789 bei Versammlung der Notablen die wahre Ansicht auf, und wandte sich zu der Sache der Freiheit, vielleicht nicht aus wahrer Ueberzeugung, sondern als Theaterheld. Die ersten Epochen der französischen Revolution zeichneten ihn vortheilhaft aus. — Von den Einwohnern von Versailles wurde er zu ihrem Major-General ernannt, und zeichnete als solcher sich besonders bei Einnahme der Bastille aus. Er bewies hier eine Tapferkeit, welche die Ernennung bewährte.

Eine jede Revolution fordert schwere Opfer, weil der allgemeine Geist aufgerüttelt ist, weil eine allgemeine Gährung in allen Verhältnissen entstanden. So war es auch damals in Frankreich. In Nancy und dessen Umgebungen waren Unruhen ausgebrochen; mehrere Regimenter waren aufgestanden, und zwar mit nicht unbedeutendem Erfolg. Der Endzweck ihres Aufruhrs ist unentschieden geblieben. — Es wurde von Paris ab Mannschaft nach Nancy beordert, allein der Aufruhr wurde nicht beschwichtigt, er wurde vielmehr bedeutender, man mußte Rücksicht auf ihn nehmen. Da sandte man Berthier hin, und dieser beschwichtigte zwar die Gegend, aber er schien bald in einem Todtenhause zu herrschen, denn mit einer Strenge, den Zeitumständen gemäß, ließ er viele enthusiastische Opfer dem Tode zuführen. Er war hier der Scherge eines sehr schweren Gerichts!! — Nachdem er dies ausgeführt, blieb er in seiner Position.

An Oestreich war von der französischen Republik

der Krieg erklärt, und die Sache wurde ernsthaft. Es berichtete Luckner am 29. Jun. 1792 — daß Belgien für Frankreich sehr unvortheilhaft gestimmt sey, daß die Oestreicher und Preußen mit Macht vordrängen, und daß er sich, um nicht abgeschnitten zu werden, nach Lille zurückzöge. — Es war dies ein ganz gewöhnliches Ereigniß; allein Berthier wurde dennoch von seinen Offizieren angeklagt, und der Marschall schrieb an das gesetzgebende Corps: „Berthier, der Chefs meines Generalstabes, welchen ich befehligte, hat mir eben die Nachricht gebracht, daß in einer Sitzung der Versammlung Briefe zu seinem Nachtheil vorgelesen worden sind. Ich muß also seinen Verdiensten und seinem Betragen glänzende Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Im Jahr 1793 war Berthier einer von denen, welche in dem Kriege oder vielmehr in den Gemetzeln gegen die Royalisten sich besonders auszeichneten. Grausamkeit, Vernichtung und Verheerung waren die Aufträge von der höchsten Gewalt, und Berthier war nicht der letzte, diese Aufträge zu erfüllen zu suchen. In der Vendee und in Toulon erinnert man sich seiner noch, und oft ließ er da, wo er hinkam, sehr blutige Spuren zurück. — Napoleon Buonaparte, durch Barras empfohlen, hatte am 5. October 1795 seinen Namen bei den ersten Gewalten von Frankreich bewährt, und im Anfang des Jahrs 1796 erhielt er von der Directorialregierung den Oberbefehl über die italienische Armee, welche eben jetzt in der mißlichsten Lage sich befand, und am 30. März 1796 übernahm er in Nizza als Scherers Nachfolger den Oberbefehl. Ein neuer Geist kam durch ihn in die ermüdete, von allen Kräften entblößte italienische Armee. Berthier eilte nach Italien,

Digitized by Google

und war dem jungen, wohlerfahrnen Feldherrn sehr willkommen. — An den Schlachten bei Milesimo, Mondovi und Ceva, welche der Obergeneral zu dem Erstaunen und Schrecken der Oestreicher in eilender Schnelligkeit lieferte, nahm Berthier nicht geringen Antheil. Selbst seine persönliche Tapferkeit bethätigte sich in diesem Waffengemenge. Buonaparte bewirkte, daß auf den Alpen die dreifarbige Fahne flatterte, und mit einem Stolz, der nur einem übermüthigen Sieger werden kann, drang er in Italien, dem reichen Lande großer Erinnerung, vor. Berthier war hier, wo Napoleon seinen Namen sich gewann, überall dessen treuer Waffengefährte. An den Schlachten von Milesimo, Mondovi und Ceva nahm er den thätigsten Antheil. Bei Lodi hatten sich nun die Oestreicher verschanzt; das Vordringen schien unmöglich zu seyn. Napoleon Buonaparte gebrauchte aber die alte Gewalt, und wagte den Angriff mit Aufopferung aller Kraft. Es war hier, wo das Meisterstück geliefert werden sollte, ein và banque zu wagen. Es ist bekannt, wie Buonaparte über die Oddabrücke setzte (10. October) und wie er darauf am 12. October in Cremona und am 13. in Pavia siegreich einzog. — Der Sieg wechselte nachher, und obschon die Franzosen nachher bei Salo, Trento und Roverédo nicht geringe Vortheile erfochten hatten, so war doch ihre Lage sehr mißlich, und eigentlich ein Wagstück. Buonaparte warf sich in diesem entscheidenden Augenblick auf Mantua, und trennte wenigstens die feindlichen Heere. Berthier schrieb damals an seine Befreundeten: „Wir sind seit acht Tagen zu Pferde, unsere Thiere sind beinahe todt von Strapazen, auch unser Physisches ist beinahe ganz zerstört, aber der Geist ist stark. Wir müssen den Feind zertrümmern,

ehe wir uns Ruhe gönnen. Gott befohlen; ich steige zu Pferde."

Buonaparte sandte, nachdem er über den Minzio gegangen war, und nach der Schlacht von Lodi die Oestreicher zu Friedenstractaten gezwungen hatte, Berthier nach Paris. Dieser Auftrag bezeichnete den ausserkohrnen General, welcher an den merkwürdigsten Gefechten den thätigsten Antheil genommen, und auch Paris that alles Mögliche, diesen bedeutenden Feldherrn mit allen Ehren zu empfangen. Der Friedenstractat, welchen Berthier mitbrachte, war sein größtes Pannier, und in allen öffentlichen Reden wurde er glanzvoll gepriesen.

Zu Mayland, wo Berthier am Ende des Jahres 1797 seine militärische Station hatte, erhielt er den Befehl, die französischen Truppen gegen Rom zu führen, wo der französische General Dúphot auf eine schändliche Weise umgebracht war. Er vollführte diesen Auftrag mit einer nur allzu gewissenhaften Strenge, ganz im Geist derer, welche ihn gegeben. Er zog das Heer von 23000 Mann zusammen, kam am 28. December in Rom an, stürzte die alte Verfassung, und haranguirte vom Kapitol selbst das versammelte Volk, die alte Republik der Römer wieder herzustellen, und der Größe ihrer Vorfahren sich würdig zu zeigen. — In Rom gefiel sich Berthier sehr wohl, und nahm als Befehlshaber seinen Platz auf der Engelsburg ein. Der größte Theil der Soldaten war ihm sehr zugethan, und eben so neigten sich viele Römer ihm an, weil er mit kluger Besonnenheit den Charakter dieses entarteten Volkes zu benutzen wußte. — Die Zahlung des Soldes, dieses

erste Heft, eine Armee zusammen zu halten, blieb aus, und trotz aller mit despotischer Strenge durchgeführten Requisitionen konnte Berthier die Unruhen in seiner Armee nicht mehr hemmen. Die Mißvergnügten benutzten diesen günstigen Augenblick, sich aufzulehnen. In einem Aufruhr wurden die französischen Wachtposten umgebracht, und die Rebellen hatten schon die sixtinische Brücke in Besitz genommen. Berthier ließ sogleich alles unter die Waffen treten, besetzte die Porta romana mit auserlesener Mannschaft, und glaubte nun die Ruhe wieder hergestellt zu haben. Allein der Gährungsstoff hatte sich noch nicht vollständig entwickelt. Die Insurgenten griffen noch einmal die Engelsburg an, und wurden geworfen. Was mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, ließ Berthier ohne alle Schonung erschießen, und die Geschichte schweigt über die Zahl dieser, dem Tode gebrachten Opfer.

Durch Brune wurde Berthier von seinem Posten abgelöset, und zwar um deswillen, weil er im Allgemeinen das Vertrauen der Soldaten nicht besaß, weil er mehr speculirender Krieger als tapfrer Degen war. Er ging nach Paris, und wurde Cheff des Generalstabes bei der gegen England bestimmten Armee. Man kennt die Masken, welche in den französischen Häfen gegen England gemacht wurden, um den brittischen Flotten in ihren bedeutenden Stellungen zu entrinnen, und eine Diversion in den Südländern zu machen. Ein Erfolg, wie ihn die Geschichte kaum kennt, begleitete die französische Seemacht, unter Buonaparte's Oberbefehl. Cheff des Generalstabes war bei dieser höchst wichtigen Expedition Berthier. Problematisch wird es übrigens immer bleiben, ob die Expedition nach Egypten und

Syrien politisch berechnet war, oder ob nicht vielmehr Frankreich unter Barras sich von den italienischen Helden debarassiren wollte. Berthier war Buonaparte's Freund geworden, und theilte mit ihm Glück und Unglück im Kriege, und alle Gefahren der Ermüdungen des Ehrgeitzes, des Stolzes und der Herrschsucht. Wenn auch sein Meister ein höheres Ziel vor Augen hatte, so wußte Berthier doch auch sein Ziel, welches er — freilich zerstörte, weil er es nicht vollendet erreichen konnte. — Der englische Contre-Admiral Nelson beobachtete die französische Flotte, aber sie entschlüpfte ihm doch, eilte bei sehr günstigem Winde auf Maltha, nahm, wie im Fluge la Valette, und zwar am 12. Juni 1798, nachdem die französische Armee nur seit d. 6. Juni davor gelegen hatte. Die Kapitulation, wodurch diese ungeheure Felsenveste an Frankreich überging, war nicht besonders ehrenvoll für die Ritter, und am ersten July 1798 drangen die Franzosen, nachdem sie sich vor Alexandrien gelegt hatten, rasch ein, und faßten hiernach einen guten Standpunkt in Egypten, während Nelson, getäuscht, erst zu spät die feindliche Flotte auffand. Man hatte in Frankreich absichtlich den Zweck dieser Seerüstung verheimlicht gehalten, und er bezweckte nichts geringers, als England in seinen gesammten indischen Kolonien anzugreifen. Das sehr auserlesene Heer der Landtruppen, welche das Geschwader der französischen Schiffe faßte, die am 9. May 1798 von Toulon ausliefen, betrug 30,000 Mann. — Die Proclamationen im Lande zu besorgen, das war nun Sache des Cheffs vom Generalstabe, und man mag hiernach berechnen, wie werkthätig bei diesem mißlichen, gewagten Verhältniß Berthier seyn mußte. Am 7. July brach die Armee nach Cairo auf. Der Bey Ibrahim wurde geschlagen, der Bey

Digitized by Google

Murad mit seinen Mamelucken gleichfalls an den Pyramiden, und am 22. July zogen die französischen Truppen siegreich in Cairo ein. — Egypten wurde nun förmlich organisirt, und Berthier als Cheff des Generalstabes hatte hierbei wieder das mehreste zu thun, und war in den mißlichsten Verhältnissen. — Die Franzosen triumphirten schon; allein am 1. August erschien der brittische Contre-Admiral Nelson mit seiner Flotte vor Alexandrien, und vernichtete in einer gewaltigen Seeschlacht die französische Flotte so stark, daß nur zwei Fahrzeuge nach Maltha zu entschlüpfen vermogten. Diese Schlacht hatte viel ähnliches mit der Schlacht des Arminius gegen die römischen Legionen in den deutschen Wäldern, nach deren Erfolg Cäsar Augustus ausrief: Varus! Varus! Gieb mir meine Legionen wieder! —

Napoleon suchte diesen großen Unfall der Armee so viel als möglich einflußlos darzustellen, und Berthiers Armeeberichte trugen nicht weniges dazu bei, die Truppen bei dem mühseligen Kampf, welcher noch bevorstand, voll Vertrauen zu ihren Feldherrn zu erhalten. Am 12. September erklärte die ottomannische Pforte den Krieg gegen Frankreich, während das französische Heer, trotz dem Verlust zur See, und fast ganz von dem Mutterstaat abgeschnitten, immer weiter nach Syrien vordrang. Berthier kam mit Buonaparte wegen des verwegenen Beginnens einigemal in sehr lebhaften Wortwechsel, allein der Wille des Oberfeldherrn forderte Gehorsam. Viele Franzosen, mehrentheils die Nachzügler der Armee fielen auf diesem Marsche durch den Hinterhalt, den die Beduinen überall gelegt. — Am 7. October schlug der französische General Desair bei Sedman den Murad Bey aufs Haupt, und

am 21. October stillte Berthier eine in Cairo ausgebrochene Empörung, wobei er freilich viele Menschen opferte, denn die Pforte unterstützte die Insurgenten.

Nun finden wir Berthier auf dem Marsch nach Syrien wieder. Ibrahim Bey hatte bei Gaza eine Macht gesammelt, und wurde von dem Pascha von Acre unterstützt. Am 22. December ging die Bewegung von 12,000 Mann vorwärts, und am 18. Februar 1799 trafen diese Truppen vor El-Arisch ein, welches am 20sten überging, und eben so am 25sten Gaza. Jaffa wurde am 6. März mit Sturm genommen, und Berthier war Zeuge der Grausamkeiten, welche die siegreich eindringende Armee nun verübte, ohne diese Grausamkeiten hindern zu können und zu wollen. Panisches Schrecken sollte durch diese ganze Expedition unter den Morgenländern verbreitet werden; das war Plan und Zweck der ganzen Expedition, welche über das Romaneske hinausgeht, und an Donquirottiaden erinnert. Am 18. März stand die Armee vor Acre, welches von der Seeseite Sir Sidney Smith tapfer vertheidigte. Die auf dem Zug durch die Wüste sehr geschwächte französische Armee schlug zwar am 25. April am Berge Tabor einen Haufen Mamelucken, mußte aber doch die Belagerung von Acre endlich aufgeben, und den Rückmarsch antreten. Der Obergeneral freilich wollte durch die verwegensten Versuche das Unmögliche möglich machen; Berthier war es, der die Generalität versammelte, und auf den Rückzug drang. Am 21. Mai wurde er angetreten. Die Rache feyerte nun ihr Freudenfest, den Mord des Waffenlosen, Unzucht, Brand, Raub und alle Laster eines unwürdigen Krieges bezeichneten die Spur, auf welcher die rachedurstenden Fran-

Digitized by Google

zosen zurückgegangen waren. Landstriche, welche Frankreich dem Namen nach nicht kannten, wurden verwüstet, und hinter den abziehenden Truppen loderten gewöhnlich die Dörfer, Weiler auf, und zuckten viele Asiaten im Todeskrampf. Nach Jahrhunderten noch werden diese Völker die Geschichte jenes Rückmarsches erzählen, und das fremde Volk verfluchen, und rachedurstenden Herzens die Greuelthaten, welche begangen, zu strafen suchen. Die Welt ist dem Wechsel unterworfen; wer weiß, ob dieser Zeitpunkt nicht eintritt! Berthier war nicht der menschenfreundlichsten einer auf diesem, die Menschheit empörenden Rückzuge. Ganz Franzose, ganz an den Geist, der durch Buonaparte's Einwirken ihn beseelte, gefesselt, war er ein Wüthrich, wenn es galt, den Namen der Republik aufrecht zu halten. Dazu kam der Ehrgeiz, dieser Tyrann der menschlichen Natur, der alles Gefühl mit Füßen tritt! Jaffa wurde auf diesem Rückzuge geschleift, und das ganze, leider sehr bedeutende französische Lazareth durch stillen Befehl des Obergenerals vergiftet! Er wollte sich dieser Kranken auf einmal entledigen. — Am 14. Juni traf die sehr geschwächte Armee in Cairo ein, und am 26. Juni nahm er das Fort wieder, welches unterdeß die Osmannen erstürmt gehabt hatten. Bei allen diesen, an das Abentheuerliche gränzenden Thaten war Berthier Theilnehmer und mitwirkend gewesen.

Luzian Buonaparte war seines Bruders thätigster Unterstützer, obschon dieser Luzian nachher vielleicht verkannt wurde, oder von dem Souverain verkannt seyn wollte. Genug, Luzian schickte dem Obergeneral Buonaparte über England Nachricht von der damaligen Lage der französischen Republik. Napoleon Buonaparte war

Digitized by Google

im Gefolge dieser Nachrichten des entschiedenen Entschlusses, nach Frankreich zurückzukehren, und die Armee ihrem Schicksal zu überlassen. Am 23. August schiffte Buonaparte in Egypten sich ein, und der Cheff des Generalstabes, Alexander Berthier, war sein Begleiter. Dieses Entschlüpfen von der orientalischen Armee scheint wohl berechnet gewesen zu seyn; der Erfolg rechtfertigte es. — Durch eine Verwegenheit, welche nur den Corsen und den Corsaren gelingen mag, entschlüpfte die kleine Flottille der brittischen Aufmerksamkeit im mittelländischen Meere, und am 30. September befand sich Buonaparte auf Corsika in Ajaccio, wo er alles daran setzte, diese Insel der französischen Oberherrschaft dauernd zu gewinnen. Am 9. October stieg er mit seinen Begleitern an der südlichen Küste von Frankreich, bei Frejus, dort wo er späterhin zum zweitenmale ausstieg, mit seinen Begleitern an das Land. Seine Reise nach Paris war ein Triumphzug; Berthier theilte diesen Triumph. — Am 14. October kam er in Paris an, und Berthier theilte fortan als Buonapartes treuer Freund alle die Gefahren, welchen dieser sich unterzog. Rachedurstend war er nämlich, und zwar mit Recht, nach Paris zurückgekommen, weil das Directorium, sich selbst mästend, die französischen Armeen im Auslande absichtlich vergaß.

Schon früher hatte Berthier mit dem Abt Sièyes in genauem Verhältniß, wenn auch nur schriftlich gestanden, und dieser furchtbare Mensch war es auch jetzt, welcher Buonaparte, und mit ihm Berthier hervor an das Ruder riß. Am 9. November 1799 zerstörte Buonaparte's Soldatengewalt die bestehende Verfassung, und sprengte eben so schnell darauf in St. Cloud den

Rath der 500 auseinander, wobei ihn, der die Besonnenheit verloren zu haben schien, der Präsident des Senats, sein Bruder Luzian und ein Grenadier allein retteten. — Napoleon Buonaparte, Sièyes, und Roger Ducos traten am 11. Februar des folgenden Jahres ihr Amt als Konsuln an; Berthier blieb Chef des Generalstabes.

Nun ging es Schritt vor Schritt von Napoleon Buonaparte weiter, sich zu erheben, und Berthier behielt er immer in seiner Nähe, ihn, der so wirksam zu seiner Erhebung gewesen war. — Auf allen Stuffen, bis zu der Kaiserwürde begleitete Berthier seinen Freund Buonaparte. Letzterer vergaß den nicht, der ihm bei Marengo die fröhliche Nachricht gebracht hatte, daß bei den Oestreichern zum Rückzug geschlagen werde — worauf ihm Buonaparte nur antwortete: „Sie sagen mir das nicht mit kaltem Blute, General! —

Buonaparte vergaß bei seiner Erhebung zu einer glanzvollen Würde, welche ganz Europa in Erstaunen setzte, den Mann nicht, der in drei Welttheilen sein Freund, sein Rathgeber, sein treuer Waffengefährte gewesen war. Berthier wurde bei der Erhebung Napoleons Kriegsminister, und demnächst auf einen sehr ehrenvollen Posten als Gesandter nach Spanien geschickt, wo ihm von dem Madriter Hofe die größten Auszeichnungen wurden. Mit glücklichem Erfolg seiner Sendung kehrte er nach Paris zurück, und nahm die Stelle als Kriegsminister wieder ein, zu einer Zeit, als Napoleons Glanz höher und immer höher zu steigen begann.

Napoleon hatte die Republik Frankreich, um de-

Digitized by Google

rentwillen ungemessene Ströme Blutes vergossen waren, in ein Kaiserthum verwandelt, er hatte es vermogt, den heiligen Vater von Rom selbst nach Paris zu citiren, damit er ihn salbe, und am 19. May 1804 setzte er selbst sich die Krone auf. Berthier wurde hierbei nicht vergessen. Napoleon ernannte ihn zum ersten Marschall des Reichs, zum Großjägermeister und zum Großkreuz der Ehrenlegion, welche Napoleon als eine Stiftung, die mehr denn eine Armee galt, angeordnet hatte.

In dem Feldzuge gegen Rußland und Oestreich von 1805, welcher am 2. December mit der Schlacht von Austerlitz endete, führte Berthier wieder den Generalstab mit dem glücklichen Erfolg, den die Welt kennt. Der, für Frankreich so glorreiche Friede wurde geschlossen, und Berthier hatte nicht geringen Theil an diesem, die ganze Welt in Erstaunen setzenden Feldzuge. — Preußen, ein Land, welches bandlos im Ball der Fortuna ein namhaftes Land geworden, hatte mit gewaffneter Macht jenem Kriege ruhig zugesehen, und zog sich nach der Schlacht von Austerlitz zurück, obschon es vielleicht jetzt noch in seiner Gewalt gestanden hätte, durch sein Hinzutreten zu der russisch-östreichischen Koalition die französische Heersmacht in eine sehr gefährliche Lage zu bringen. Bezaubert von diesem unerwartet schnellen und glücklichen Feldzug, breitete sich der französische Kaiser immer weiter in Deutschland aus, und er vergaß es auf der einen Seite dem Berliner Hofe nicht, daß dieser ihn so gefährlich bedroht hatte, auf der andern Seite hielt er denselben jetzt mehr als jemals unentschlossen zum Kriege. Im Sommer 1806 wurden die Anmaßungen Frankreichs immer unerträglicher, und Preußen rüstete sich zum Kriege, wenigstens den Nor-

den von Deutschland gegen die Eingriffe Frankreichs, wo alle Vorstellungen der Güte vergebens waren, zu schützen.

Berthier, der schon in dem Kriege gegen Oestreich und Rußland als Cheff den Generalstab befehligt hatte, war unterdeß am 31. März 1806 von dem Kaiser Napoleon zum Herzog von Neufchatell erhoben worden. Neufchatell und Valenzin sind eigentlich preußische, in der Schweitz belegene Besitzungen, deren der französische Kaiser mit Art von Willkühr sich bemächtigt hatte. — Wer den Begriff von einem Generalstabe hat, der weiß, daß dieser die Feder des Kriegsuhrwerks, das Ganze innere Selbst des Krieges ist. Die Räder müssen laufen, in einander greifen, wie die Feder die Spannkraft giebt, und der Cheff des Generalstabs ist daher oft viel bedeutender als der Cheff der Truppen. Jener hat den Plan zu bilden, dieser hat nur die Ausführung; jener ist also selbstschaffend, dieser mehr Maschine. Es ist bekannt, daß unter der Regierung des französischen Kaiser Napoleon sein Generalstab der musterhaftesten einer durch ganz Europa war; der Erfolg hat es gelehrt. Berthier als Cheff dieses Generalstabes, der oft sein Thun und Treiben in Geheimniß hüllt, hat viele neue Einführungen zu dessen Vervollkommnung gemacht, welche jetzt von andern militärischen Mächten nachgeahmt werden. Daß also Napoleon Berthier's großes Verdienst um die Armee anerkannte und kaiserlich belohnte, ist ein Zeichen mehr von seiner richtigen Berechnung.

Napoleon war sehr erbittert über die preußischen Kriegsrüstungen, denn er hatte schon einen großen Theil seiner Heeresmacht in den Häfen versammelt, um wirk-

Digitized by Google

lich eine Landung in England zu versuchen. Preußen ahndete nicht, daß er so schnell seine Truppen nach Deutschland werfen würde, und hatte im Spätherbst am Thüringer Walde mit einer nicht zu großen Macht sich aufgestellt, die russischen Kolonnen gemach erwartend, um dann dem Feinde gegen Franken und Schwaben hin entgegen zu gehen. — Berthier war wieder Chefs des Generalstabes der französischen Heeresmacht, die in fünf Kolonnen unerwartet schnell in Deutschland vorbrach, den preußischen Vortrab am 10. October 1806 bei Saalfeld schlug, am 14. October die preußische Armee bei Auerstädt und Jena zur Schlacht zwang, und in dieser Schlacht eine Armee zersprengte, welche lange den Ruhm großer Feldherrn bewährt gehabt. — Siegestrunken rückte die französische Armee vor; Napoleon, Berhier mit ihm, gingen schon am 18. October bei Dessau über die Elbe, um nach Berlin zu eilen. Keine Waffenmacht, keine Reserve stellte sich dem französischen Heer mehr entgegen, nachdem die erste Reserve bei Halle an der Saale auch bald geschlagen war, und vor die Elb-Festungen ließ Berthier nur geringe Mannschaften legen. — Magdeburg, eine Feste, von der man, wie Wallenstein von Stralsund sagt, sie ist mit Ketten an den Himmel gebunden, fiel unwürdig nach kurzem Berennen am 11. November mit 22,000 Mann Besatzung in die Hände des Siegers, eben als Napoleon von Berlin aus, um den Krieg mit Rußland zu vermeiden, den Frieden mit dem König von Preußen, der die Dislocation bis an die Weichsel bereits bestimmt hatte, abschließen wollte. — Nun aber Magdeburg gefallen war, nun die Elbe Eigenthum der Sieger war, rieth besonders Berthier dazu, den Krieg fortzusetzen. Napoleon hörte gern den

Rath dieses besonnenen Mannes, und folgte ihm in der Regel; so auch hier.

In weiter Ferne war kein Feind zu sehen; die Oderfestungen gingen schnell über, ein zusammengerafftes Korps mußte bei Prenzlow kapituliren, und der Weg gegen Rußland stand nun offen. Pohlen, nach Freiheit strebend, erwartete mit Sehnsucht die Franzosen. Die Proklamationen, welche an die Pohlen ergingen, sind aus Berthier's Feder geflossen, und er war es, der dem französischen Kaiser es widerrieth, den Kosciusko den Pohlen in Person zu zeigen; — ein feiner Kunstgriff, das Land die Freiheit ahnden zu lassen, um es zu Kaiserlichen Zwecken zu benutzen. — Bis zum Tilsiter Frieden war Berthier unermüdlich gewesen, und seine weisen Einrichtungen hatten den französischen Waffen nicht geringe Vortheile verschafft. Nachdem die Armeen sich zurückgezogen hatten, und der Kaiser von Frankreich wieder in Paris angekommen war, ernannte er den Cheff des Generalstabes, Alexander Berthier zum Viceconnetable des Reichs und zum Kaiserlichen Prinzen.

Das Jahr 1808 ging ruhig hin; die französischen Waffen waren zu furchtbar geworden, und die Aufmerksamkeit des französischen Kabinets war zu schlau und emsig, als daß schon jetzt eine neue Koalition sich hätte bilden können. In diesem Jahr hatte Berthier Ruhe, und er benutzte sie, sich um Marie Elisabeth Amalie, Tochter des Herzog Wilhelm von Bayern-Birkenfeld, geboren den 5. May 1784, zu bewerben. Diese Prinzessin ward ihm zu Theil, und mit fürstlichem Pomp führte er sie bei dem französischen Kaiserhofe ein.

Digitized by Google

Oestreich, welches zu Ende des Jahrs 1806 dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen ruhig zugesehn hatte, war jetzt der Anmaßungen müde, welche Frankreich sich erlaubte, und im Jahr 1809 entwickelte sich ein zwischen Frankreich und Oestreich mit vielem Eifer und mit den größten Kraftanstrengungen geführter Krieg. Auch hier leitete Berthier wieder den Generalstab der französischen Armee, und ganz besonders zeichnete er sich durch seine Dispositionen vor und bei der Schlacht von Wagram aus, so daß der Kaiser von Frankreich ihm den Titel eines Herzogs von Wagram zulegte.

Wie sehr Napoleon ihn ehrte, beweiset der Umstand, daß Napoleon, der in Schönbrunn das Gemälde der Kaiserlichen Tochter bewundert hatte, Berthier, nach hergestelltem Frieden im Jahr 1810 nach Wien sandte, als Großbotschafter des Kaisers von Frankreich, um die Kaiserliche Prinzessin Marie Luise, Tochter Kaiser Franz I. zu werben. — Am 5. März hielt er in Wien einen festlichen Einzug, und es ist der weiteren Auseinandersetzung nicht werth, zu bemerken, daß Napoleon, er der Emporkömmling, dafür gesorgt haben werde, mit orientalischem Pomp seinen Gesandten in dieser wichtigen Angelegenheit bei einem alten, glanzvollen Kaiserhause auszurüsten.

Die Festlichkeiten in Wien waren der großen Verbindung mit Frankreich, welche eine ganze Welt in Erstaunen setzte, sehr glänzend, und Berthier geleitete nachher die Kaiserliche Gemahlin nach Frankreich. Der Kaiser ernannte ihn zum Major-General der französischen Armee (ein Rang, der sehr selten gegeben wird) und zu dem General-Obristen der Schweitzer Truppen.

Digitized by Google

Diese Schweitzer hatten, wie zu den Zeiten der Bourbons, den Dienst im Pallast, und ihr General-Obrist war also Herr des Pallasts. Zu den Zeiten der Bourbons war diese Ehrenauszeichnung auch in der Regel einem Königlichen Prinzen aufbewahrt gewesen. Bemerkenswerth ist hierbei, daß die Leibgarden der französischen Könige und dann des Kaisers nicht Nationalen, sondern Schweitzer waren! Ein sicherer, trauriger Beweis davon, daß der Regent der Nation sich, seine Person und seine Familie nicht anvertrauen darf! Man hat aber diese Sitte, von Ausländern sich bewachen zu lassen, auch fast nur in Frankreich.

Napoleon war in der Macht zu einer riesenhaften Höhe emporgewachsen, und sein großer Plan ging dahin, Rußland zu zwingen, mit ihm zu gehn, und zu Lande in Ostindien die Britten zu vernichten, dieses stolze Volk, dem er auf dem Meer unnahbar war. Berthier rieth ab, bewies mit großem Eifer die Unmöglichkeit, mindestens aber die große Gefährlichkeit bei der Ausführung; allein Napoleon beschloß den Feldzug gegen Rußland von 1812, der an Xerres erinnert. Berthier führte hier wieder den Generalstab, und in welcher mißlichen Lage mag er gewesen seyn, da die Specialcharten der Ingenieur kaum bis an die Weichsel gingen! Alles war aufgewendet, die Localität des großen russischen Reiches genauer kennen zu lernen; aber bis Petersburg reichten diese Nachrichten wohl; jenseits war man unbekannt, und wurde ein Opfer falscher Traditionen.

Berthier war als Cheff des Generalstabs an den Ufern der Beresina, hier wo ihm alle Nachrichten man-

Digitized by Google

gelten, in der größten Verlegenheit. Dem Gott des Todes wurden schwere Opfer gebracht. Wenn noch irgend die große, aus 500,000 Mann bestehende französische Armee auf diesem nordischen Feldzuge, wo Klima und Sinn der Nationalen nicht berechnet waren, gerettet wurde, so hatte Berthier mit seiner immer regsamen Geschäftigkeit ein bedeutendes Antheil daran. Berthier war es ganz besonders, der mit einer fast zu dreisten Bestimmtheit dem französischen Kaiser widerrieth, bei Dresden sich aufstellen zu wollen; er war es, der durchaus begehrte, an dem Rhein die Armee zu sammeln, und dort die Besatzungen der Festungen an sich zu ziehen, um mit ihnen eine Artillerie dem Feinde wieder zeigen zu können. Allein Napoleons Ehrgeitz litt das nicht, und so entfaltete sich die dreitägige Schlacht von Leipzig, welche Deutschland seinen angestammten Fürsten wieder gab, und die alte Ordnung der Dinge herstellte. Napoleon zögerte zu Fontainebleau für den entscheidenden Augenblick sich zu bestimmen, ob er resigniren, oder vielleicht an den Ufern der Loire eine neue Armee sammeln solle, während die Feinde in Paris siegreich eingezogen waren. In den ersten Tagen des April 1814 war Berthier noch bei ihm, und unentschieden mußte man ihn betrachten, ob er dem alten Feldherrn, der ihn erhoben, auch im Unglück folgen, oder ob er dem Hause der Bourbons, wo eine ehrenvolle Anstellung ihm nicht entgehen konnte, sich widmen solle. In dieser mißlichen Lage schrieb er von Fontainebleau ab unter d. 5. April 1814 an seine Gemahlin, welche damals sich auf dem Schloß Chambord ohnweit Blois, wohin die Regentschaft sich geflüchtet hatte: „es begeben sich hier sonderbare und außerordentliche Dinge; hoffentlich erhalten wir den Frieden auf immer,

und wenn ich auch genöthigt werden sollte, Titeln und einem Range zu entsagen, der mich einigermaßen Deinem Range würdig machte, so tröste ich mich mit Deiner Liebe und Anhänglichkeit, auf die ich sicher baue, und die ich als mein einziges sicheres Gut betrachte. Vermeide übrigens, diejenigen zu sehen, die von Paris kommen."

Aus den letzten Worten dieses mystischen Briefes geht es ganz deutlich hervor, daß Berthier zu Fontainebleau, als Kaiser Napoleon durch die Entsagungsacte vom 11. April 1814 dem Drang der Nothwendigkeit weichen mußte, in die Mysterien der Verschwörung eingeweiht worden, welche ein Jahr darauf Frankreich nicht allein, sondern den größten Theil von Europa erschütterte. — Am 9. April ging er nach Paris, und zeigte sich den Bourbons. Ludwig XVIII. bestätigte ihn als Marschall des Reichs, allein der bedeutende Einfluß in der Nähe des Thrones, den er vorhin gehabt hatte, fiel jetzt weg, denn Graf Blakas, der allgewaltige Minister stand ihm, wie vielen andern Emporkömmlingen entgegen. Berthier war der Mann nicht, der den Stolz eines Uebermüthigen, eines ci-devant ertragen konnte! — Ein Opfer, welches er, um dem Hause der Bourboniden seine Ergebenheit zu bezeigen, brachte, war, daß er im Sommer 1814 seiner Souverainität auf Neufchatell (Neuenburg), welches nunmehr an Preußen wieder zurückfiel, entsagte.

Als Napoleon von Elba entkommen, in Frankreich wieder landete, und mit reißender Schnelligkeit Paris gewann, und das ganze, große Frankreich wieder sein nennen konnte, war Berthier in einer mißlichen Verle-

Digitized by Google

genheit. Mit Anstand konnte er dem Dienste der Bourboniden sich nicht entziehn, und doch rechneten die Buonapartisten auf ihn. Da trat die schnelle Abreise des König Ludwig XVIII. und seiner Familie ein; Berthier war im Gefolge dieser voreiligen Flucht, allein er mußte darauf vorbereitet gewesen seyn, denn er hatte seine Gemahlin schon früher in die deutschen Länder abreisen lassen. Talleyrand, ein genauer Vertrauter des Prinz Berthier, hatte gleiche Sorge getragen. — Sein Wesen war zweideutig. — Er begleitete den König Ludwig nach Flandern, und Napoleon ließ auf Berthiers Güter einen Sequester legen, der aber sehr bald zurückgenommen wurde. Er war eine Scheingestalt der Freundschaft. General Macdonald eilte, in den französischen, neuen Kaiserlichen Moniteur die Nachricht setzen zu lassen: „daß der Prinz ihm mündlich die Zusicherung gegeben habe, er wolle seine Familie von Bamberg abholen, und dann nach Frankreich zurückkehren."

Ueber den eigentlichen Zweck der Beschäftigungen Berthiers in London, als er Ludwig XVIII. nach Flandern gefolgt war, schwebt ein Dunkel. Er erhielt von Ludwig XVIII. auf unbestimmte Zeit Urlaub, und reisete zu seiner Familie nach Bamberg. Ohne daß er es ahndete, wurde er unter geheime Aufsicht gestellt, und schon in einem Brief vom 27. May nahm er von Ludwig XVIII. Abschied, ein Brief, worin er hatte sagen wollen, daß er nun auch öffentlich zu Napoleon wieder übertreten werde.

Daß Berthier mit entschiedener Anhänglichkeit Buonaparte als seinen Geleitsstern betrachtete, war

wohl sehr natürlich; denn Napoleon hatte der Thaten viele gethan, die ihm einen Namen in der Geschichte bereits gewonnen hatten, und Berthier war von Ruhmbegier erfüllt.

Die Beweise gegen Berthier wurden dringender. Ein Bote von ihm, der in dem Kragen des Rockes einen Brief bei sich führte (si fabula vera!), war schon am Rhein gefangen, und eben so schon vorher ein Spion hart am Rhein, welcher in einem Fünffrankenstück auf dem feinsten Postpapier einen Brief versteckt gehabt. — Das gefährliche französische Spiel war zu Ende. Berthier war aus dem Zauber seiner kriegerischen Operationen gerissen, und in ein enges Verhältniß gezwängt, wo dieser große Geist nicht Mann genug war, mit Selbstgewalt sich schnell heraus zu reißen.

Der russische General Sacken, welcher in Bamberg war, empfing Berthier höhnisch, und machte ihm mit spitzen Worten vielleicht den Verrath bemerklich. Der Mann von Ehre erduldet dergleichen nicht. Es geschah dies bei der Tafel, wo Sacken sagte: „es freue ihn, in Berthier einen von den wenigen französischen Großen kennen zu lernen, die mit treuer Anhänglichkeit dem Könige ihrem Herrn gefolgt wären."

Berthier's Verlegenheit war auffallend; er antwortete nicht, aber daß er im höchsten Grade empört zu seyn schien, war offenkundig. Ein Mann so großen Gemüths läßt sich nicht leicht durch Theatermenschen beleidigen. — Ist der Stolz des Lebens hinüber gegangen, und hat die Eitelkeit oder das ganz Gemeine über das wahre Leben gesiegt, dann sucht dieses einen

Ausgang, und in diesem Stolz des Lebens entwickelte Berthier sein Ende.

Ueberdrüssig des Lebens, suchte er das Ende. Aufgebracht über die, dem sich seiner bewußten Mann gewordenen Beschimpfungen, ging er, unzufrieden mit einer Welt, wo er in Mißverhältnisse gerathen war, nach aufgehobener Mittagstafel in das dritte Stockwerk (es war am 1. Junius), entfernte seine Kinder, und stürzte sich aus dem Fenster. Todt blieb er unten liegen. Sein Sohn, ein junger Knabe, hatte ihn noch halten wollen, aber vergebens! Es fehlte nicht viel, und der Sohn wäre mit dem Vater herab gestürzt. Das Schloß ist sehr hoch gelegen, und Berthier war auf der Stelle todt.

Dieser Selbstmord mußte allerdings großes Aufsehen erregen, und das Schloß in Schrecken setzen. Mit allen, seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen wurde er beigesetzt. Aber über die That selbst begehrt der Geschichtsforscher noch einige Aufklärungen. — Berthier nahm nicht das Ende des, des Lebens überdrüssigen Helden, sondern in wildem Moment das des verzweifelten Spielers, — er war an diesem Tage schon so eng bewacht, daß er das Schloß nicht mehr verlassen durfte; — seine Anhänglichkeit an Napoleon, den das Glück verlassen hatte, — und was vermag diese fluchbeladene Göttin nicht, die Meinung der Menschen zu fesseln! — machte ihn in der Familie, in welche er sich vorher nicht eingedrängt hätte, jetzt geringfügig; was er bei seiner schnell und wahr und hoch emporgewachsenen Ehre nicht länger ertragen konnte; — da sucht denn der Mensch von hohem Ehrgefühl einen Ausweg; ein Mo-

Digitized by Google

ment des Aufbrausens darf ihn überraschen, und das Leben, welches er für Vaterland und Völkerglück so oft in Gefahr setzte, wirft er in glühendem Zorn hin als eine Gabe, deren Werth von denen nicht anerkannt wird, die in der Gemächlichkeit erwuchsen und fortlebten!

Berthier bewies vielleicht einen sehr edlen Stolz, indem er sich das Leben nahm. Mogte der Zorn auch ein augenblicklicher Rausch seyn, die Veranlassung zu jener Handlung war sehr edel, wenn die That selbst auch von Seiten der Moralität gerügt werden mögte. Er endete in dem Plan, in welchem er angefangen hatte, und es beweiset den großen Mann, seinen Plan durchzuführen. Berthier konnte diesen Plan nicht durch führen, und er endete nicht wie ein Gemeiner!

Berthier war von schlanker Gestalt, und als Soldat hatte er sich daran gewöhnt, stets genau sich zu kleiden. Eitelkeit war dabei nicht im Spiel, sondern nur die Genauigkeit, welche der Kriegsdienst erfordert. Seine Gesichtszüge waren vielleicht etwas affectirt oder manierirt, indeß der Bestand seiner Thaten löset jene Affectation. Mag auch Napoleon gefallen seyn, mag auch Berthier in vielen Kriegen an der Spitze seines Generalstabes gestanden haben, so bleibt Berthier als Kunstler in dem Kriegeshandwerk doch immer sehr groß! Er war eigentlich derjenige, der Napoleon zu der Höhe führte, welche ihm späterhin ein glänzendes Licht gab. Große Herren und ruhmbekränzte Helden schämen sich, es zu sagen, daß sie das alles dem Emporgehobenen verdanken. Allein diese Sorge ist lächerlich, denn die Wahrheit ist die Regentin der Welt

und bestimmt alle Weltalter. In diesem Weltalter der Wahrheit wird auch Alexander Berthier leben, und zwar mit einem Namen, der ihm hier nicht ward.

Der Grundzug des Characters von Berthier war Geitz. Zwischen Selbstmord und Geitz liegen zwar bedeutende Widersprüche; allein der Geitz ist ihm, dem aus nichts Emporgewachsenen bei einem sehr bedeutenden Ersparniß, welches hoch in die Millionen geht, durchaus nicht abzusprechen. — Doch welcher französische Marschall hätte damals anders als nach Millionen gerechnet? —

Berthier würde, so weit die Handlungen, welche die Geschichte giebt, ein Resultat bewähren, ohnfehlbar in jedem Verhältniß ein sehr tapferer General gewesen seyn, und es ist für ihn und die Aera zu beklagen, daß er und Moreau nicht eine gleiche Katastrophe durchlebten. Anders vielleicht, und gewiß nicht schlechter ständen alsdann die Sachen.

Digitized by Google

III.

Wolfgang Amadeus Mozart.

Die Melodie der Musik ist der Anklang der Harmonie der Sphären.
Lafontaine.

Digitized by Google

Wolfgang Amadeus Mozart.

Haydn und Mozart sind Meteore in der Kunst, eben so wie Homer, Torquato und Schiller. Dichtkunst und Musik sind einander so verschwistert, und gränzen so nahe zusammen, daß man sie fast als eine Einheit betrachten kann, denn der große Gedanke des Dichters ist ohne die Melodie des Versfalles eine, mit dem innen wohnenden Gefühl für das Schöne contrastirende Prosa, und das Gefühl für Gesang und Musik belebt den Einzelnen, belebt selbst die wildesten Völkerstämme zu sanfter Fröhlichkeit. Ein großer Tonkünstler, der in den ungemessenen Räumen der Accorde schwelgt, der hohe Gedanken, welche durch das Wort nicht auszudrücken sind, in dem Wiederklang der Töne uns anzudeuten vermag, erscheint als ein höherer Geist, welcher der Harmonie der Sphären da lauscht, wo wir nur die

schöne Gruppirung der Natur bewundern. Mozart war einer von den glücklichen Sterblichen, den die Melodie der Töne bald in das Reich des Unnennbaren, des Idealen hinriß, der mit genialer Gluth große Kunst erreichte, und Meister darin wurde, durch den Ton alle in dem Menschen wogende Gefühle auszudrücken, zu wecken und zu besänftigen. Wäre nach dieser Andeutung sein unerreichbares Genie ein plastisches Genie gewesen, er würde bei diesem Ausdruck des Gefühls der Stolz von Jahrtausenden gewesen seyn.

Johannes Chrisostimus Wolfgang Amadeus (Gottlieb) Mozart ist geboren zu Salzburg am 27. Januar 1756. Er war das zweite Kind; seine ältere Schwester hieß Maria Anna. Sein Vater, Leopold Mozart, der Sohn eines Buchbinders zu Augsburg, war in Salzburg auf einer gelehrten Schule gewesen, und im Jahr 1743 als Hofmusikus in die fürstliche Kapelle gekommen. Talent und Fleiß verschafften ihm im Jahre 1762 die Stelle eines zweiten Kapellmeisters in der fürstlichen Kapelle. Seine Ehefrau hieß Anna Bertlin, und es verdient hier bemerkt zu werden, daß diese Eltern Wolfgang Mozarts in Salzburg für das schönste Ehepaar galten. Von sieben Kindern waren nur Wolfgang mit seiner schon genannten Schwester am Leben geblieben.

Mozarts Vater war besonders Meister auf der Violine, diesem Instrument, welches ganz dazu geeignet ist, einen Tonkünstler zu bilden und zu zeigen, indem man den Ton auf der Violine suchen muß, und das Gehör also immer regsam bleibt. Er war dabei auch Theoretiker; seine Violinschule, die er 1766 herausgab,

Digitized by Google

erlitt 1770 eine zweite Auflage. — Der Vater bemerkte schon früh in seinem Sohne Wolfgang viel Talent für Musik, und fortan waren seine Feyerstunden blos dazu gewidmet, dieses Talent zu entwickeln. Selbst leidenschaftlicher Musiker, wünschte er in dem Sohn einen noch größern Nachfolger zu erziehn. Und es gelang ihm!

Mozart war drei Jahr alt, als er dem Unterricht zuhörte, welchen seine Schwester, damals sieben Jahr alt, von dem Vater auf dem Klavier bekam. Das Kind horchte genau zu, und stellte sich nach aufgehobener Stunde an das offen gebliebene Instrument, die Accorde auf der Klaviatur zu suchen. So kann der Mensch dem innen wohnenden Genius nicht entweichen! Der Vater lehrte den kleinen, dreijährigen Knaben einfache Stücke, und war erstaunt und entzückt über das vorherrschende Talent, welches er bei seinem Wolfgang fand.

Aus dem Gefühl der Liebe ging die Melodie der Töne hervor. Im Gefühl der Liebe liegt auch der Sinn für Musik, und ohne diesen Sinn ist der Mensch ein gefährlicher Mensch. So war auch der Knabe Mozart kindlich-zärtlich gesinnt, schloß sich an jedes befreundete Gesicht gern an, und fragte mit einschmeichelndem Blick die Menschen, ob sie ihm auch gut wären? — Die große Zartheit und Sanftheit seines Gemüths zeigten sich schon sehr frühe, und ohne diese angeborne Sanftheit und Zartheit kann sich vielleicht kein Künstlertalent entwickeln. — Schon mit seinem sechsten Jahre komponirte er kleine Stückchen nach dem Gehör, und sein Vater setzte sie auf Noten, welche der Sohn noch nicht genau kannte. Es wird hierdurch das bethätigt, was

Digitized by Google

vorhin bemerkt worden, nemlich daß Melodie, Verskunst und Gesang vertraute Geschwister sind. Eine kann beinahe ohne die andere nicht genußreich für den Hörer werden. Mozart's Talent erwuchs nicht zu dem poetischen Dichter, wohl aber zu dem wiedergebenden, hohen musikalischen, in höhern Räumen schwärmenden idealischen Dichter! Ein früherer Biograph sagt über die Beurtheilung seiner: „Diese Herren, die sich in ihren Erholungsstunden eine Oper vorsingen lassen, ein Konzert besuchen, stehn in dem täuschenden Wahn, die Musik sey so leicht geschaffen als vernommen, und haben von den mechanischen Schwierigkeiten, die der Künstler überwinden muß, ehe er es nur zur Mittelmäßigkeit, geschweige zur Vollendung bringt, sehr sterile, von der mathematischen Tiefe der productiven Tonkunst, der Komposition, wahrhaftig gar keine Begriffe. Wer die Lehren der Klangverhältnisse, des doppelten Kontrapuncts, überhaupt die heiligen, göttlichen Offenbarungen der Harmonien des Generalbasses, dieses Unerschöpflichen, studiert hat, wer je der himmlischen Weihe der Harmonie gewürdigt ward, kann mit Recht auf manche sogenannte solide (id est Brod-) Wissenschaft herabblicken, wie vom Gipfel des Chimborasso auf die Maulwurfshügel der Lüneburger Haide. — Musik ist eine sehr abstracte Wissenschaft — Algebra des fühlenden Gemüths — eine wahre Mathematik des Geistes, eine wahre mathematische Wissenschaft, auch im strengsten Wortsinne, die das ganze Gemüth mit hohem Ernst erfüllt. — So wenig ein abstrahirender, speculativer Philosoph, ein Mathematiker, schon vermöge der Wissenschaft, der er sich weiht, und in deren Charakter sich sein ganzes Gemüth kleidet, in seinem übrigen Benehmen kindisch scheinen

kann, eben so wenig kann es der productive Tonkünstler, am allerwenigsten einer wie Mozart. Daß er seine schwere Kunst mit Leichtigkeit zu behandeln wußte, lag in der glücklichen, genialen Präpotenz seines Gemüthes, in der Jovialität seiner Kunst. Die Musik ist eine belebende Kunst, und wen sie belebt, der muß wohl nothwendigerweise lebendig werden. Postillen und Actenstaub stickt und erwürgt, daher die erwürgten und erhängten Urtheile über eine Kunst, die ihnen ganz fremd ist! Aber freilich hört sich eine Mozartsche und Haydnsche Symphonie, ein herzlich naives Liedchen vom ehrwürdigen Vater Hiller leichter an, dringt geschmeidiger in Ohr und Herz, als eine Sentenz: cum expensis, oder achtwöchentlichem Arrest — und folglich ist die Musik eine weit leichtere Kunst, als die sogenannten soliden Wissenschaften; denn Ketten und Säcke sind ja offenbar schwerer als Töne; Töne sind Luft, die Musik ist eine luftige Kunst, Luft ist nichts solides, atqui ergo ist die Musik keine solide Kunst. — Man schwitzt nicht beim Anhören einer schönen Musik — und folglich ist sie keine schwere Kunst. Sieht man doch auf allen Jahrmärkten Kinder mit der Drehorgel und Tambourine musiziren, und so konnte ja wohl auch Mozart, wenn er eben kein Requiem, oder Don Juan zu komponiren hatte, zur Abwechslung ein wenig den Kräusel treiben, oder auf dem Steckenpferde reiten!"

Man sieht es, daß diese Beurtheilung hämisch und oberflächlich ist. Es kommt aber auch auf dergleichen Beurtheilungen ganz und gar nichts an; denn vox populi, vox Dei, und für Mozart hat nicht nur sein Geburtsland, sondern ganz Europa entschieden. Schwerlich wird dieser Erdtheil jemals wieder einen so genialen

musikalischen Dichter aufzuzeigen haben. Doch, es ist auf ihn selbst bei dieser, durch Gelegenheit gegebenen Abschweifung wieder zurück zu kommen.

Mozarts Phantasie war schon in den jungen Jahren überreif. Er schöpfte für sich selbst neue Ideen der Phantasie und erschuf nach diesen Gestalten in jungen Jahren Gemälde, welche eine ganze Welt entzückten, und entzücken mußten. Nachdem er die Harmonie der Terzen sich eigen gemacht, und die Tacte mit deren Abtheilungen kennen gelernt hatte, komponirte er an dem Klavier, wenn er nicht phantasirte. Schon als Knabe schwärmte er aber auf den Tasten herum, und suchte der Melodie neue Ideen zu verschaffen. Eine Menuet zu componiren, dazu bedurfte es nur einer halben Stunde. Der Vater hatte ihm aus guten Gründen, weil er das große Talent des Knaben sah, den Sinn für Musik beigebracht. — Es heißt über ihn, und mit vielem Recht: „Psychologisch merkwürdig ist es, daß er, ehe ihm die Musik bekannt war, für alle Kinderspiele sich so empfänglich zeigte, daß er Essen und Trinken, und alles andere darüber vergessen konnte, so wie er dann auch mit kindlichem Gemüth an jedermann sich anschloß. Aber von der Zeit an, wo er die Musik zu lernen begonnen hatte, verlor er allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit. Ob er nun gleich auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte; so blieb dennoch die Musik diejenige Beschäftigung, von welcher seine ganze Seele erfüllt zu seyn schien. Alles andere vernachlässigte er um der Musik willen; sie war seine höchste Tendenz."

Digitized by Google

Mit Riesenschritten stieg er hinauf zu der Höhe eines vollendeten Tonkünstlers. Sein Vater war erstaunt über die Fortschritte des Knaben, und suchte mit allen Kräften der Erfahrung das Talent des Sohnes zu Tage zu fördern. Am mehrsten überraschte den Vater ein Klavierkonzert, welches der Sohn in seinem fünften Jahre komponirt hatte. Nach allen Regeln der Kunst war es gesetzt, aber so schwer, daß der geübteste Künstler nicht, und noch weniger der junge Mozart, der natürlich noch keine Octave zu greifen vermögend war, spielen konnte. Der Vater besorgte die Partitur, und oftmals ist dieses Konzert, mit den Abänderungen des Vaters versehen, aufgeführt.

Der junge Mozart war bereits in seinem sechsten Jahre so weit vorgeschritten in der Musik, daß der Vater mit ihm und dessen Schwester, welche auch sehr musikalisch war, eine musikalische Reise nach München zu machen sich entschloß. In München fanden die jungen Virtuosen allgemeinen Beifall, wurden sehr gütig von dem Publikum und selbst von dem Hofe aufgenommen, und von hier ab ging die Reise nach Wien, wo die jungen Virtuosen wieder das Glück hatten, dem kaiserlichen Hofe vorgestellt und als merkwürdige Erscheinungen der Kunst sehr gnädig empfangen zu werden. Alle Gerechtigkeit mußte man ihnen widerfahren lassen, und sie erinnern uns an die späterhin reisenden Knaben Picci, welche durch ihr meisterhaftes Spiel überall, wo sie erschienen, das Publikum in Erstaunen setzten. Indeß Mozart ist wichtiger und merkwürdiger als alle diese jungen Meteore, denn er war außer großem practischen Tonkünstler auch schon früh großer Komponist, und brachte es hierin zur Vollendung, während die

übrigen jungen musikalischen Genies bald überreif wurden, und so schnell von der Bühne verschwanden, als sie erschienen waren. Uebrigens war auch Wien ganz der Ort, Mozarts Talent noch mehr zu entwickeln, denn in ganz Deutschland mögte es wohl schwerlich mehr Musikliebhaber und Musikkenner geben, als eben in Wien. Was man in Wien noch mehr bei dem jungen Mozart bewunderte, war, daß er bei einer beispiellosen Fertigkeit, die Tasten auf dem Instrument zu greifen, nicht Charlatan war, den rauschenden Beifall der Menge verachtete, und nur vor Kennern spielen wollte. Selbst sein Vater konnte ihn nur mit Mühe zu einem öffentlichen Konzert bequemen.

So wünschte er, als er dem Kaiser Franz vorgestellt war, daß dieser den bekannten Wagenseil kommen lassen möge, und bemerkte dabei mit naiver Unbefangenheit, daß dieser vielleicht der Einzige sey, der ihn beurtheilen könne. Sein Wunsch wurde ihm gewährt. Wagenseil erschien in dem Konzertsaal des Hofes, und der junge Mozart spielte eines seiner schwersten Konzerte zum Erstaunen aller Kenner. Wagenseil, entzückt von dem Ganzen, wollte es nicht glauben, daß dieser erst heranwachsende Jüngling der Komponist sey; der junge Mozart zeigte ihm sein Manuscript, und Wagenseil, indem er die Hand auf seine Schulter legte, sagte ihm: „Nun ich dies gesehn und gehört habe, mögte ich mein Instrument zerbrechen!“

Mozart hatte bis dahin noch nicht auf andern Instrumenten, als dem Fortepiano sich geübt gehabt. Doch schien ihm jetzt dieses Instrument ein zu enger Spielraum für sein musikalisches Genie zu seyn. In Wien

Digitized by Google

bekam er eine kleine Geige geschenkt, die er nach Salzburg mit zu Knahm, wohin der Vater mit seiner Familie nach einem Aufenthalt von zwei Monaten in Wien zurückkehrte. Wider Wissen des Vaters übte er sich als αυτοδιδακτος (einer der durch sich selbst sich unterrichtet) auf der Geige, und dadurch gewann er das, was noch schneller sein Talent entwickelte. Die Melodie der Töne lernte er durch dieses Instrument noch weit richtiger finden, und er machte so schnelle und glückliche Fortschritte auf der Geige, daß er bald öffentlich zu allgemeiner Verwunderung ein Trio mit der zweiten Geige begleitete. Ein Schriftsteller, der nicht unbeachtet bleiben kann, sagt fernerhin über ihn:

„Von nun an zeigte es sich auch, daß das ganze innere Seyn die eigentliche Individualität des jungen Mozart der Musik hingegeben, und nur durch sie vorhanden sey; denn nur Musik beschäftigte ihn, nur Musik war das Mittel, wodurch die Seele im Körper sich kundbar machte. Auch ist es schon aus dieser Periode höchst bemerkungswerth, und giebt uns über den Character seiner Werke einen so höchst befriedigenden Aufschluß, daß seinem Gehöre jeder Mißklang, ja sogar schon jeder rauhe, schmetternde und durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war, ja, daß er sogar, wie wirklich einmal geschah, davor bleich, leblos und in Verzuckungen zur Erde sank. *) Finden wir die Wir-

*) Es gab eine Zeit, wo der Trompetenton, von großen Herren geliebt, auch von dem Volk geliebt werden mußte. Mozart war der erste, der sich gegen dieses musikalische Possenspiel, welches die Musik schändet, schon in jungen Jahren mit Eifer setzte.

Digitized by Google

kung von diesem, nur für das Schöne und Reizende der Kunst empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrscht nicht trotz der gewöhnten Vollstimmigkeit, so zu sagen, in jedem Tact derselben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die selbst den kühnsten Uebergängen und Fortschreitungen auch dem ungebildetesten musikalischen Sinne zur Wollust wird? Bewirkt nicht eben diese klare Verständlichkeit der Mozartschen Werke, daß sie alle, ohne Ausnahme, dargestellt, gesungen und von allen mit gleichem Entzücken genossen werden? Uebrigens erzählt man noch aus dieser Periode, daß er einstens die, um einen halben Viertelton verschiedene Stimmung seiner eignen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hause gespielt hatte, zum Erstaunen der Anwesenden, welche diese Geige holen ließen, anzugeben wußte. Im Jahr 1763, also im siebenten Jahre des jungen Mozart, machte die Familie die erste große Reise außer Deutschland, wodurch nun der Ruhm des jungen Künstlers sich allgemein verbreitete. Nachdem sie mehrere große Städte besucht, und überall mit freudigem Enthusiasmus aufgenommen war, kam sie im November desselben Jahres in Paris an, wo sie ein halbes Jahr verweilte, und wo besonders der junge Mozart mit Ruhm und Unterstützung gleichsam überschüttet wurde. Hier war es, wo er in einem Alter von sieben Jahren seine beiden ersten Werke verfertigte und öffentlich bekannt machte. Im April 1764 reiste die Familie über Calais nach England, wo sie sich bis in die Mitte des folgenden Jahres aufhielt. Schon am 10. April desselben Jahres ließ sie sich am königlichen Hofe hören, eben so wieder im folgenden Monate, wo der Sohn auch die Orgel des Königs spielte. Alle schätzten hier sein Orgelspiel. In einem darauf folgen-

Digitized by Google

den öffentlichen Konzerte wurden nur Symphonien von der Komposition des jungen Mozart gespielt. Hier sowohl, wie bereits in Paris wurden ihm die schwersten Klaviersachen von Bach, Händel u. s. w. vorgelegt, die er alle vom Blatte, und zwar im angemessenen Tacte und mit der größten Präcision vortrug. Als er einst bei dem Könige spielte, nahm er eine bloße Baßstimme, und trug einige vortreffliche Melodien darüber vor. So nahm ihn auch Christian Bach, der Lehrmeister der Königin, zwischen die Knie, und spielte einige Tacte einer Sonate, worauf Mozart dasselbe that; und so immer abwechselnd spielten beide die ganze Sonate mit einer solchen Präcision, daß jeder, der nicht zusah, glauben mußte, daß Stück werde nur von einem einzigen Spieler vorgetragen."

Es ist hierbei zu bemerken, daß man ihm vergebens Anträge machte, den wundersamen Knaben für England zu gewinnen, sogern auch vielleicht sein Vater in die vortheilhaften Vorschläge eingegangen wäre.

„Während seines Aufenthalts in England komponirte er sechs Sonaten, die er in London stechen ließ, und der Königin widmete." Er erhielt für die Zueignung hundert Guineen mit einem sehr gnädigen Handschreiben. Im Julius 1765 verließ die Familie Mozart, wohl zufrieden mit der Aufnahme, England, und reisete durch die Niederlande. Der junge Mozart spielte hier im Haag vor dem Erbstatthalter. Auch hier erntete er allgemeinen Beifall ein, wurde reichlich beschenkt, und von da ging die Reise wieder nach Paris. Zweimal spielte er in Versailles vor dem Hofe von Frankreich, erhielt wieder allgemeine Beifallsbezeugungen, und

Digitized by Google

reiſete nun mit ſeinem Vater durch die ſchönſten Gegenden Europens nach München. Der Churfürſt von Bayern, aufmerkſam gemacht auf den jungen Virtuoſen, und ſelbſt Dilettant in der Muſik, wollte einen Verſuch mit ihm machen. Er gab ihm ein Thema an, und zum Erſtaunen des Churfürſten ſetzte es ſogleich der junge Mozart auf Noten, ohne daß er dabei ein Inſtrument hatte; ſo rein und klar lag die Harmonie der Muſik ſchon damals vor ſeinem innern Sinn. So wie er mit der Kompoſition fertig war, trug er meiſterhaft die meiſterhafte Ausarbeitung auf dem Inſtrumente vor.

Nach einer Abweſenheit von beinahe drei Jahren kam die Mozartſche Familie zu Ende des Jahrs 1766 wieder in Salzburg an. Hier blieb der junge Mozart unter der Aufſicht und Leitung ſeines Vaters bis zum Jahr 1768. Unter der Zeit vervollkommnete er ſich immer mehr und mehr in der Muſik; aber er ließ auch alles andere darüber liegen. Seine Kompoſitionen wurden immer vollendeter. Um die genannte Zeit reiſete die Familie Mozart wiederum nach Wien, wo der junge Mozart vor dem Kaiſer Joſeph ſpielte. Er ſpielte ſeine eignen Kompoſitionen, und der Kaiſer war ſo damit zufrieden mit der Erfindung und mit dem Spiel, daß er dem jungen Mozart den Auftrag gab, für das Theater an der Wien eine komiſche Oper zu komponiren. Es geſchah; Mozart komponirte la finta semplice, welche zwar den Beifall des Kapellmeiſter Haſſe und Metaſtaſio's erhielt, allein dennoch nicht aufgeführt wurde. Der Grund davon ſcheint der zu ſeyn, weil die Muſik zu dem Text nicht paßte, denn Mozart hatte einen natürlichen Beruf zu der ernſten, großen Muſik. Bekanntlich ſind die katholiſchen Länder der Kirchenmuſiken wegen

Digitized by Google

die Pflanzschule großer Aufführungen, und also hatte auch Mozart die beste Veranlassung, seinem Genius folgen zu können. Bei der Einweihung der dortigen Waisenhauskirche setzte er das Hochamt, das Offertorium, und ein Trompetenkonzert, ganz im großen Styl, in Kirchenmusik, und er, als zwölfjähriger Knabe, dirigirte diese große Kirchenmusik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes. Kurz darauf, nach seiner Rückkehr zu Salzburg, wurde er, trotz seiner jungen Jahre, zum Konzertmeister bei dem Salzburgischen Hofe bestellt. Man sieht hieraus, wie das Genie den Vorrang abgewinnt, und wie die Jahre nicht entscheidend sind.

Seine Reise nach Italien im Jahre 1769 in Begleitung seines Vaters, war von bedeutenden, nützlichen Folgen für ihn. Sein Erscheinen in Italien, da der Ruf ihm voran ging, erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Zunächst bewunderte den jungen Künstler zu Bologna der Pater Martini, der, selbst im hohen Styl musikalisch, jedes ihm aufgegebene Thema glücklich und geistreich aufzulösen wußte. Er räumte dem jungen Mozart den Vorrang ein; in der That, eine nicht unbedeutende Erklärung von einem so bedeutenden Künstler. — In Rom erregte er ganz besondere Aufmerksamkeit. Das Miserere Domini, alljährlich am Charfreitage in der sixtinischen Kapelle aufgeführt, war Hinsichts der Komposition bis dahin noch ein Geheimniß, und man weiß, daß Kaiser Joseph in Rom dieses Miserere gehört hatte, davon bezaubert gewesen war, und daß der Pabst ihm die Partitur nach Wien gesandt hatte, als ein Zeichen seiner besondern Aufmerksamkeit. In Wien wurde dieses Miserere aufgeführt, und Kaiser Joseph war damit so unzufrieden, daß er glaubte, es sey nicht das rich-

Digitized by Google

tige. Er bemerkte dies dem geistlichen Vater, und dieser erwiederte ihm, es sey allerdings das richtige, allein nur in Rom in der sixtinischen Kapelle mache es die große Wirkung. — Genug, Mozart hatte dieses Miserere gehört, und im vollen Geiste aufgefaßt. In einer Privatgesellschaft trug er am Klavier dieses so geheim gehaltene Musikstück wieder vor, und der Sopranist Christofori, der zugegen war, und in der Kirche die Hauptstimme dieses herrlichen, wie Mozart oft gesagt hat, unübertrefflichen Kirchengesanges geführt hatte, war erstaunt, so etwas von einem Knaben anzuhören. Von dieser großen Musik nahm Mozart noch neue, hohe Ideen an und gewann noch einen höhern Schwung der Phantasie. Mag die Phantasie auch noch so reich seyn, sie erlahmt und wird in den Auswirkungen einseitig, wenn sie nicht Nahrung von außem bekommt! —

Die Reise ging nach Neapel, auch hier erregte Mozarts Kunstfertigkeit und Komposition allgemeines Aufsehn. Die Schüler des Conservatorio della pietá glaubten, in dem Ringe (der ihm von hoher Hand geschenkt war) stecke die Zauberkunst seines Spiels, und machten ihn sehr bemerkbar darauf aufmerksam. Er zog den Ring vom Finger, und die Bewunderung wurde allgemein. — In Rom hatte er vom Pabst das Kreutz und Breve als Militiae auratae eques erhalten, und in Bologna wurde er, nachdem er bei verschlossenen Thüren, und nur in Zeit von einer halben Stunde ein vierstimmiges Antiphona gesetzt hatte, einstimmig als Mitglied und Kapellmeister der philarmonischen Gesellschaft aufgenommen. — Er hatte sich anheischig gemacht, die erste Karnevals-Oper für Mayland zu komponiren, und mußte daher andere ehrenwerthe Aufforderungen ausschla-

Digitized by Google

gen. — Nachdem er das schöne Italien unter rauschendem Beifall durchzogen hatte, kam er an dessen fast letzte Gränze, Mayland, im October 1770 wieder zurück. Hier, in einer Stadt, wo die Musik ihren Sitz hat, und wo es viele feine Kunstkenner giebt, ließ er, der vierzehnjährige Jüngling, seine erste Oper, „Mithridate," aufführen. Die erste Aufführung geschah am 26. December. Man erzählt, daß seine Familie ihn gebeten habe, bei der ersten Aufführung nicht zugegen zu seyn und den Erfolg erst abzuwarten, worauf er geantwortet: „Wenn die Leute hier meine Musik nicht verstehn, so sind sie keine Menschen. Ich werde das Orchester dirigiren!" Es geschah, und die Oper wurde mehr als zwanzig mal hinter einander bei vollem Hause gegeben. — Dieser große Beifall, den Mozarts Musik fand, bestimmte auch die Unternehmer, ihm sogleich den Auftrag zu geben, die Komposition der Oper für den Karneval von 1773 zu übernehmen, ein ehrenvoller Auftrag, den der junge Tonkünstler nicht ausschlug, und der ihn um so mehr ehren mußte, da Italien selbst besonders damals reich war an ausgezeichneten Tonsetzern. Auch in Verona erndtete er vielen Beifall ein, und empfing auch hier das Diplom als Mitglied der philarmonischen Gesellschaft. Bald war er durch ganz Italien bekannt unter dem Namen: il Cavaliere filarmonico.

Im März 1771 kam er wieder in Salzburg an. Er fand hier einen Brief vor, in welchem ihm im Namen der Kaiserin Maria Theresia die Komposition der großen theatralischen Serenata zur Vermählung des Erzherzog Ferdinand aufgetragen wurde. Der junge Mozart fand sich durch diesen ehrenvollen Auftrag ge-

Digitized by Google

schmeichelt, und übernahm ihn gern. Er reiſete im Monat August wiederum auf einige Monate nach Mayland, und war bei den vielen Feſtlichkeiten nicht blos Zuſchauer. Die Oper von Haſſe geſetzt, wurde mit Mozarts Serenata im Wechſel gegeben, und Mozarts Kompoſition fand auch hier wieder allgemeinen Beifall. — Dieſer Beifall und die Anerkennung ſeines Talentes waren ſo groß, daß ihm die Kompoſition der Oper für den Winter 1773 übertragen wurde. Er ſetzte nun Lucio Sylla, welches ſechs und zwanzig mal hinter einander unter Mozarts Leitung gegeben ward. Bis dahin bereiſete Mozart faſt durchgängig andere Gegenden, und die Städte, wo für Muſik etwas zu erwarten war. Er komponirte auf dieſen Kunſtreiſen unter andern die komiſche Oper: la finta giardiniera, außerdem zwei große Meſſen in ecclesia, ein tändelndes Spiel, nemlich il Re pastore, und in Paris, wohin er abermals berufen wurde, ſetzte er eine große Symphonie für das Concert spirituel. Ueberall nahm man auch dieſe Kompoſitionen wieder mit allgemeinem Beifall auf.

Mozart war vier und zwanzig Jahr alt, als er ſich entſchloß, für immer in Wien zu bleiben. Er nahm die Anerbietungen des Hofes von Wien an, und trat in die Kapelle. Die Bedingungen, unter welchen er eintrat, waren ihm genügend, zumal ihm die Befugniß gewährt wurde, muſikaliſche Reiſen auf beſtimmte Zeit machen zu dürfen. Es ſcheint auch, daß das Zugeſtehn dieſer Befugniß für das Talent, für das ausübende Genie ſehr wohlthätig werde, damit nicht zuletzt Einſeitigkeit der Farben, wenn auch das Thema noch ſo genial war, ſich einſchleiche. Von dieſen Kunſt-

Digitized by Google

reisen zog Mozart den größten Vortheil für seinen Kunstbetrieb.

Um diese Zeit erscheint Mozart in psychologischer Hinsicht als ein wohl zu beachtender Gegenstand. Musik allein war es, was ihn beherrschte, und seinen Geist, der das Supremum der Töne zu seyn schien, regierte. Alle übrige Lebensverhältnisse ließ er daher außer Acht, und gleichsam, als ob er die Harmonie der Sphären gehört habe, strebte er in seinen Harmonien nur immer nach oben, und verachtete die wirkliche Welt, wie sie nun einmal ist. Lebendig und feurig in der Ausführung, war er genau berechnend in der Komposition, und das wirkliche Leben ließ er unbeachtet, weil er in der idealen Welt sich erging und diese genußreicher fand, als die Prosa des gewöhnlichen Wirkens. — Er ward in dem musikalisch gestimmten Wien sehr bald der Liebling des Publikums, und gab den Ton an. Mit einem Eifer, der Bewunderung verdient, suchte er diesen Ton zu erhalten, und das vox populi, vox Dei! stand ihm zu Gebot. Er wußte es zu benützen, und aus den Tiefen der menschlichen Seele erzwang er sich den allgemeinen Beifall.

Ein Polyhistor ist bald ein flach-alltäglicher Mensch; die Oberflächlichkeit blickt durch. Mozart fühlte sehr wohl, daß das nicht für ihn tauge, er verwarf alle andere Anstrengungen des Geistes, folgte seinem Genie, und daher war er unvollendet geblieben in vielen Verhältnissen wissenschaftlicher Ausbildung. Nur Eines schwebte ihm vor Augen, vor seinem intellectuellen Sinn, und diesem Einen folgte er allein, — nemlich der Musik und den Spuren ihrer Entwickelung!

Digitized by Google

Nicht leicht hat ein Komponist das große Räthsel der Harmonie dem menschlichen Ohr glücklicher und wahrheitsvoller gelöst, als Mozart. Wir kommen wohl späterhin noch auf seine großen, musikalischen Gedanken. Ein Biograph sagt hier über Mozart, wie uns scheint, mit vollem Recht: „Eben darin ist, wie uns dünkt, die Natur des wahren, umfassenden Genie's begründet, daß dieses, für keine Außendinge Sinn habend, nur auf sich selbst beschränkt ist, und nur seiner Kunst lebt, keinen Einfluß der äußern Einwirkungen und der Einzelnheiten anerkennend, die nur den bloßen Verstand, entblößt von eigentlichem Genie, zu interessiren vermögen. So hat man Mozarten häufig seinen Mangel an allem, was Wissen heißt, zum Vorwurf gemacht, ein Vorwurf, der, dünkt uns, durch das, was wir so eben gesagt haben, vollkommen widerlegt, ja, sogar bei ihm zu einem ehrenden Verdienste wird! So wie dieser seltene Geist früh schon in seiner Kunst Mann wurde, so blieb er hingegen in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens stets Kind."

Diesem Urtheil pflichten wir sehr gern bei, weil es der Wahrheit gemäß, und aus den Motiven der Kunstanlage entnommen ist. Nur nach einem strebt der Kunstsinn, aber dieses eine kommt auch der Vollendung nahe; ein Künstler von begründetem Ruf kann kein Polyhistor seyn; das Menschenleben reicht nicht aus, nur einen Zweig menschlichen Wissens auszustudieren, und wohl dem, der nur einen Zweig mit heißer, voller Liebe ergriff; — so ging es Mozart. — Für häusliche Ordnung, richtige Berechnung der Einnahme und Ausgabe, mit einem Wort, für das gemäßigte Bürgerleben hatte er durchaus keinen Sinn. Seine Genialität und viel-

Digitized by Google

leicht auch die frühe Gewöhnung an eine Art von nomadischem Leben ließen das nicht zu. Außerdem muß man auch bei ihm das leider! bewährte Procardicon: cantores amant humores! — in Anwendung bringen.

So sehr nun auch Mozart sein ökonomisches Wesen außer Acht ließ, so erschien er gleich in einer höhern, in einer idealen Gestalt, wenn er sich an das Fortepiano setzte. Hier war sein Regiment, und er wußte es sehr wohl, daß er Meister der Tonkunst und der Melodien sey. Er war von diesen Phantasien der melodischen Schwärmerei so ergriffen, daß er oft bei dem Mittagsessen auf dem Tische mit den Fingern Sätze machte, als wenn er die Tasten des Klaviers vor sich hätte, und kam er am Abend vor das Instrument, so spielte er oft die ganze Nacht hindurch in einem fort, so daß man ihn öfters an frühem Morgen mit Gewalt davon abgezogen hat. Ueberhaupt phantasirte er lieber, als daß er setzte; doch, was er phantasirt hatte, behielt er in frischem Angedenken, und warf es in Stunden, wo sein Genie der Erfindung zu ruhen schien, auf das Papier. Gewöhnlich setzte er die Noten des Morgens von sechs bis zehn Uhr, und zwar sehr oft im Bette, neben welchem er einen Tisch mit Feder und Dinte und Papier mit gezogenen Linien hatte. Vor zehn Uhr bekam man ihn selten zu sehen, und dann schien er das, was man extensives Wirken nennt, beendet zu haben. Jetzt gehörte er der Gesellschaft an, und schwärmte umher. In großen Städten wird nach zehn Uhr Morgens das große Leben lebendig; bis dahin sind gewöhnlich die klein-großen Geschäfte des Tages abgemacht oder wenigstens vollständig eingeleitet. Mozart vergnügte sich in den Stunden, welche er dem gesellschaftlichen Ver-

Digitized by Google

gnügen widmete, ganz besonders am Billardspiel, und war leidenschaftlich dafür geneigt. Man hat überhaupt die Bemerkung gemacht, daß große Tonsetzer leidenschaftliche Billardspieler sind, und sollte uns dies fast auf die Behauptung führen, daß das Ohr eben so gut eine Winkelberechnung und Abmessung habe, als das Auge.

In diese Zeitperiode Mozarts fallen einige Züge von ihm, die der Bemerkung nicht unwerth sind.

König Friedrich der Zweite von Preußen ließ ihn einladen, nach Potsdam zu kommen, weil der König, der selbst Liebhaber der Musik war, und mit Quanz Flötenduette spielte, in seinem Sans-Souci gern den hochgerühmten Mozart hören wollte. Mozart kam einige Zeit darauf nach Potsdam, wurde dem Könige vorgestellt, und Friedrich empfing den Künstler mit seiner französischer Artigkeit. Er selbst lud ihn zu sich für den Abend ein, denn am Tage ermüdeten den großen König Geschäfte aller Art, weil er von drei Uhr des Morgens in beständiger Thätigkeit und selbstwirkend war. Mozart erschien zu der bestimmten Zeit, und spielte vor dem Könige auf dem Fortepiano (oder vielmehr Pantalon), theils von seinen eigenen Kompositionen, theils Phantasien. Die Gegenwart eines so hohen Geistes, als König Friedrich war, schien ihn zu begeistern, und er übertraf, wenn es möglich gewesen wäre, sich selbst. Der König war erstaunt über das Spiel, über die Erfindung, über alles, was Mozart vortrug, und sagte ihm zuletzt, als Mozart von selbst aufstand: „Das ist wahr, Sie spielen fürtrefflich!" (c'est vrai, vous êtes maître!) — Das weiß ich wohl! — erwiederte Mozart in seinem Künstlerstolz,

und der König nahm das nicht übel. — Mozart wurde von dem großen Monarchen, dem Beschützer der Künste, reichlich beschenkt, und hätte vielleicht das ihm leise geschehene Anerbieten, die Direction der Oper in Berlin unter sehr günstigen Bedingungen zu übernehmen, angenommen, wenn er nicht schon sein Wort in Wien gegeben gehabt. Man bemerkt, daß solche geniale Menschen, und sollten sie sich selbst darüber aufopfern, in dem Worthalten pünctlicher sind, als das gemeine Volk der Welt, welches, selbst arm an Geist und innerm Nahrungsstoff, nur von künstlichem Betrug sich nähren kann.

Seine Schwester, die nachherige Ritterin von Berchtold zu Sonneburg, erzählt aus Mozarts erstem Jugendleben: „Da die Reisen, welche wir machten, ihn in verschiedene Länder führten, so sann er, während wir aus einem Ort in den andern fuhren, für sich selbst ein Königreich aus, welches er das Königreich Rücken nannte. Warum gerade so, weiß ich nicht mehr. Dieses Reich und dessen Einwohner wurden nun mit alle dem ausgestattet, was sie zu guten und fröhlichen Kindern machen konnte. Er war der König von diesem Reich; und diese Idee haftete so in ihm, wurde von ihm so weit verfolgt, daß unser Bedienter, der ein wenig zeichnen konnte, eine Charte davon machen mußte, wozu er ihm die Namen der Städte, Märkte und Dörfer dictirte."

„Zu seinen Eltern hatte er eine so zärtliche Liebe, besonders zu seinem Vater, daß er eine Melodie komponirte, die er täglich vor Schlafengehen, wozu ihn sein Vater auf einen Sessel stellen mußte, vorsang.

Digitized by Google

Der Vater mußte allezeit die Seconde dazu singen, und wenn dann diese Feierlichkeit vorbei war, welche keinen Tag durfte unterlassen werden, so küßte er den Vater mit innigster Zärtlichkeit, und legte sich dann mit vieler Zufriedenheit und Ruhe zu Bette. Diesen Spaß trieb er bis in sein zehntes Jahr."

„Zu London, wo unser Vater bis zum Tode krank lag, durften wir kein Klavier berühren. Um sich also zu beschäftigen, komponirte Mozart seine erste Symphonie mit allen Instrumenten, — vornemlich mit Trompeten und Pauken. Ich mußte sie, neben ihm sitzend, abschreiben. Indem er komponirte und ich abschrieb, sagte er zu mir: Erinnere mich, daß ich dem Waldhorn was rechts zu thun gebe!"

„In Olmütz, wo er die Blattern bekam, die ihn so sehr krank machten, daß er neun Tage nichts sahe, und etliche Wochen nach seiner Genesung die Augen schonen mußte, wurde ihm die Zeit lang. Er suchte also Beschäftigung. Der Hofkaplan des dortigen Bischofs, Hay, nachheriger Bischof von Königsgrätz, besuchte uns täglich. Dieser war in Kartenkünsten sehr geschickt. Mein Bruder lernte sie mit vieler Behendigkeit von ihm, und da uns auch der dortige Fechtmeister besuchte, so mußte ihn dieser das Fechten lehren. Schon damals hing er mit inniger Zärtlichkeit an allen Künstlern. Jeder Komposiţeur, Mahler, Kupferstecher u. dgl., den wir auf unsern Reisen kennen lernten, mußte ihm von seiner Arbeit ein Andenken geben, und das bewahrte er sorgfältig auf."

Schon früh zeigte sich bei ihm eine Originalität der

Anlagen, woraus das Gespräch, als sey er ein kindischer Mensch, entstand. Wahrscheinlich kam dieser allgemeine Ton und Meinung gegen Mozart daher, weil er es unter seiner Würde hielt, vor Großen und Vornehmen, die nicht Kenner waren, zu spielen. Sein musikalischer Stolz hatte schon, und zwar mit Recht, in jungen Jahren eine Höhe erreicht, die ihn, den genialen Künstler, des Ranges würdig machte, den er sich errang. — In Gegenwart der Dilettanten spielte er gewöhnlich nur Tanzmelodien und unbedeutende Kleinigkeiten; aber wenn er Kenner als Zuhörer hatte, dann wurde sein Genius lebendig, und er ließ in großen Fugen sich hören. Er spielte gern vor Kennern, und Sachen, welche der Erinnerung entrissen sind, und werth gewesen wären, ihr aufbehalten zu werden.

Bei seinem liberalen Leben, bei seinem offnen Character, bei dem Gefühl seiner Genialität, seiner wahren Würde, gab Mozart oft durch seine Paradoxien, welche zu dem Schlendrian der gewöhnlichen Alltagswelt nicht paßten, Veranlassung zu schiefen Urtheilen über ihn; allein man muß auch bei ihm bemerken, daß der geniale Kopf seinen eigenen Gang geht, und die Pöbelweisheit des Marktplatzes mit seinen Fersen tritt; er ist ihr enthoben, und hat sein Vaterland überall, wo er erscheint.

Als Mozart das letzte mal in Berlin ankam, war es gegen Abend. Kaum war er ausgestiegen, so fragte er den Marqueur im Gasthofe, der ihn nicht kannte: „Giebt's diesen Abend nichts von Musik hier?"

Digitized by Google

„O ja!" sagte der Mensch, „so eben wird die deutsche Oper angegangen seyn."

— So? was geben sie heute? —

„Die Entführung aus dem Serail."

— Charmant! rief Mozart lachend. —

„Ja," fuhr der Mensch fort, „es ist ein recht hübsches Stück. Es hat es komponirt, wie heißt er nun gleich?"

Unterdeß war Mozart, wie er war, im Reiserock schon nach der Bühne geeilt. Am Eingange des Parterre blieb er, der Unbekannte, stehen, auf die Aufführung der Musik lauschend. Aber bald freute er sich zu sehr über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er unzufrieden mit den Tempo's, bald machen ihm die Sänger und Sängerinnen zu viel Schnörkelein, wie er es nannte; kurz, sein Interesse wird immer lebhafter erregt, und er drängt sich bewußtlos immer näher und näher dem Orchester zu, indem er bald dies, bald jenes, bald leiser, bald lauter brummt und murrt, und dadurch den Umstehenden, die auf das kleine unscheinbare Männchen im schlechten Oberrock herabsehen, Stoff genug zum Lachen giebt, — wovon er aber natürlich nichts weiß. Endlich kam es zu Pedrillo's Arie: Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite ꝛc. Die Partitur war verändert, und die zweite Violine hatte bei den Worten: „Nur ein feiger Tropf verzagt," ein dis statt d. Da konnte Mozart sich nicht mäßigen, und rief laut: „Verflucht! wollt ihr wohl d greifen!"

Digitized by Google

Alles sah nach ihm hin, und mehrere aus dem Orchester erkannten ihn. Wie ein Lauffeuer ging es durch das Orchester, von da auf das Theater und durch das Parterre und die Logen: Mozart selbst ist da! Ein panisches Schrecken ergriff Sänger und Sängerinnen, besonders die letztern, welche ihrer Sache nicht so recht gewiß waren. Eine Sängerin, welche die Blonde spielte, wollte durchaus nicht wieder auf die Bühne, und Mozart erfuhr das von dem Musikdirector, hinter den er sich bereits gestellt hatte. Sogleich eilte er durch die Seitenthür auf das Theater hinter die Koulissen, und sagte der Sängerin: „Madam! Was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich, herrlich! gesungen: und damit Sie es ein andermal noch besser machen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudiren.“ Die Sängerin trat getröstet wieder auf, das ganze Personale griff sich unglaublich an, weil es wußte, der Meister sey erschienen, und Mozart war mit der weitern Ausführung äußerst zufrieden. Uebrigens hielt er sein Wort, gab der Sängerin Unterricht, und sie bildete sich dadurch zur vollendeten Künstlerin.

Im Jahr 1790 reisete Mozart wieder nach Berlin. König Friedrich Wilhelm der Zweite war bekanntlich ein großer Liebhaber der Tonkunst, und er spielte selbst das Violoncello sehr gewandt. In dem Marmorpallais bei Potsdam, welches er erbauen ließ, hat er den Konzertsaal mit besonderer Genauigkeit akustisch anlegen lassen. Mozart wurde von dem Könige sehr gnädig aufgenommen, und phantasirte in dessen Kabinet ihm fast täglich seine Gedanken aus dem Reiche der Ideale vor. Der König horchte genau zu, und öfters spielte Mozart vor dem König Quartette mit einigen Kapellisten. Der

Digitized by Google

König fragte ihn nachher: — was er von der Berliner Kapelle halte? — Mozart antwortete in seinem östreichischen Dialect: „Sie hat die größte Sammlung von Virtuosen in der Welt, auch Quartett habe ich nirgends so gehört, als hier: aber wenn alle diese Herren zusammen sind, könnten sie es noch besser machen.“ Der König freute sich über diese Aufrichtigkeit, und erwiederte: — Bleiben Sie bei mir. Sie können es dahin bringen, daß sie es noch besser machen! Ich biete Ihnen jährlich 3000 Thaler Gehalt an. —

Mozart schwieg eine geraume Zeit und überlegte. Der Kaiser von Oestreich hatte ihn immer noch nicht in Gehalt gesetzt gehabt, und dennoch lehnte er nachher das Anerbieten des Königs mit den Worten ab: „Soll ich meinen guten Kaiser ganz verlassen?“ Der preussische Monarch war von dieser treuen Anhänglichkeit gerührt und erfreut, und fügte hinzu: — Ueberlegen Sie es sich; und wenn Sie auch nach Jahr und Tag erst kommen sollten, ich halte mein Wort! — Mozart reisete nach Wien zurück, wo ihn Neid, Mißgunst, Kabale und Dürftigkeit erwarteten. Von allen Foltern des gemeinen Lebens wurde er gepeinigt. Das damals sehr glänzende Berlin lag ihm immer noch im Sinn. Mozart ließ sich daher bei dem Kaiser Joseph dem Zweiten vorstellen, und bat um seine Entlassung. Der Kaiser ließ ihn ausreden, und sagte dann: — Lieber Mozart, Sie wissen, wie ich von den Italienern denke, und Sie wollen mich dennoch verlassen? — Mozart wurde davon ergriffen, und sagte gerührt: „Ihro Majestät! Ich empfehle mich zu Gnaden; ich bleibe!“ — Er wurde entlassen, und daheim sagte ihm ein Freund, daß er den Augenblick hätte benutzen sollen, sich ein gutes Ge-

Digitized by Google

halt auszuwirken. „Der Teufel denke in solchen Stunden daran!“ entgegnete Mozart unwillig. — Kaiser Joseph indeß kam selbst darauf, dem großen, durch ganz Europa gerühmten Künstler ein Gehalt auszusetzen, um ihn an sein Land zu fesseln; allein wie hoch war dieses Jahrgeld? Acht hundert Wiener Gulden, die vielleicht etwa eben dazu hinreichten, die Hausmiethe zu bezahlen. Dennoch blieb Mozart in Wien, das er nun einmal ganz besonders lieb gewonnen hatte.

Mozart ist reich, unendlich reich gewesen an Erfindung von Komposition der Opern, der Sonaten und auch der Quartetten. Von seinem Don Giovanni (Dom Juan), einer Oper, welche noch lange auf den Repertoirs der berühmtesten deutschen, französischen, italienischen und englischen Bühnen stehen wird, sagte er selbst: „Für die Wiener ist diese Oper nicht, für die Prager eher, aber am meisten für mich und meine Freunde.“

— Eine sehr richtige Beobachtung! Wir werden bald darauf zurück kommen. Der Dom Juan gefiel anfangs in Wien nicht. Die Liebhaber der Musik waren bei der Aufführung zugegen, nur Mozart nicht. Jene Dilettanten waren zweifelhaft in ihrem Urtheil, und der alte Haydn wurde als Schiedsrichter erkohren. Er sagte mit der Treue des genialen Künstlers: „Ich kann den Streit nicht ausmachen, aber das weiß ich, daß Mozart der größte Komponist ist, den die Welt hat!“ Nun schwiegen die Neider und Verleumder, und mußten schweigen.

Eben so handelte Mozart gegen Haydn. Er widmete ihm sechs seiner ausgesuchtesten Quartetten (Breit-

kopf und Härtel). Sie sind ein Muster für viele Generationen, und geben vielen Tonkünstlern eine Grammatik der Musik ab, weil jeder Ton darin genau geregelt und berechnet ist. Er selbst, der anspruchslose Künstler, sagte darüber: „Das war Schuldigkeit von mir, denn ich habe von Haydn es erst gelernt, wie man Musik berechnen müsse." Mozart sprach immer von Haydn mit der größten Achtung, obschon sie an einem Ort lebten, und um den Rangstreit in der Kunst stritten. Ein Komponist urtheilte einst gegen Mozart sehr lieblos über Haydn, um diesen sehr fruchtbaren Tonsezzer bei ihm zu verkleinern. „Herr! — sagte endlich Mozart im Zorn — und wenn man uns beide zusammen schmelzt, so wird doch kein Haydn daraus!"

Mozart achtete, wie alle geniale Menschen, bemerktermaßen das Geld nicht; aber er verwendete es oft auch auf eine sehr edle Art. Als er in Leipzig die Thomasschule besuchte, wurden ihm zu Ehren von dem Chor achtstimmige Motetten gesungen. Er erklärte den Sängern, daß er ein so vollständiges Chor in allen Hauptstädten, die er durchreiset, nicht gefunden habe. Besonders hatte ihm ein Bassist gefallen; er unterhielt sich mit ihm, und drückte ihm unbemerkt einige Goldstücke in die Hand. — Eben so drückte er in Wien seinem Klavierstimmer statt des verlangten Kaisergulden zwei Dukaten in die Hand. Viele seiner Kompositionen machte er aus Gefälligkeit für zudringliche Freunde, ohne den geringsten Nutzen davon zu ziehn, und sie wurden ihm nachgedruckt. Oft waren es nur leicht hingeworfene Sachen, die nicht des Drucks werth waren, und daher findet man unter Mozarts Sachen so manche Komposition, die ihm gar nicht ähnlich sieht. Ein

Digitized by Google

Freund warnte Mozart, daß er künftighin mit seinen Handschriften behutsamer seyn möge. — „Der Drucker ist ein Lump!" — erwiederte er. — Aber es ist um Ihrer Ehre willen! — fuhr jener fort. — „Nun, wer mich nach solchen Bagatellen beurtheilt, ist auch ein Lump!" erwiederte Mozart im Kraftgefühl seiner Würde, und ließ den Nachdrucker gewähren.

Ueber das falsche Aufführen seiner Musik klagte Mozart sehr oft, und ganz besonders über das allzu schnelle Tempo. „Da glauben sie," sagte er, „durch Schnelligkeit soll es feurig werden! Ja, wenn das Feuer nicht in der Komposition steckt, — so wird's durch Abjagen wahrlich nicht hinein gebracht." Er war deshalb besonders unzufrieden mit den mehresten italienischen Sängern. „Sie jagen und trillern und verzirkeln, weil sie nicht studieren und keinen Ton halten können," sagte er, und darin hatte er gewiß vollkommen recht. Die italienischen Sänger haben nicht die reine Abrundung der Töne, vielmehr ein Ueberschleifen aus einem Ton in den andern, und dieses Ueberschleifen, welches in die Achtel-Töne greift, wird dem feinmusikalischen Ohre beleidigend.

Mozart eiferte sehr gegen die Vorurtheile für die italienische Musik. In Leipzig sprach er in der Probe sehr laut über das allzu rasche Tempo und intonirte doch das erste Allegro der von ihm komponirten Symphonie sehr rasch. Er brach bald ab, weil es schleppte, und rief: ancora! Er fing noch einmal so geschwind an, und mußte wieder abbrechen, rief noch einmal: ancora! und stampfte dabei so heftig mit dem Fuß, daß ihm eine eine Schuhschnalle zerbrach. Er lachte über den Unfall,

Digitized by Google

und intonirte zum dritten mal. Nun ging es. Aus Ingrimm, daß das kleine, blasse Männchen sie so hudeln dürfe, griffen die Musiker rascher in die Saiten, und Mozart war mit der Probe nun zufrieden. „Wundern Sie sich nicht; es war nicht Kapriçe von mir, — sagte er nachher. — Ich sah aber, daß die meisten Musiker schon ziemlich bejahrte Leute waren; es wäre des Schleppens kein Ende geworden, wenn ich sie nicht erst in das Feuer getrieben und böse gemacht hätte.“ Diese einzige Aeußerung von ihm widerlegt die Behauptung, daß Mozart außer allem, was die Musik betrifft, nur Kind gewesen sey; er war vielmehr hiernach auch feiner Menschenkenner.

Mozart war mehr extensiver als intensiver Kopf, daher studierte er andere Musiker wenig. Der Reichthum eigner Ideen überhob ihn der Nachahmung und der Vorbilder. Doch aber kannte er die Manieren aller bedeutenden Künstler, und wußte dem jungen, noch furchtsamen Genie mancher Künstler empor zu helfen. Er war in jener Hinsicht, so viel er deßhalb auch verleumdet worden, ohne alle Anmaßung, und ließ dem wahren Verdienst seine Rechte. Von Händel sagte er: „Er weiß am besten unter uns allen, was großen Effect thut, und wo er das will, schlägt er ein, wie ein Donnerwetter.“ Händel war ihm so werth, daß er in dessen Manier im Dom Juan die Arie der Elwire im ersten Act (d dur): O! flieh den Bösewicht, o! glaub nicht, was er spricht ꝛc.“ komponirte, und auf die Partitur schrieb: „nach Händel.“ Außer Händel schätzte er Jonelli, und sagte über ihn: „Der Mann hat sein Fach, worin er glänzt, und so, daß wir's wohl werden bleiben lassen müssen, ihn bei dem, der's versteht, dar-

Digitized by Google

aus zu verdrängen. Nur hätte er sich nicht aus diesem heraus machen, und Kirchensachen im alten Styl schreiben sollen." Von Martin, der damals großes Aufsehn erregte, sagte er prophetisch: „Vieles von seinen Sachen ist sehr hübsch, aber nach zehn Jahren wird kein Mensch mehr ein Blatt von seinen Noten haben wollen." — Keiner aber — sagte er, — kann alles, schäuern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung, und alles gleich gut, als Joseph Haydn. —

Eine der gefälligsten Kompositionen Mozarts ist die Oper: „Die Entführung aus dem Serail." Sie steht noch immer auf dem Repertoir der berühmtesten Theater, und das Publikum hört diese gefällige Musik, die doch so viel Imponirendes, Characteristisches und Würdevolles hat, immer mit erneuertem Beifall. Mozart komponirte diese Oper in seinen Jünglingsjahren. Strenger Richter über sich selbst, änderte er nachher vieles daran. Ein bedeutender Kunstkenner machte ihm bemerkbar, daß die erste Ausführung der Genialität gewöhnlich die beste sey, und er erwiederte: „Beim Klavier mag's wohl so angehn, aber nicht auf dem Theater. Als ich dies schrieb, hörte ich mich noch selbst zu gern, und konnte das Ende immer nicht finden." Uebrigens hat diese Oper Stellen, welche den großen, unnachahmlichen Meister verkünden. Dahin gehört außer der Ouvertüre, worin nur Pär dem Mozart gleich kommen mag, aber ihn nie erreichen wird, das tändelnde Lied: „Laß in mein Haus dich führen" und der Schlußchor: „Wer so viel Huld vergessen kann ꝛc." Dieser Schlußchor steht in so enger musikalischer Verbindung mit der Ouvertüre, daß der Kenner es wohl einsieht, Mozart

hatte die ganze Oper schon im Kopfe, ehe er eine einzige Note schrieb.

Allen Tadel konnte er ertragen, nur den nicht, daß er mit zu lebendigem Geiste und ausschweifender Phantasie komponire. Schätzenswerth finden wir es übrigens von ihm, daß er nur eines seyn wollte, aber dieses eine auch ganz, nemlich Musiker im vollen Sinne des Worts. Ein Polyhistor wird nie zu etwas Großem, Originellem sich empor schwingen können; die Kräfte des Geistes werden nach allen Seiten hin gezerrt und zerrissen. — Seine Gutwilligkeit, wie man das bei großen Künstlern in der Regel findet, war ohne Gränzen. Tisch und Bett theilte er oft mit reisenden Künstlern, und setzte ihnen Konzerte auf, wovon er keine Abschrift behielt, um ihnen durchzuhelfen. Eben so gefällig war er gegen Bekannte. Undankbarkeit störte ihn vielleicht nur einige Minuten; dann war Beschämung seine Strafe. — Er fuhr mit seiner Gattin durch eine schöne Gegend, und von dem Gefühl für Natur ergriffen, heiterte sich sein gewöhnlich düsteres, in den Tiefen der Seele, des innern wirksamen Stoffes beschauende Gemüth allmählig auf. Er sang, oder brummte vielmehr im Stillen vor sich hin. Dann brach er laut in die Worte aus: „Wenn ich das Thema doch auf dem Papier hätte! Es ist ein albernes Ding, daß wir unsere Arbeit auf der Stube ausbecken müssen!" Solches Gefühl für die Natur hatte der Künstler Mozart, und er äußerte häufig, daß es ohne schöne Natur keine Kunst geben würde; jene bildete nach seiner, gewiß richtigen Ansicht, den Künstler. Drum sprach er auch häufig, und mit phantastischer Lebendigkeit, von der Mutter Natur!

Bei einer der Sonntagsmusiken, welche Mozart gewöhnlich gab, war ein polnischer Graf zugegen. Er bat Mozart, für ihn ein Terzett auf der Flöte gelegentlich zu komponiren. Mozart versprach es, und der Pohle schickte ihm am folgenden Morgen unter den verbindlichsten Dankfagungen für den vergnügten Abend, Ein hundert halbe Souverain'or (150 Kaiserdukaten). Mozart, im Dankgefühl, sandte dem Grafen — was er sonst nie that — die Partitur eines Quintetts, welches jenem so sehr gefallen hatte. Der Graf verreisete, kam nach einem Jahr zurück, und fragte bei Mozart an, wie es um das bestellte Flötenterzett stehe. Dieser bekannte, daß er sich noch nicht dazu aufgelegt gefühlt habe, und der polnische Graf erwiederte unwillig, daß er sich denn auch wohl nicht aufgelegt fühlen werde, die dafür zugesandten Goldstücke zurück zu zahlen. Mozart, ohne weiter etwas zu sagen, bezahlte dem Grafen das Geld, und jenes Quintett, wovon er dem Pohlen die Partitur zugesandt hatte, erschien bald ohne Mozarts Zuthun bei Artaria und Comp. im Druck. —

Der Strinasacchi, einer berühmten Violinspielerin, die sich in Wien auf dem Hoftheater hören lassen wollte, hatte er eine Sonate mit obligater Violin versprochen. Am vorletzten Tage vor der Aufführung hatte er erst Zeit und Lust gehabt, die Parthie für die Virtuosin zu setzen, und sandte sie ihr zu. Für seine Parthie hatte er weder Lust noch Zeit, jedoch accompagnirte er fürtrefflich. Kaiser Joseph lorgnettirte nach dem Theater hin, und begehrte, Mozarts Partitur zu sehen. Er erhielt sie, und es waren darin nichts — als Taktstriche ohne Noten.

Digitized by Google

Als er unter Kaiser Joseph sein Einkommen (800 Fl.) bescheinigen mußte, was dort Gebrauch ist, schrieb er darunter: „Zu viel für das, was ich leiste, zu wenig für das, was ich leisten könnte.“ Es hatte ihn nemlich verdrossen, daß er in seiner Eigenschaft als Kammerkomponist niemals einen Auftrag bekommen gehabt.

— —

Einst ging Mozart mit seiner Gattin, die er recht sehr liebte, im Augarten spatzieren. Ein kleiner Hund, der Mozarts Gattin gehörte, begleitete sie, und sie sagte Mozart: „Thu' einmal, als wenn Du mich schlagen wolltest; Du sollst doch sehn, wie böse der Hund wird.“ — Mozart gewährte der jungen Frau, und der Hund fuhr ungestüm auf ihn an. Kaiser Joseph trat in dem Augenblicke aus dem sogenannten Sommerhause, und fragte scherzend: „Ey! ey! erst drei Wochen verheirathet, und schon Schläge?“ Mozart erzählte in seiner genialen Unbefangenheit dem Kaiser den Zusammenhang, und dieser lachte. Dann sagte er, der die Musik selbst übende Kaiser zu Mozart: „Erinnern Sie sich noch der Anecdote mit Wagenseil, und wie ich Violin spielte, und Sie unter den Zuhörern im Vorzimmer, pfui! das war falsch! und dann bald bravo! riefen?“

Mozart erinnerte sich dessen, und wurde vom Kaiser Joseph auch diesmal sehr gnädig entlassen.

In Leipzig war er sehr freundschaftlich in dem Hause des Friedrich Doles, der sammt seinem Sohne sehr musikalisch war, aufgenommen. Er war hier bald wie Kind im Hause und gefiel sich selbst, so wie er

Digitized by Google

dem Wirth und dessen Familie gefiel. Morgen wollte er abreisen nach Dresden, er der nirgends Rastende, und heut um Mitternacht saß er noch am Klavier, und phantasirte der horchenden Familie etwas vor. Endlich brach er ab, und wollte sich zur Ruhe begeben. Der alte Doles war wehmüthig gestimmt, und sagte ihm, weil er wohl bemerkte, daß Mozart in sich selbst sich aufrieb: „Wer weiß, ob wir uns wieder sehen, lieber Mozart! Geben Sie uns eine Zeile von Ihrer Hand!" — Mozart lachte, und wollte sich schlafen legen; doch man bat ihn flehentlich, und er sagte: „Nun Papa, so geben Sie mir ein Stückchen Notenpapier." Es geschah; Mozart riß es in zwei Theile, und ehe eine Viertelstunde verflossen war, hatte er beide Blätter mit Noten ohne Text beschrieben. Man sang das erste Blatt und fand, daß es ein sehr wehmüthiger, dreistimmiger Kanon war. Man sang das zweite Blatt, und fand, daß es ein sehr komischer, dreistimmiger Kanon war, und beide zusammen im Unisono gaben einen herrlichen, sechsstimmigen Kanon. Mozart schrieb nun unter das erste Blatt die Worte: „Lebet wohl! wir sehn uns wieder!" und dem zweiten Kanon legte er den Text unter: „Heult noch gar, wie alte Weiber!" — So mußten wir — erzählt Rochlitz, — diesen Kanon nochmals nachsingen, und es ist nicht zu sagen, welch' eine lächerliche und doch tief, fast ergrimmt einschneidende, also vielleicht erhaben-komische Wirkung dies auf uns alle machte. Und irre ich nicht, auch auf ihn selbst. Denn mit etwas wilder Miene rief er plötzlich: Adieu Kinder! — und war fort. —

Er war, wie alle große Geister seiner Art, was man sagt, wetterwendisch. In einer Gesellschaft von

Musikfreunden hatte er erst sehr drollig in Knittelversen gesprochen, und dann stellte er sich auf einmal an das Fenster, und trommelte auf dem Fensterpolster, wie auf dem Klavier. Auf keine Frage, die an ihn gerichtet wurde, gab er jetzt Antwort. Man ließ ihn gewähren. Das Gespräch der andern kam unterdeß auf die Kirchenmusik, und einer aus der Gesellschaft sagte: — Unersetzlicher Schade, daß es so vielen großen Musikern, besonders der vorigen Zeit, ergangen ist, wie den alten Malern; daß sie nemlich ihre ungeheuren Kräfte auf meistens nicht nur unfruchtbare, sondern auch geisttödtende Kirchenmusiken wendeten. —

Da sprang Mozart auf, und bemerkenswerth ist seine Antwort. „Das ist mir auch einmal wieder so ein Kunstgeschwätz! — rief er. — Bei euch aufgeklärten Protestanten, wie ihr euch nennt; wenn ihr eure Religion im Kopfe habt, kann etwas Wahres darin seyn; das weiß ich nicht. Aber bei uns ist das anders. Ihr fühlt gar nicht, was das will: Agnus Dei! qui tollis peccata mundi! Dona nobis pacem! und dergleichen. Aber wenn man von frühester Kindheit, wie ich, in das mystische Heiligthum unserer Religion eingeführt ist; wenn man da, als man noch nicht wußte, wo man mit seinen dunkeln, aber drängenden Gefühlen hin sollte, in voller Inbrunst seinen Gottesdienst abwartete, ohne eigentlich zu wissen, was man wollte, und leichter und erhoben daraus wegging, ohne eigentlich zu wissen, was man gehabt habe; wenn man die glücklich pries, die unter dem Agnus Dei hinknieten, und das Abendmal empfingen, und beim Empfang die Musik in sanfter Freude aus dem Herzen der Knieenden sprach: Benedictus, qui venit in nomine Domini!

Dann ist's anders. Nun ja! das geht freilich dann durch das Leben in der Welt verloren; aber — wenigstens ist mir so — wenn man nun die tausend mal gehörten Worte nachmals vornimmt, sie in Musik zu sezzen, so kömmt das alles wieder, und steht vor einem, und bewegt einem die Seele." — In dieser Aeußerung Mozarts liegt ohnfehlbar viel Wahres, was die Kunst betrifft; des Resultats seiner Meinung war er sich nur dunkel bewußt. Er war Katholik, und ohne hier darüber rechten zu können, welche Konfession der christlichen Kirche den Vorzug verdiene, so ist doch so viel gewiß, daß seit langen Jahren in katholischen Ländern die größten Mahler, Bildhauer und Tonsezer erstanden. Ohnfehlbar liegt der Grund, wie auch Mozart sagen wollte, in der, das junge Gemüth ansprechenden, imponirenden äußern Form des Gottesdienstes, in der festlichen Ausschmückung der heiligen Gebäude, und in der Erregung alles dessen, was eine äußere Demuth und auf der andern Seite eine äußere Würde geben mag. Die Kunst der Griechen ging verloren, als ihr Bilderdienst nicht mehr war! — Mozart fuhr nachher fort, von sich selbst über die Wirkung des katholischen Gottesdienstes zu erzählen, und verweilte mit besonderm Interesse dabei, wie ihm als vierzehnjährigen Knaben Kaiser Joseph aufgetragen habe, das Te Deum zur Einweihung der Waisenhauskirche in Wien zu komponiren, und an der Spitze der kaiserlichen Kapelle selbst aufzuführen. „Wie war mir da! wie war mir da!" — rief er — „das kommt nicht wieder! Man treibt sich umher in dem leeren Alltagsleben!" Er ward nun bitter, trank Glas auf Glas, und wurde zur Ruhe gebracht. So nimmt mancher große, stolze Geist den Bachus am Arm, wenn Apoll es nicht vermag, bei dem König der Götter das Wort

zu reden. Selbst sich fühlend, und doch in einer Werkeltagswelt zurück gesetzt, überzeugt von seinem wahren Werth, konnte Mozart nicht anders als mit Verachtung auf diejenigen hinblicken, deren Pflicht es gewesen wäre, dem talentvollen Kopfe zu Verschönerung des Zeitalters ein sorgenloses Leben zu gewähren. Freiern Flugrs noch würde er sich dann empor geschwungen haben, und vielleicht hätte er, in dem Bewußtseyn eines ruhigen Besitzes der Gemächlichkeit, seine Lebenskräfte und sich selbst nicht so schnell aufgerieben. Doch die Großen betrachten ja das sinnig-große Spiel der Musiker, den Gesang der Dichter und alle Gunstbezeugungen der Musen nur als eine augenblickliche Unterhaltung, und sie scheinen es nicht zu wissen, wie Athen und Roma, diese durch Kunst und Wissenschaft unsterblich gewordenen Städte, seine großen Geister ehrte, schätzte und förderte. — Wo große Höhe ist, da muß natürlich auch große Tiefe seyn, denn ansonst wäre die Höhe nicht da, und da der Mensch, der gewöhnliche Mensch, weil er ein Neidhard ist, lieber die Schwachheiten und Fehler seines Mitmenschen aufsucht, als die Lichtpartien, so konnte es nicht fehlen, daß Mozart nicht hätte stark belästert werden sollen; denn er gab sich hin, wie er war, und der geniale Künstler ist den Schranken der Werkeltagswelt überhoben. Im Reich des Idealen allein schwärmt, lebt und webt er, und das können denn die gewöhnlichen Menschen nicht begreifen.

Späterhin arbeitete Mozart, trotz dem, daß er schon nervenschwach war, mit einer Anstrengung sonder gleichen an seinen Kompositionen. Er schien seinen nahen Tod zu fühlen, und wollte noch vorher den Reichthum seiner musikalischen Ideen zu Papiere bringen, um

Digitized by Google

der Welt die volle Erinnerung an sein großes, geniales Leben und Wirken zurück zu lassen. Der Gedanke an den Tod erschütterte ihn, da sein Geist im höchsten Schwunge lebendig war und mit dem schwächlichen Körper nicht in gleichem Verhältniß stand. Er arbeitete in der letzten Periode seines kurzen Lebens oft so angestrengt, daß er alles um sich her vergaß, in Apathie versank, und zur Ruhe gebracht werden mußte. Die Seinigen, welche es wohl einsahen, daß er auf diese Art allzu früh sich aufreiben müsse, suchten auf alle mögliche Art ihn, der mit der gemeinen Welt zerfallen war, aufzuheitern und wieder zu gewinnen; allein umsonst! Er nahm an nichts mehr Antheil, schien nur, ein Atom in der Melodie der Sphären zu leben, und wenn auch seine besten Freunde nach geheimer Verabredung um ihn versammelt waren, so nahm er doch nicht Theil an ihren Unterredungen, sondern blieb vertieft in seinen Kompositionen. — In dieser tragischen Periode des Künstlers, der in hohem Stolzgefühl mit der Welt zerfallen war und zerfallen seyn mußte, komponirte Mozart, zunächst für das Schikaneder'sche Theater in der Vorstadt von Wien, welches dem Theater an der Wien den Rang streitig zu machen suchte, die vielbekannte Oper: „Die Zauberflöte," ferner die Clemenza di Tito, das unnachahmliche Requiem und außer andern kleinen Sachen, mehrere Doppelsonaten, welche durch die bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienene Sammlung der Mozartschen Kompositionen der Erinnerung an einen so hochverdienten Sänger aufbewahrt sind. — Die Zauberflöte wurde in Wien mit einem nie gefundenen Beifall aufgenommen, und dieser verbreitete sich bald weiter. Mozart konnte seiner Kränklichkeit wegen nur etwa zehn mal das Orchester dirigiren, aber er war mit

dem Eindruck und Effect, den die sonderbare Oper und die ganz neue Musik machte, so zufrieden, daß er eines Abends in lustiger Gesellschaft sagte: „Nun ich das Publikum ganz kenne, will ich zu meiner nächsten Oper den Bärentanz zum Thema nehmen.“

Der letzte bedeutungsvolle Auftrag, der ihm geschah, war von einem Polen, das Requiem neu zu ergreifen. Mozart kannte eigentlich den geheimnißreichen Fremden (der auch bis diesen Tag noch nicht sich verkündet hat) nicht, und versprach. Er war schon ermüdet von den Schwächen der Prosa des irdischen Lebens, sehnte sich nach der Sphärenharmonie und erwartete den Tod. Doch arbeitete er mit großer Anstrengung an diesem ihm aufgetragenen Requiem mit fast überirdischem Vergnügen; aber er vollendete es nicht ganz. Der letzte Satz zur Zeremonie des Umgehens und Beräucherns des Katafalks: libera me, Domine! fehlt ganz. Mit dem Hochamt ist die Musik aus, und auch hier sind die letzten Sätze nicht völlig instrumentirt. Indeß hatte Mozart trotz der gänzlichen Erschlaffung, die seine baldige Auflösung verkündete, mit treuem Fleiße daran, selbst auf dem Krankenlager gearbeitet. Nach Mozarts Tode hat der Pole dieses Requiem von der Witwe erhalten, und Süßmayr hat das Fehlende an der vollständigen Ausarbeitung in Mozarts Geiste hinzugesetzt.

Am 5. December 1791, Nachts um ein Uhr, entschlief Mozart, um nun die Harmonie der Sphären in freierer Nähe zu hören. Noch eine Stunde vor seinem sanften Entschlafen hatte er das Requiem sich vor sein Bett bringen lassen, und zu den Trauernden, die um ihn her standen, gesprochen: „Hab' ich es nicht gesagt,

Digitized by Google

daß ich dies Requiem für mich selbst schriebe?" Er warf dann auf die letzten Züge seiner Noten einen sehr rührenden Abschiedsblick, und faltete still die Hände. Entschlafen war er bald nachher zu dem ewigen Erwachen, ohne daß die Umstehenden es bemerkt hatten; sanft ging auch an ihm der Todesengel vorüber. *)

Wie es vielen großen Männern geht, so erging es auch Mozart. Erst nach seinem Tode wurde sein Werth von dem Publikum anerkannt, und man betrauerte den allzu frühen Verlust eines so großen Kopfes, den man wohl den deutschen Orpheus nennen kann. Wenn die Menschen nicht mehr die Gefahr zu befürchten haben, helfen zu müssen, dann klagen und rühmen sie gern den Verstorbenen! — Eine der Würdigsten unter den Würdigen wollen wir ausnehmen. Es ist die verewigte Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar. Sie war eine ruhmwürdige Beschützerin der Künste und Wissenschaften, und ließ Mozart im Park von Tiefurth ohnfern Weimar ein Monument errichten, welches noch lange Zeiten hindurch die genaue Aufmerksamkeit der Fremden auf sich ziehen wird.

Ehe wir weiter gehen, können wir uns nicht enthalten, auszuheben, was Friedrich Rochlitz sehr sinnig und wahr in Hinsicht einer Parallele zwischen Mozart

*) Dieses Requiem ist von großer Wirkung und eine dauernde große Musik. Noch neuerlich wurde in London bei Wiedereröffnung der Theater nach der Trauer über den Tod der Prinzessin Charlotte mit dem Mozartschen Requiem begonnen.

und Raphael sagt. — Da bei dem, — schreibt er — was wir werden, so viel darauf ankommt, was die, durch welche wir wurden, einander sind; so ist es bemerkenswerth, daß Raphael und Mozart Kinder sehr schöner Eltern waren. *) Da bei dem, wie wir etwas und gerade das werden, oder vielmehr worauf und wie wir das, was wir sind, anwenden, so viel darauf ankommt, was die getrieben, durch welche wir wurden, und was folglich unserm Sinn die erste Richtung und Nahrung gab: so ist bemerkungswerth, daß Raphaels Vater Mahler, Mozarts Vater aber Musiklehrer und ausübender Tonkünstler war. Beide Väter liebten und ehrten ihre Künste; beide betrieben sie eifrig, und verstanden sehr gut, was darin recht sey, beide, ohne gerade einen hohen Genius, oder irgend etwas zu besitzen, als wohl geartete und gut gebildete Natur, wußten doch das Richtige ihrer Künste Andere, — auch ihre Söhne zu lehren. — Raphael mahlte in Eifer und Einfalt des Herzens, seines Vaters und des trocknen Pedro Perugino Bilder nach; Mozart übte sich nach den streng-richtigen Weisen seines Vaters und nach den einförmigen Weisen der meisten, damals in Deutschland gangbaren Tonsetzer. — Zwei große Männer hatten angefangen, den Zeitaltern beider Kinder einen neuen Geist einzuhauchen, und mit fast drückender Gewalt die damalige Künstlerwelt zu beherrschen. Erhaben, doch düster, kühn, doch ohne zarten Geschmack, kräftig, doch

*) Sehr wahr! Solche Kinder sind, wenn sie auch nicht schön sind, Producte der Schönheit, und die äußere Schönheit ist bei ihnen vielleicht in das innere Schönheitsgefühl übertragen worden. —

Digitized by Google

ohne Delicatesse war der Geist dieser Männer und ihrer Werke. Michael Angelo und Sebastian Bach hießen die Helden, zwischen denen sich vielleicht nicht nur Aehnlichkeiten finden, sondern fortlaufende Parallelen ziehen ließen. — Raphael lernte Angelo's, Mozart Bach's Arbeiten kennen, und beide wurden von ihnen so hingerissen, daß ersterer seine bisherige Art zu mahlen, letzterer seine bisherige Art zu schreiben, ganz veränderte. Das Düstere, doch sehr Besonnene des Ganges jener beiden großen Lehrer konnte sich aber mit dem schnell auflodernden Feuer der Jugend nicht vereinbaren; beide junge Künstler versuchten diese Vereinbarung dennoch, wurden aber darüber, besonders Mozart, rauh, abentheuerlich, bizarr, verworren! — Beide unternahmen gar manches in dieser Manier, ohne ihm Vollendung zu geben, ja, meistens, ohne es nur fertig zu machen. Noch jetzt haben sich Werke beider von dieser Art erhalten, wie z. B. Raphaels Altargemälde in der heil. Geistkirche zu Siena, und einige Konzerte und manches in den Messen Mozarts, noch in Salzburg, oder bald darauf geschrieben. — Doch jetzt brach das wohlthätige mildere Licht eines feinern, zartern Geschmacks über die Zeitalter beider jungen Künstler herein. Man verschmähete nicht etwa das Dunkel obengenannter Schöpfer, man verehrte, studierte ihre Werke, erwarb, erhielt sich wahre Kunstgelehrsamkeit, wendete sie aber sparsamer und auserwählter an; folgte mehr dem Zug des Herzens, beabsichtigte mehr den Effect, suchte mehr den Geist durch edle und süße Einfalt zu erheben, als ihn unter gewaltige Massen zu beugen; man rührte mehr, statt daß man vorher mehr erschütterte; man nahm mehr schmeichelnd ein, statt daß man vorher mehr stürmend eroberte. Die Zeitalter hatten zu wählen zwischen

der herrischen Minerva und dem milden Apoll; sie entschieden für den letztern und nun legten auch die mehrsten Künstler den Lorbeer zu seinen Füßen. Leonardo da Vinci und seine Mitbrüder standen — wenigstens unter denen, welche Raphael damals genau kennen lernen konnte, — an der Spitze dieser Mahler. Hasse und einige Italiener der mittlern Zeit, unter diesen ganz vorzüglich auch ein Leonardo, standen wenigstens unter denen, welche Mozart genau kennen lernen konnte, an der Spitze dieser Tonkünstler. — Der große Haufe der Mahler zu Raphaels, der große Haufe der Tonkünstler zu Mozarts Jugendzeit, ahmte nur diese neuen Vorgänger mit Eifer und fast allein nach; nicht so jene beiden Jünglinge. Sie waren vom Geist voriger Zeit so wenig ergriffen, waren Manns genug, ihn zu durchdringen und fest zu fassen, ließen aber dem Zauber der neuen Periode sein Recht widerfahren, und machten sein Natürliches, Wahres, Schönes, Liebliches sich zu Nutze. Nun erwachte in beiden der freie, eigenthümliche Genius, der vom Himmel gegebene! Nicht wie ein heranwachsendes Kind regte und erzog er sich in ihnen, sondern, wie ein durch kräftige Kost genährter, und durch begeisternde, erfreuliche Getränke erquickter Mann, stand er in ihnen da, muthig, kühn und fest; und sie selbst waren nun, was sie der Hauptsache nach je! werden konnten. Nun fehlte beiden nur noch ein großer, freier Wirkungskreis, Gelegenheit, die aufwärts und immer aufwärts trieb, und — kunstliebende Gönner, die ihnen eine unbesorgte, heitere Existenz verschafften. Beide fanden sie. Raphael die ersten im Vatikan, die letztern vornemlich in den Päbsten Julius dem Zweiten und Leo dem Zehnten; Mozart die

ersten und letzten auf den Reisen seines frohen, unstäten freien, Künstlerlebens. —

— Und wie erscheinen beide nun in ihren Werken? Was ist eigentlich das characteristische, das überall hindurchsprechende, nie zu verkennende Eigenthümlichste beider? Erfindung! Hier ist die Aehnlichkeit beider Genien zu auffallend, daß ich mir nicht erlauben sollte, einige Minuten bei ihrer Betrachtung zu verweilen. —

— Erfindung ist theils poetisch, theils artistisch; poetische Erfindung giebt, was das Kunstwerk seyn soll, artistische, wie es das werden soll. Jene ist Erfindung der Idee, diese Erfindung des Ausdrucks der Idee. Jene giebt die Sache, die das Mittel zu Erreichung der Sache. Alle Erfindung gehört dem Genie zu: die davon zu unterscheidende Ausführung dem Talent. Das poetische Genie faßt nicht nur die Hauptidee, sondern auch den glücklichsten Moment und die sinnlichen Hauptheile, welche zur Darstellung der Idee erfolglich sind. Das artistische Genie findet nun den glücklichen Ausdruck dafür, innerhalb der Gränzen der Kunst, in welcher er arbeitet; es ordnet und behandelt jene Theile nicht sowohl so, wie es zur Darstellung und zum Ausdruck der Idee, als vielmehr wie es zur Verschönerung des Darzustellenden und zur Erhöhung des Ausdrucks dient. — Dies vereinbart ist im wahren Künstler: aber es ist darum noch nicht in seinem Kunstwerk — er vermag es noch nicht zu Tage zu fördern. Hierzu gehört noch gar manche zu erlernende Geschicklichkeit der Hand und des Pinsels beim Maler, der Finger und Instrumentenbehandlung beim Musiker. Das ist nun, was ich Ausführung genannt haben mögte. Sie ist nicht

Sache des Genies, sondern des Talents und der Erfahrung. Sie ist, wie Talent überhaupt, die Geschicklichkeit, die Leichtigkeit, das poetisch und artistisch erfundene, dem äußern Sinne glücklich darzustellen, Lessings widerstrebenden Stoff zu behandeln. Ohne diese würde das Genie vieles hervorzubringen wissen, aber nicht hervorbringen; wenigstens nichts, als etwa rhapsodische, fragmentarische Entwürfe; ohne jenes Genialische würde das Talent vieles hervorbringen können, aber nicht hervorbringen, wenigstens nichts als etwa Nachahmungen ächter Kunstproducte, Manierirtes und Kopien gemeiner Natur. *) Das Talent kann geübt werden, das Genie geschärft, — jenes als Fertigkeit, dieses als Fähigkeit: so wird beides vervollkommnet, aber jenes in der Quantität, dieses in der Qualität. Beide nun, jener Kunstgeist und diese Kunstfertigkeit muß vereinigt seyn in dem Vollkommnen; soll jedoch eines dem andern vorstehen, so muß es offenbar das erste dem zweiten, — wie Genie überall der Geschicklichkeit, wie das himmlisch-gegebene dem irdisch-erworbenen. Das meint auch Lessing, wenn er sagt: Raphael sey der große Mahler gewesen, wenn er auch unglücklicherweise ohne Hände gebohren worden wäre. Eben so könnte man sagen, Mozart sey der größte Komponist gewesen, wenn er auch unglücklicherweise keine Note geschrieben hätte. —

*) Der Verf. windet sich hier etwas ängstlich um den Begriff von Genie. Uns ist die Kantsche Definition: „Originalität in der Erfindung," die einfachste und lichtvollste. H. H.

— Erfindung, unerschöpflicher Reichthum, unwandelbares Glück in poetischer und artistischer Erfindung ist das Eigenste Raphaels und Mozarts, ist gerade das, wodurch sie das sind, was sie sind. Bei beiden immer auserwählte, edle, schöne Ideen; und nun auch — bei jenem eine Welt voll lebendiger Figuren, hier bei diesem, eine Welt von lebendigen musikalischen Gedanken, jeder für sich sprechend interessant, würdig, zweckmäßig und nun wieder jeder so innig verflochten in das Ganze! Alle, Glieder eines Körpers und Glieder eines schönen Körpers! Alle wohl geordnet, und hin und wieder so hervorgerückt, daß nichts, was an sich interessiren und die Wirkung des Ganzen verstärken kann, verdeckt bleibe! Und dabei auch keines dieser Glieder verzeichnet, keines unkorrekt. —

— Durch diese hohe Eigenheit der Werke beider Künstler, welche sogleich den ganzen Menschen, sey er Kenner oder nicht, sey er nur gebildeter und empfindungsfähiger Mensch, mit ihren süßen Fesseln umschlingt, stiegen beide über ihr Zeitalter empor; besiegten beide nach und nach die nur sich und das Ihre achtende Egoisten, welche sie verkleinerten, die nur über dem Herkömmlichen, Wachenden, welche sie verurtheilten, die Mißgünstigen im Gefühl eignen Unvermögens, welche sie verfolgten; durch jene Eigenheit ihrer Werke errangen sie sich einen ewigen Ruhm, für ihre Künste eine neue, höhere Stufe. Beide stifteten neue Schulen, mit ihnen fing eine neue Periode ihrer Künste an. — Raphael, so groß er war, und so gut er sich fühlte, studierte unablässig seine Kunst, und suchte, nie selbstzufrieden ruhend, sie und sich zu immer größerer Vollkommenheit zu erheben. Eben so Mozart. Wüßte man

das nicht schon historisch, so wurde auch die flüchtigste kronologische Betrachtung der Werke beider davon überzeugen. Raphael lebte einzig in seiner Kunst, und fand in ihr allein Genüge; zeichnete sogar in seinen Erholungsstunden, entwarf da leichte, zwar unvollendete, aber sehr bedeutende Skizzen. Eben so Mozart, und so manches, was man bereits in die gedruckte Sammlung aufgenommen, zeugt davon. — Raphael war durch Menschen und Verhältnisse genöthigt, in den letzten Jahren seines Lebens verschiedene große, aber mehr anmuthige und reizende Werke zu liefern, als er sonst geneigt war. Er entwarf die Geschichte der Psyche, und die Palathea war nach dem Sinn der Bestellenden, aber zugleich so, daß überall der große, tiefe Geist hindurch strahlte. — Eben so Mozart mit seiner Zauberflöte, Clemenza di Tito und einigen kleinern Producten. —

— Aber Raphael und Mozart blieben denn doch auch Menschen. Ihre Werke haben also nicht in aller Hinsicht das Höchste, Reinste und Vollkommenste erreicht. Beide erscheinen hin und wieder weniger glücklich in der Ausführung, — womit man aber nicht das verwechseln wird, was die gemeine Rede in der Tonkunst Ausführung eines Gedankens, Satzes u. s. f. nennt. — Raphael war schwach in Verkürzungen, nicht eben stark in der Perspective; sein Kolorit ist nicht immer gut; schwarze Schatten, rothes Fleisch; sein Pinsel öfters hart. So auch Mozart. Gar manche seiner vollen Kompositionen sind überfüllt; seine Ausweichungen nicht selten bizarr, seine Uebergänge oftmals rauh; selten schreibt er wehmüthig, ohne einzelne durchschneidende Züge geheimen Ingrimms, — was sich durch

Worte nicht wohl beschreiben, aber sogleich empfinden läßt; selten schreibt er zärtlich, ohne schmerzendes Erseufzen unter gepreßter Spannung. So weit in diesem Betracht Raphael dem weichen Koreggio und reizenden Tizian nachsteht, so weit steht hier Mozart den Italienern der mittlern Zeit, auch einigen noch lebenden nach. —

— Die ungemeine Verschiedenheit in den Werken beider Künstler, und zwar Verschiedenheit, sowohl in Ansehung des Inhalts, als in Ansehung der Behandlung (obschon alle jenen Hauptcharacter haben), muß Erstaunen erregen, und würde, so wie deren Menge sonst unglaublich seyn, besonders bei den kurzen, und von Ergebenheit gegen mancherlei Lüste nicht ganz freiem Leben der Meister, — wenn man nicht wüßte, wie beide einzig und allein für ihre Künste lebten, wie sie dieses Leben so früh begannen, und wie ihr Geist sich von allem entfernt hielt, was nicht mit ihrer Hauptsache in ziemlich naher Verbindung stand. Alles andere behandelten sie flüchtig, oft leichtsinniger, nur was ihre Hauptangelegenheit betraf mit größtem, feurigstem, anhaltendstem Interesse. — *)

*) Der Alltagsmensch bewundert es, wie ein Genie bei dem ungebundenen Leben so schnell so viele Werke zu Tage fördern kann. Darin aber liegt eben das Gepräge des Genie's, in dem εξαγοραζειν το καιρον (in dem Auskaufen der Zeit). Dem Genie geht für Lebensgenuß so wenig, als für productive Wirksamkeit in dem raschen Wechsel der Vielzahl der Stunden, welche der gemeine, prosaische Mensch verschläft oder verträumt, oder verschwelgt, verloren.

Digitized by Google

— Sehr bemerkenswerth ist es, daß weder Raphael noch Mozart, ungeachtet des immer weiter Treibens ihrer Geister von Einem zum Andern, ungeachtet des steten Dranges von neuen Arbeiten, ungeachtet des reitzenden Lockens von Vortheilen für immer neue Bestellungen, — doch (in reifen Jahren) nie ihre Arbeiten bloß hinwarfen, obenhin behandelten, unvollendet der Welt übergaben. Schnell arbeiteten beide, aber nicht übereilt. Selbst in den ersten Entwürfen Mozarts, die er für sich selbst behielt, ist alles — selbst in den Abbreviaturen, wo diese nur das geringste Mißverständniß verursachen könnten, ausgeschrieben; alles bis auf das kleinste forte, piano, crescendo u. s. f., durch alle Stimmen der breiten Partituren. —

— Wo man in ihren Werken Verstöße gegen das Herkömmliche, ein für allemal (auch wohl nicht ohne Grund Angenommene findet); da ist dies nicht Folge der Uebereilung, sondern wohl erwogene Aufopferung des weniger wesentlichen für die Hauptsache, — den Effect. —

— Beide ließen jedem andern verdienstvolle Gerechtigkeit widerfahren. Raphael zeigte z. B. immer die lebhafteste Hochachtung gegen seines Lehrers Petro Pe-

---

Dem geisterfüllten Kopf ist jeder Augenblick, den er träger Ruhe widmete, dem hohen Genius gestohlen, und solche Männer zürnen mit dem Schlaf. Doch, die menschliche Natur fordert ihren Zoll, ihren Tribut, und daher bemerken wir, daß große Köpfe der Art nur allzu bald sich aufreiben. d. H.

rugino und gegen dessen Beförderers, Bramante (?) Arbeiten, so weit er sie auch übersah und übertraf, ließ sogar aus Verehrung gegen den ersten, die von diesem gemalte Decke der dritten Kammer der Sigatura *) stehen, — bezeugte laut seine Verehrung gegen den gewaltigen, trotzigen Rival Michael Angelo; und unterstützte selbst den so sehr bedeutenden Jiulio Romano, der den Lehrer im Feuer noch übertraf. Eben so Mozart. Sein Benehmen gegen Joseph Haydn, seine Vertheidigung Jomelli's, seine Verehrung gegen Sebastian Bach und Händel sind bekannt. — So führten und verbrauchten beide ihr kurzes aber gedrängtes Leben, und beide fühlten, als sie in die Hälfte der dreißiger Jahre kamen, eine schleichende Ermattung der zarten Körper, indeß ihre Geister sich immer höher aufschwangen, was aber eben jene desto schneller aufrieb. Jetzt bewog Augustin Chigi — — Raphaeln — Mozarten zur Ausarbeitung jener schon genannten anmuthigern und reizendern Werke; und beide Künstler wurden durch guten Willen der Besteller und mancherlei Umstände auf eine Weile in noch ein sinnlicheres Leben verstrickt. Die geschwächten Körper wurden erschöpft, aber die Geister riffen sich noch einmal auf in Kraft und Hoheit, wie noch nie. Beide fühlten die kalte Hand des Todes, die sie schon ergriff; beide wollten sich erst noch Denkmäler für die Ewigkeit stiften, beide wählten die Verklärung, — Raphael des Erlösers, — Mozart der Erlösten. Mit dem Eifer derer, welche die Larve des Todes um sich schweben sehen, und mit

*) Soll wohl eigentlich heißen: Signoria! d. H.

der Anstrengung derer, welche fühlen: „Das ist dein letztes!“ arbeiteten beide, und gaben hier gleichsam die Quintessenz ihrer heiligsten Gefühle. Beider Verklärungen verklärten sie selbst. Raphaels Werk wurde das erste der neuen religiösen Mahlerei; Mozarts das erste der neuern religiösen Musik. Doch finden manche Kenner die Haltung einiger Theile in beiden zu schwarz. Indem beide Künstler diese Werke vollendeten, starben sie, — beide im 37sten Lebensjahre. Es scheint dies überhaupt ein gefährliches Stufenjahr für große und aus der Heerstraße der Zeitgenossen schreitende Geister zu seyn. Nicht wenige außer den beiden, — auch Brutus und Alexander der Große starben in diesem Lebensjahre. —

Wir haben nicht ohne Grund diese Parallele getreu aufgenommen, denn sie enthält viel scharfe Blicke in das Reich der Kunst, in das Innere des Kunstjüngers, von dessen factischem Leben sich selten viel, und in der Regel wenig gutes sagen läßt, denn hingerissen von seiner Welt, betrachtet er die Alltagsmenschen gewöhnlich nur als Marionetten. Mozart gehörte auch zu den Menschen, welche solche scharfe Ecken haben, und welche in einem übereilten Leben zu schnell sich aufreiben. — Er fühlte ein Mißbehagen mit der Welt, und gab sich in den Momenten, wo sein Genius ihn nicht mahnte, dem Genuß hin. Warum, — das ist leicht zu enträthseln. Er, dieser hohe, talentvolle, geniale Kopf fühlte und erkannte es, daß er für seine Aera und für seine Menschenklasse nicht geboren sey, und um doch etwas von dem elenden Menschenleben zu haben, gab er wie so manches große Genie, welches immer nach oben schaut, zu Zeiten dem elenden Menschenleben sich hin.

Digitized by Google

Bald aber riß ihn doch immer wieder Kunst und Kunstgefühl empor zu den höhern Regionen nach oben. Bei dieser Gelegenheit kommen wir darauf, daß Mozart eigentlich ein religiöser Schwärmer war. Viele seiner frommen Musiken zeugen davon, und noch mehr seine mündlichen Aeußerungen. Ohne religiöse Schwärmerei (wenn wir den frommen Glauben so nennen wollen) läßt sich auch eigentlich der reine, klare, fromme Sinn, welcher in Mozarts Chören und Festgesängen waltet, nicht fühlen, nicht deuten. Im Reich der Töne lag sein Leben; das Irdische war elende Zugabe, die er so wenig, wie die blos Irdischen achtete. Der hohe Schwung hinauf zu dem Idealen entzückte, begeisterte ihn, und rieb das morsche Gebäu des Körpers bald auf, so wie man überhaupt es findet, daß früh empor blühende Genie's auch bald wieder dahin welken. Die weise Anordnung der Natur scheint eifersüchtig auf das Geschöpf zu seyn und sagen zu wollen: „Bis hieher, und nicht weiter!"

Wenn Dilettanten über Mozarts Werke, besonders über seine Opern sich ein Urtheil erlauben dürfen, so liegt in seinem Dom Juan wohl die größte Genialität, die herrlichste künstliche Darstellung! Er hat in dieser Oper die Wirkung der Musik auf das Gefühl am vortrefflichsten zu berechnen gewußt. In sehr edlem, großen Styl fängt die Ouvertüre an, und der erste Act ist gleich Anfangs so groß, so erhaben, daß man das Steigern in dieser Musikleiter für unmöglich halten sollte. Nichts desto weniger steigt der Komponist immer höher und höher hinauf, und nur eine einzige tändelnde Arie macht dem ernsten, düstern Gange einen einflußlosen Einschnitt. Endlich im letzten Act, ehe der Geist des

ermordeten Kommandanten erscheint, ist die Musik von dem allerhöchsten Effect und selbst den Unkundigen ganz ergreifend. Wir haben Beispiele, daß nervenschwache Personen bei dieser furchtbar-schauerlichen Stelle in Ohnmacht gefallen sind. So kann der große Musiker noch mehr wirken, als der große Dichter; wo giebt es aber auch einen zweiten Mozart, der so fein und tief die geheimsten Fugen menschlicher Berührung kannte?! — Eben so wurde schon früher seine „Entführung aus dem Serail" vom Kaiser Joseph mit großem Beifall aufgenommen, und dieser äußerte an Mozart seine Beifallsbezeugungen. „Aber," fügte der Kaiser hinzu, „es sind doch gewaltig viel Noten darin!" — Gerade so viel, als es sich gehört! — antwortete Mozart.

Was Mozart, den Menschen betrifft, so war er eine kleine, aber behende Figur. Sein Aeußeres war gehaltlos; er lebte und webte nur in der Kunst, und opferte dieser sein ganzes Seyn. Italienisch sprach er, seiner Geburt und Erziehung nach, besser, als deutsch, und daher kommt auch seine italienische Intonation in den Melodien. Er lachte über das Urtheil der Menschen, und spottete dessen. Geld und Geldeswerth kannte er nicht; dem Familienleben war er entfremdet, obgleich er sehr herzlich war. Nur für den innern Haushalt gewöhnlicher Naturen konnte er nicht sorgen. Wenige Stunden nur opferte er dem Schlaf, und er machte in dieser Hinsicht oft aus dem Tage Nacht, und aus der Nacht Tag. Nirgends hatte er lange Ruhe, und eine so irreguläre Natur mußte sich wohl nach den ewigen Gesetzen der menschlichen Natur und Lebensordnung bald in sich selbst verzehren. Dazu kam nun noch als Aufreibungsstoff die glühende Phantasie, und das ewig rege, nimmer rastende intensive Leben des genialen, mu-

Digitized by Google

sikalischen Dichters. Eine glühende Phantasie reibt den Körper schneller auf, als alle physischen Genüsse. Letztere geben zuletzt Ermattung, dann Erhohlung; jene, die glühende Phantasie, schwelgt in ungemessenen Räumen weiter, und immer weiter fort, und verwirrt und verzehrt das ganze Lebenssystem. So war es mit Mozart. Sein Schwung zu dem Unendlichen war auch so groß, daß ihm das Leben eigentlich eine Null war, zumal er die Ansprüche, welche er an das Leben glaubte machen zu dürfen, nirgends erfüllt fand. Wie es allen großen Männern, die im Gefühl eigner Würde durch das Leben wandern, so ging es auch ihm; verkleinert, verleumdet, mußte er seine Gutmüthigkeit durch schwere Tage schleppen, und erst nach seinem Tode stand er als der hochberühmte Künstler neidlos und glanzvoll da! Mit einer Resignation, welche den großen Mann ehrt und ziert, ertrug er oft die Zurücksetzungen, welche Kabalen aller Art ihm bereiteten, und noch auf seinem Sterbebette sagte er: „Ich würde länger gelebt haben, wenn nicht zu viel Galle in meinen Magen gekommen wäre."

Uebrigens war Mozart ganz das, was man einen Künstler nennt; er sprach mit dem Kaiser so frei, als mit dem geringsten Mann; er liebte muntere Gesellschaft, und ließ sich nicht, wie manche andere Künstler, zum Spiel nöthigen. Dirigirte er ein Orchester, oder ein Konzert, so war er die Lebendigkeit selbst. Auf jedes Instrument, auf jeden Mißton lauschte er, und es hat mehrere Beispiele gegeben, wo er in seinem musikalischen Ingrimm dem Fehlenden das Notenstück in das Gesicht geworfen. — Wie mancher andere Künstler, achtete er übrigens auch wenig auf äußere Form, wußte daher

nie, was der Ton des Tages sey, und blieb daher auch in der Kleidung und dergleichen hinter dem Üblichen zurück. Er scherzte in dieser Hinsicht oft selbst über sich und seine anspruchlose Figur.

Mozart als musikalischer Dichter gehört zu den Heroen, und wird immer ein Stolz der Deutschen bleiben. Seinen Schwanengesang, das Requiem, haben die größten italienischen Meister in den großen Fugen und Zusammenstellungen noch nicht erreichen können. Die Vielseitigkeit seines Genie's ist offenkundig, und es ist zu beklagen, daß wir nicht eine ganz vollständige Sammlung aller seiner musikalischen Werke haben. Freilich ist das aber auch unmöglich; denn aus Gefälligkeit komponirte er manches, und oft aus dem Stegreif, und gab es, ohne eine Abschrift zu behalten, an gute Freunde hin. Manches ist auf der andern Seite ihm auch untergeschoben, was nicht sein Eigenthum ist; dahin gehören besonders mehrere vierhändig gesetzte Sonaten, gegen die er überhaupt oft genug seinen Widerwillen äußerte, und was er in dieser Hinsicht setzte, schien er invita Minerva zu setzen. — Saß Mozart in Stunden der Begeisterung am Klavier und fing an zu phantasiren, dann bemächtigte er sich aller Töne, und mit herrischer Gewalt bestimmte und leitete er alle Gefühle der lauschenden Zuhörer.

Digitized by Google

Ergänzungsblätter

zu den

ersten drei Bänden

des

Magazins der Biographien.

Digitized by Google

Vorwort.

Schon früher ist angedeutet, daß Ergänzungen, Vermehrungen und Berichtigungen in einem Nachtrag gegeben werden sollten. Sie werden jetzt für die ersten, vollendeten drei Bände hier geliefert, und dem Forscher der Geschichte der Zeit nicht ganz unwillkommen seyn. Das Thatenleben Einzelner kann man nicht reich genug entwickeln; außerdem aber finden sich nach dem Druck erst, der die Allgemeinheit der Bekanntmachung giebt, so manche Berichtigungen, welche der Biograph der strengsten Sichtung ohnerachtet nicht früherhin bewirken konnte. Durch dieses Anerkenntniß des Irthums wird die Wahrheit dieses Werkes der Biographien nicht nur nicht gestört, sondern gefördert, und die Gründlichkeit derselben vervollständigt. Es wäre ein lächerlicher Stolz, eine die gute Sache störende An-

maßung, wenn man bei all' den vielen, in dieser Gallerie geschilderten Personen alle characteristische Individualitäten sogleich glaubte aufgesammelt zu haben. Einzelne Nachträge, wie sie hier geliefert werden, zeugen von dem strengen Willen, ein rein-historisches, von allem Romanesken, von allem phantastischen Schein, von aller Schmeichelei entfremdetes Werk dem Publikum zu überliefern.

Digitized by Google

Bülow von Dennewitz.

(3tes Heft.)

(Zusatz.)

In den frühern Zeiten, wo ein langer Friede die preußische Armee mehr rück- als vorwärts brachte, schien das Studium der militärischen Wissenschaften dem v. Bülow nur Nebensache zu seyn; wohl aber waren die schönen Wissenschaften und Künste, unter letztern besonders die theoretische Musik, ihm anziehend. Mit Mozarts, Haydns und Glucks neuer Methodie war er nicht einverstanden. — Sein Aufenthalt in dem Hauptquartier der Preußen und Oestreicher während der Jahre 1792-1795 ließ ihn zuerst das theoretische Studium der Kriegswissenschaften lieb gewinnen, und von jetzt an

erst bildete er sich durch unablässiges Streben und Studiren zu dem wissenschaftlichen Feldherrn; als welchen er späterhin sich zeigte. Nach dem Basler Frieden, in seinem kleinen Besatzungsort in Ostpreußen hatte er Muße genug, aus der erlebten Praxis des Krieges eine Theorie sich selbst zu bilden; und er that dies fortan mit dem regesten Eifer.

Der bekannte Heinrich von Bülow, dessen freie Schriften über den Feldzug von 1805 und andere mehrere, ihn zum Gewahrsam brachten, hatte in prophetischem Geist — eine zweite Kassandra, — die Zukunft, wie sie auch nachher erfolgte, gezeichnet und verkündet. — Anstatt ihn zu ägriren, hätte man diesen scharfblickenden Kopf auf seine gehörige Stelle mit seiner dreisten, und richtigen Wahrheit — denn der Erfolg lehrte es — stellen sollen, und manches Unheil wäre vielleicht nicht über die nordischen Lande durch die Ueberlegenheit des Genies des französischen Kaisers dann gefallen! Dieser Heinrich von Bülow beurtheilte die französische Strategie ganz richtig, und seine Wahrheit, daß der Norden dagegen noch zurück sey, brachte ihn in Arrest. Der Verlust dieses talentvollen Kopfes ist zu beklagen. Er war ein Bruder des Graf Bülow von Dennewitz, privatisirte eine Zeitlang in Berlin, und erschien in seinem Privatleben auch öfters so excentrisch, als seine politischen Schriften erscheinen. Es ist zu beklagen, daß dieser helle, aber nicht geregelte Kopf dem Staatszweck entgehen mußte. Merkwürdig ist es, daß Graf Bülow von Dennewitz in den Gefechten von Groß-Beeren und von Dennewitz in die Theorien des Heinrich von Bülow, was den konzentrischen Angriff, das Vorwerfen und versteckte Umgehen betrifft, eingriff, und

diese große Kunst, den Feind zu umgehen, zeigte er der staunenden Welt besonders am dritten Tage der Schlacht von Waterloo.

Graf Bülow von Dennewitz liebte seinen Bruder Heinrich von Bülow sehr, trotz der Sonderbarkeiten desselben. Letzterer hatte mit einem Berliner Buchhändler einen Kontract wegen eines beissenden politischen Journals abgeschlossen, und reisete nach London, um es dort drucken zu lassen, und nach Berlin zu versenden. Der Berliner Buchhändler versprach eine Anweisung von 100 Pfund auf London, und Heinrich von Bülow reisete ab. Die Anweisung blieb aber aus, und Schulden halber wurde Bülow nach Newgate gebracht. Kaum hatte der General Bülow dies erfahren, als er sogleich Geld nach London sandte, und seinen Bruder befreite, so, daß dieser wieder nach Deutschland zurückkehren konnte. Jener Buchhändler mag denn freilich wohl wegen Nichterfüllung seiner Zusicherung etwas hart angegangen seyn.

General Bülow war so lakonisch, wie sein excentrischer Bruder Heinrich in der Rede. — Noch Lieutenant, begegnete er einem Kameraden in bürgerlicher Kleidung, und fragte ihn nur: Spaß oder Ernst?

Das Regiment Arnim, wobei er stand, hielt seine gewöhnliche Wachtparade auf dem Döhnhoffschen Platz in Berlin; eben so das Regiment Alt-Pfuhl, wodurch beider Regimenter Offiziere genau sich kannten. Arnim trug weiße, Pfuhl schwarze Aufklappen an den Uniformen. Ein Offizier von letzterm Regiment befand sich einst wegen einer freilich nicht erheblichen Summe für

Digitized by Google

den Augenblick in Verlegenheit, und wissend, Bülow pflege bei Kasse zu seyn, bat er ihn, sie ihm vorzustrecken. Bülow, sein Freund, nahm ihn mit in seine Wohnung. Nach Empfang wollte jener einen Schuldschein darüber ausstellen, und Bülow ihn nicht annehmen. „Sie müssen doch schwarz auf weiß darüber haben!“ sagte der Schuldner. — So geben Sie mir schwarz auf weiß, — rief Bülow, und umarmte ihn. Die schwarze Klappe kam auf die weiße. *)

---

*) Die mehresten dieser Nachträge über v. Bülow verdanken wir den „freimüthigen Blättern.“ d. H.

Ludwig Ferdinand,
Prinz von Preußen.

(7tes Heft.)

Der General-Adjudant des Prinz Ferdinand, welcher König Friedrich dem Zweiten die Vermehrung des Ferdinandschen Hauses anzeigte, hieß nicht Graf Chasot, sondern von Schmettau.

Digitized by Google

Gottfried Christoph Beireis.

(8tes Heft.)

(Zu pag. 192.)

Man erzählt von ihm, daß die einfachere und wohlfeilere Entwickelung des Karmin ihm eine sehr große Anstrengung gekostet habe. Der gewöhnliche Karmin wird durch Kochenille u. s. w. bereitet, dieser Stoff ist aber bei den Porzelan-Mahlerein nicht zu gebrauchen, weil er in der Hitze der Oefen verfliegt, oder eine andere dunklere Farbe annimmt. Beireis suchte eine stehende Metallfarbe zu entwickeln, und man sagt von ihm, daß er drei Tage und drei Nächte ununterbrochen an den Retorten und Schmelztiegeln gestanden habe. Den ihn überfallenden Schlaf soll er sich sogar durch

Auflegen heißer Kohlen auf die Füße abgewehrt haben, bis er denn endlich die Entwicklungs-Krisis, einen wohlfeilern Karmin fördern zu können, aufgefunden hatte. Vorhin war man der Meinung, der Karmin werde aus Gold gemacht; Beireis lieferte ihn nun in derselben Güte, aber zu denselben Preisen aus einfachern Stoffen. Dieser in den bedeutendsten Fabriken des In- und Auslandes unentbehrliche Färbestoff wurde bei ihm in großen Quantitäten bestellt, und soll den ersten Grund zu seinem Reichthum gelegt haben. Späterhin verkaufte er sein Geheimniß der wohlfeilern Entwicklung des chemischen Prozesses nicht nach Holland, sondern nach England. Der Karmin wird auch nicht mit Gold aufgewogen, sondern hat nur den halben Goldes Preis. — Der Ultramarin hat nicht den doppelten, sondern nur den vollen Goldpreis. Beireis war allerdings damit beschäftigt, diese feurigste der blauen Metallfarben wohlfeiler zu präpariren; seine vielfältigen Versuche scheinen aber nicht von Erfolg gewesen zu seyn. Man berechnet ihm, daß sein Vermögen, bei seiner einfachen Lebensart, unermeßlich hätte seyn müssen, wenn, wie bei so vielen Chemikern, durch vereitelte Versuche nicht wieder so viel durch den Schornstein gezogen wäre.

Zu den vielen Sonderbarkeiten dieses merkwürdigen Mannes — man mögte ihn den halben Faust nennen, und man muß es beklagen, daß mit seinem Tode so manches Geheimniß verloren gegangen ist, indem er, wie der Herr Biograph richtig bemerkt, selbst nichts in Druck gab, fügen wir noch dies wenige, historisch Wahre hinzu.

Digitized by Google

Beireis achtete das Geld nicht als Zweck, sondern als Mittel. Er äußerte sich darüber so laut und bestimmt, daß diese Aeußerungen zunächst die Veranlassung zu der Meinung gaben, er sey Alchymist. — Der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig besah einst das Kunstkabinet von Beireis, und fand Gefallen, besonders an den Automaten, die in der That von hoher Bedeutung waren. Der Herzog fragte seinen Unterthan, was er für dieses Kabinet fordere? — Das können mir Ihro Durchlaucht nicht bezahlen! — erwiederte Beireis, — — und der Handel war abgebrochen.

Beireis erreichte, wie bekannt, ein hohes Alter. Er behauptete laut, ein Mittel zu wissen, das menschliche Leben zu verlängern. Hätte er ein solches Mittel gewußt, so hätte es ihm Hufeland für seine Makrobiotik abkaufen sollen. Man glaubt zwar, daß er als Alchymist jene Goldtinktur zu bereiten gewußt habe, welche den Lebensfaden länger spinnt, allein Atropos läßt sich nicht abweisen, und sein Verlängerungsmittel war wohl nur eine strenge Diät.

Digitized by Google

Leopold Friedrich Franz,

Herzog zu Anhalt-Dessau.

(Ates Heft.)

Es ist an einigen Orten bemerkt worden, als wenn die beiden Anecdoten, welche pag. 246 und 247 von ihm erzählt werden, nicht ihm angehörten, sondern nur untergelegt wären. Es ist allerdings richtig, daß diese beiden Anecdoten von Erzählern schon längst in das Publikum gebracht sind, ohne daß die Erzähler den Namen des deutschen Fürsten, den sie betrafen, nannten; einer dieser Erzähler schiebt sogar einen falschen Namen unter. Nichts desto weniger weiß Referent es proprio auditu, daß dieser beißende Scherz in der Rache des Nationalstolzes von dem verewigten Herzog von Dessau

Digitized by Google

herkommt. Er selbst redete über seine Abentheuerlichkeiten auf den Reisen in jungen Jahren nicht. Diese Anecdoten von ihm, dem Herzog, debütirte der Kanzler von Hoffmann auf Dieskau, bei Halle an der Saale, ein Mann, der den Herzog in seinen engsten Verhältnissen kannte, und ihm Freund war, — wenn Fürsten Freunde haben können.

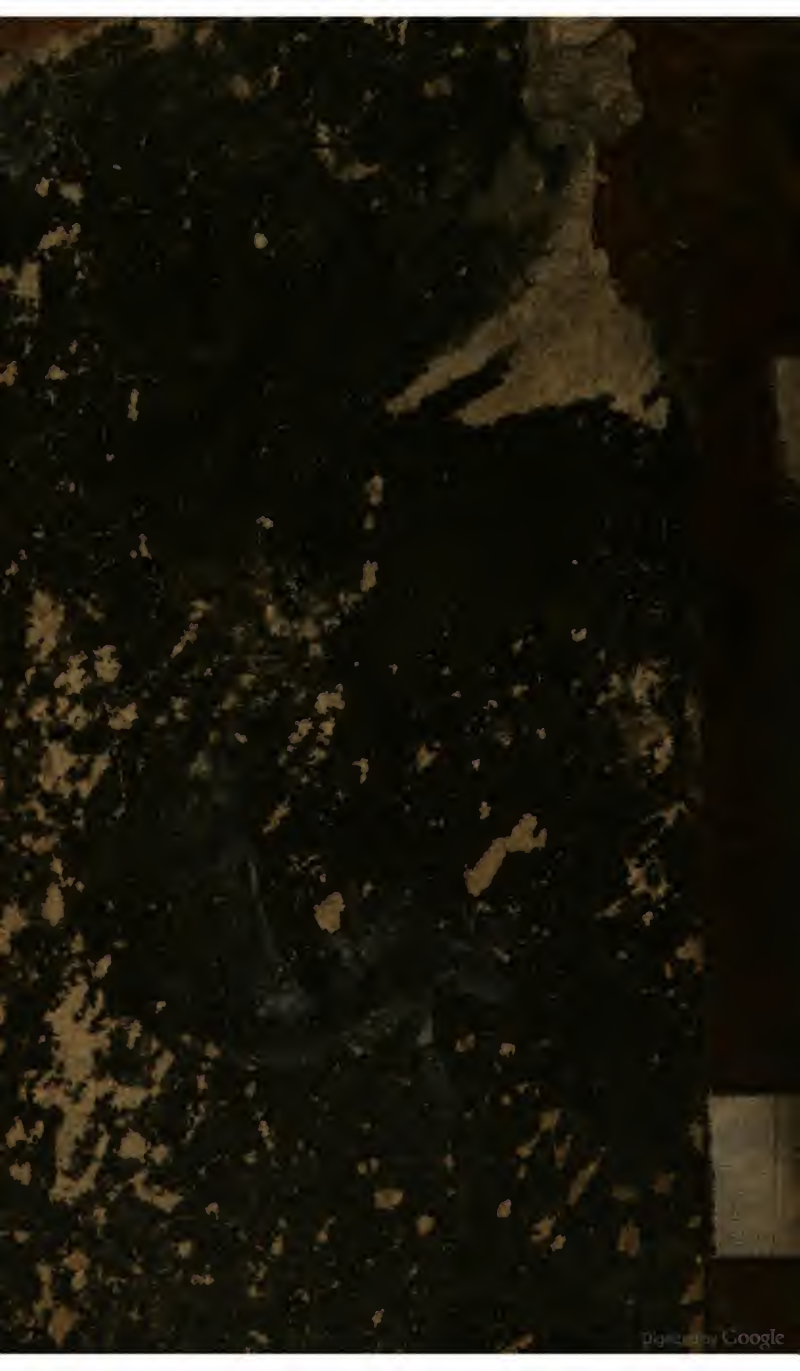
Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

3518
9672

Digitized by Google


Digitized by Google